Schmid

225

- 3 -

Jan. Cichosz 1541

Gesammelte

Jugend-

und

Kinder-Schriften,

von

Christoph Schmid,

Domcapitular des Bisthums Augsburg im Königreiche Bayern.

Dritter Band.

Der gute Fridolin

und der

böse Dietrich. Das Blumenkörbchen und der Diamantring.

Mit zwey Kupfern.

Vollständigste und wohlfeilste,
durchaus verbesserte und ansehnlich vermehrte, wie auch mit achtundzwanzig Kupfern verschönerte Auflage.

Grätz.

Papier und Druck von den Gebrüdern
Georg und Carl Tanzer.
1832.

1985.417

Zwey
Geschichten
aus dem
Leben unserer Zeit
für die
Jugend und ihre Freunde.

Der gute Fridolin und der böse Dietrich.
Das Blumenkörbchen und der Diamantring.

Von
Christoph Schmid,
Domcapitular des Bisthums Augsburg im Königreiche Bayern.

Mit zwey Kupfern.

1832.
Papier und Druck
von der k. k. priv. Papierfabrik und Buchdruckerey der
Gebrüder Georg und Carl Tanzer.

H. Dähling dl. 1829. J. B. Pfitzer sc.

Der gute Fridolin

und

der böse Dietrich.

Eine

lehrreiche Geschichte

für

Aeltern und Kinder

von

Christoph Schmid,

Domcapitular des Bisthums Augsburg im Königreiche Bayern.

Neueste, verbesserte Auflage.

Mit einem Kupfer.

1832.

Papier und Druck

von der k. k. priv. Papierfabrik und Buchdruckerey der

Gebrüder Georg und Carl Tanzer.

Bibliothek
Augsburg

Der dumme Diebold.

Eine

Weihnachtsgabe

für

Kinder

von

Christoph Schmid.

Zum Besten der Errichtung einer Anstalt für blödsinnige Kinder.

Augsburg und Leipzig,
bei der K. K. priv. Stadtbuchhandlung und Buchdruckerei bei
Christian Heinrich Kranzfelder.
1829.

1984.417
Stadtbibliothek
Augsburg

Vorrede.

Ein Gespräch mit zwey sehr verehrungswürdigen Staatsmännern gab die Veranlassung zu vorliegender Schrift.

Diese zwey, ganz ihrem wichtigen Berufe lebenden Männer wünschten eine Erzählung, die eigens dazu verfaßt wäre, vor Abwegen, die zu Uebertretung der Gesetze führen, zu warnen, ja selbst solche Menschen, die bereits der strafenden Gerechtigkeit anheim gefallen, wieder zur Besinnung und auf den rechten Weg zu bringen.

Der Verfasser glaubte indeß, den warnenden Beispielen des Bösen, auch einladende Beispiele des Guten entgegen stellen zu müssen, um nicht nur vom Laster abzuschrecken, sondern auch die Tugend in ihrer Liebenswürdigkeit zu zeigen, und ihr die Herzen der Menschen zu gewinnen.

Bey dem Allem war es unvermeidlich, daß in dieser Erzählung nicht bloß liebliche, sondern auch ernsthafte oder sogar schauerliche Schilderungen vorkommen; ja es hat schon etwas Unangenehmes, mit Menschen näher bekannt zu werden, die sich großer Vergehun-

gen schuldig gemacht haben. Indeß haben auch solche Menschen noch ihr Gutes, und können in mancher Hinsicht sehr merkwürdig seyn. Hauptsächlich aber kam es hier darauf an, zu zeigen, wie auch große Vergehen ihre ersten Keime in einer vernachläßigten Erziehung oder einer übel bewachten Neigung haben, und wie die Folgen solcher Vergehen sich über alle menschliche Verhältnisse verbreiten und mannigfaltigen Jammer anrichten.

Was die Begebenheiten selbst betrifft, so sind sie nicht aus der Luft gegriffen, sondern aus dem wirklichen Leben genommen; ja einen der Uebelthäter, jenen unglücklichen Familienvater, dessen letzte Lebenstage uns wieder mit seinem früheren Leben aussöhnen müssen, hat der Verfasser selbst, vor bereits vierzig Jahren, in dem Gefängnisse zu besuchen Gelegenheit gehabt, und viele seiner letzten Reden aus seinem Munde vernommen; daß jedoch Namen und Nebenumstände geändert werden mußten, versteht sich von selbst.

Christoph Schmid.

Erstes Kapitel.

Fridolin, ein sehr guter Knabe.

Fridolin war ein herzensguter, fröhlicher Knabe. Eines Morgens ging er in den Wald, dürres Holz zu sammeln. Er hatte im vorigen Frühlinge und Sommer beinahe alles Holz für den Winter auf seinem Kopfe nach Hause getragen, um seinen armen Aeltern, die sonst viele Arbeit hatten, ihr hartes Tagwerk zu erleichtern. Er wollte es auch in diesem Jahre thun, und machte heute damit den Anfang. Mit unermüdetem Fleiße suchte er weit umher im Walde die dürren Aeste und Zweige auf, und ruhte nicht eher, bis er einen so großen Büschel, als er nur immer tragen konnte, beisammen hatte.

Er kam nunmehr aus dem dunkeln Walde hervor in ein grünes, sonniges Thälchen zwischen zwei finstern Tannenhügeln. Eine frische Quelle floß mitten durch das Thälchen, das mit allerley Kräutern und niedern Gesträuchen bedeckt war. Er ging an der Quelle hinauf, bis an den Felsen, aus dem das reine, klare Wasser, im Schatten einer schönen grünen Buche, hell wie Krystall, hervorquoll. Nicht weit von dem Felsen fand er die ersten reifen Erdbeeren. Er pflückte sie, und legte sie sorgfältig auf ein großes Blatt, das er von der nächsten Distel mit vieler Vor-

ficht abgebrochen hatte. Hierauf setzte er sich nächst der Quelle auf grünes Moos, sein Mittagsmahl zu verzehren. Es bestand aus einem großen Stücke schwarzen Brodes, und die Quelle lieferte dazu einen frischen Trunk. Die scharlachrothen Erdbeeren, denen das grüne Blatt zum Teller diente, waren zum Nachtische bestimmt.

Fridolin entrichtete, bevor er anfing zu essen, sein Tischgebeth mit aufgehobenen Händen so andächtig, als wohl wenige Reiche, bevor sie sich an die mit Silbergeräth gezierte, und mit zwanzig Gerichten beladene Tafel setzen. Er war sehr vergnügt. Der Hunger würzte ihm die kleine Mahlzeit. „Wie gut mir auf die Arbeit mein Stücklein Brod schmeckt, sagte er. Wie dank' ich Dir, lieber Gott, daß Du es mir giebst und immer guten Appetit dazu! Mir ists da, in dem kühlen Schatten und an dem hellen Brünnlein, recht wohl. Ich denke, mir schmeckts so gut, als dem Könige. Freilich ist meine Tafel nicht so prächtig, was ich auch nicht verlangen kann; allein sie ist doch auch nicht zu verachten. Anstatt eines weißen Tischtuches ist das meinige hübsch grün; es ist so fein und zart wie Sammet, und mit schönen goldgelben und himmelblauen Blümchen gestickt, dergleichen keine Stickerin zu Stande bringen kann. Mein Konfekt, sagte er, indem er lächelnd auf die Erdbeeren blickte; ist von einem viel größern Meister zubereitet, als dem Zuckerbäcker in der Stadt, von dem lieben Gott selbst. Anstatt der Heiducken und Leibgarden stehen die Bäume umher; und

ihr, ihr lieben kleinen Vögelein, da droben auf den grünen Aesten, machet mir die liebliche Tafelmusik noch obendrein umsonst!"

Indem Fridolin so mit sich sprach, sieh, da kam seitwärts auf der Anhöhe eine Rehziege mit ihrem schön gesprenkelten Jungen aus dem Dickicht hervor. Sie stand erst still, sah sich schüchtern um, bewegte aufmerksam die Ohren hin und her, und ging dann, sorgsam die leichten Füße hebend, über alte Baumstöcke und verschlungene Brombeerranken den Hügel hinab, und das Junge trippelte hinter ihr her. An der Quelle, die unten am Hügel vorbey floß, trank sie — und fing dann an, auf dem freien, grünen Platze zu weiden, und an den Gesträuchen zu nagen. Das Junge sprang indessen lustig und munter umher.

Fridolin hielt den Athem an sich, und saß so still und unbeweglich da, als wäre er aus Stein ausgehauen. Das Herz klopfte ihm vor Freude. „Was das für nette, liebe Geschöpfe sind, dachte er bey sich selbst. Schöneres kann man doch nichts sehen! Im Walde ists doch lustig und angenehm. Immer sieht man etwas Neues, das einem neue Freude macht."

Aber sieh — da fuhr plötzlich, nicht weit von ihm, Feuer auf, und ein mächtiger Knall wiederhallte, gleich einem Donner, im Walde. Fridolin sprang auf, und wäre vor Schrecken, beinahe unter und über sich, die Anhöhe hinab gepurzelt. Feuer und Knall waren ein Schuß. Das Reh war gestürzt, wälzte sich röchelnd und zappelnd am Boden, und das Junge stand traurig dabey.

Sogleich auf den Schuß kam ein Knabe von blassem Aussehen und in zerlumpter, blauer Jacke, mit einer Flinte in der Hand aus dem Gebüsche hervor, sprang auf die geschossene Rehziege zu, und rief: „Ha, dich hab' ich gut getroffen! Da liegst du, und wirst uns nicht mehr entlaufen."

Ein Mann mit herabhängendem Haar und starkem Bart folgte dem Knaben. Auch er war mit einer rostigen Flinte versehen, die er unter dem Arme trug. Er hatte einen zerrissenen Hut auf, der eher grau als schwarz aussah; sein brauner Kittel war ganz abgetragen, und an den Ellenbogen sah das Hemd heraus. Der Mann tödtete die Rehgeis vollends, lud sie auf die Schultern, und lief, da er den guten Fridolin erblickte, eilends davon. Der junge Bursche, der das Reh geschossen hatte, blieb noch eine Weile stehen, blickte Fridolin starr an, nahm aber dann auch plötzlich die Flucht.

„Das sind Wildschützen, sagte Fridolin; grausame Menschen, daß sie dem armen Thierlein die Mutter vor den Augen wegschießen, und es dem Hungertode preis geben! Wie scheu sie das böse Gewissen macht! Sie fürchten sich Beide vor mir, einem schwachen Knaben! Nun, diese böse That wird ihnen wenig Segen bringen."

Jetzt kam das junge Reh hinter dem Strauche, wo es sich vor den Wildschützen versteckt hatte, wieder hervor, und irrte kläglich schreiend umher. Fridolin lief darauf zu. Es duckte sich, bei einem Gesträuch nächst dem Stamme einer Eiche, schüchtern zur Erde nieder, und Fridolin

fing es mit leichter Mühe. „Ach du armes, armes Närrchen, sagte er, indem er niederkniete und das zitternde Thierchen streichelte, wie dauerst du mich! Nun hast du keine Mutter mehr, und mußt Hungers sterben. Denn du hast ja, sagte er, indem er ihm in den Mund fühlte, noch nicht einmal Zähnlein, dich von Gras und Kräutern zu ernähren. Du bist recht elend daran, und weißt es nicht einmal.“

Indeß war Moritz, der alte herrschaftliche Jäger, der sich eben in dem Walde befand, und den Schuß vernommen hatte, sogleich herbey geeilt. Als er den Fridolin bey dem jungen Rehe erblickte, schlich er sich hinter die Eiche, und hörte ihm neugierig zu.

Fridolin betrachtete das niedliche Thierchen noch immer mit Wohlgefallen, und sagte: „Wie es so arglos und unschuldig aus den großen, dunkelblauen Augen blickt, und wie schön der bräunliche Rücken gezeichnet ist, wie mit zwey Schnüren weißer Perlen! Sogar das schwarze Näschen steht ihm gut.“ „Komm, du armes Thierlein, sprach er jetzt, laß dich auf die Arme nehmen. Ich weiß nicht, was mit dir anzufangen ist. Ich will dich dem Jäger bringen; der wird es besser wissen. Wenn er dich nur nicht abschlachtet! Aber wagen müssen wir es dennoch. Denn ihm gehörst du, und ich darf dich nicht mit nach Hause nehmen, so große Lust ich dazu hätte! Ich will aber bey dem Jäger schon für dich recht bitten und anhalten. Vielleicht schenkt er dir das Leben, und findet ein Mittel, dich aufzuziehen.“

Der alte Jäger Moritz vernahm jedes Wort, lächelte sehr zufrieden, hielt sich nach seiner Art das Kinn, und nickte öfter mit dem Kopfe. Da nun Fridolin aufstand, sich umwandte, und weiter gehen wollte, erblickte er den Jäger, und hatte keinen kleinen Schrecken. Allein der ehrliche Moritz sagte lächelnd: „Fürchte dich nicht, guter Knabe! Ich thu dir nichts zu Leide. Ich habe dein Gespräch mit dem armen Thierchen gehört. Ich kann dieses Rehkitzchen nicht brauchen, und wenn ich es laufen lasse, kommt es nur um. Ich schenke es dir. Wenn du dir die Mühe geben willst, kannst du es leicht aufziehen.“ Der Knabe war vor Entzücken fast außer sich. Er nahm seinen Holzbüschel auf den Kopf, und das Thierchen unter den Arm, und ging neben dem Jäger her, und horchte aufmerksam auf jedes seiner Worte. Denn der Jäger gab ihm unterwegs Unterricht, wie er das junge Reh mit ein wenig Kuhmilch, ungefähr mit einem Drittheil Wasser vermischt, aufziehen könne. Der Jäger nahm hierauf Abschied von ihm, und sagte: „Bleib' ferner so ehrlich und rechtschaffen, liebes Kind, und es wird dir noch wohl gehen!“

Zweites Kapitel.

Fridolins fromme Mutter.

Voll Freude kam Fridolin nach Hause in sein kleines Stübchen. Als aber die Mutter das junge Reh erblickte, schalt sie ihn. „Du bist ein gott-

loser Knabe, sagte sie, daß du es gefangen hast. Das ist nicht besser, als gestohlen. Wenn der Diebstahl aufkommt, so läßt dich der Jäger keinen Schritt mehr in den Wald thun, und dann kannst du im Winter neben dem kalten Ofen vor Frost mit den Zähnen klappern. Ja, du kannst noch dazu eingesperrt, und sonst noch gezüchtiget werden. Und wenn der Raub auch nicht aufkäme, so weiß ihn doch Gott, der keine Sünde ungestraft läßt. Ach, wie konntest du doch vor seinen Augen Böses thun! Auf der Stelle trage das junge Reh wieder an das nämliche Plätzchen hin, wo du es genommen hast, damit es wieder zu seiner Alten komme. Hörst du, auf das nämliche Plätzchen — und jetzt gleich geh' damit wieder in den Wald."

„Laßt mich doch nur zu Worten kommen, liebe Mutter," sagte Fridolin, und erzählte ihr, wie es gekommen, daß der alte Moritz ihm das artige Thierchen geschenkt habe.

„Nun, das ist freilich etwas Anders, sprach die Mutter; „aber mein Gott, das kleine irdene Schüsselein voll Milch, das du täglich bekommst, ist ja, außer Schwarzbrod und Erdäpfeln, fast deine einzige Nahrung — und das willst du noch mit dem Rehe theilen?"

„Je nun, sagte Fridolin fröhlich, wir sollen ja gern mittheilen, und auch gegen die Thiere barmherzig seyn. Umkommen können wir das arme Thierlein doch nicht lassen. Du sagtest ja selbst öfter: Es gebe kein größeres Almosen, als das ein Armer dem Andern giebt; solche Almosen seyen Gott am wohlgefälligsten. Wenn wir das arme

Thierlein nicht verschmachten lassen, so ist dieß auch eine Art Almosen, und gefällt Gott gewiß sehr wohl; und wer weiß, ob Er uns nicht einmal reichlich dafür belohnt."

„Die gute Mutter lächelte freundlich, und ließ es gut seyn. Fridolin zog das junge Reh nach Anleitung des Jägers auf. Er machte dem Thierchen in der Ecke der Haustenne ein warmes Lager von Heu. Es gewöhnte sich bald an ihn, kannte seinen Ruf, und sprang ihm, wenn er nach Hause kam, freudig entgegen. Es lief ihm überall nach, begleitete ihn in den Wald, und er durfte nicht fürchten, daß es ihm entlaufe. Wenn er im Walde Holz sammelte oder Beeren pflückte, sprang es oft sehr weit umher; und wenn er müde von der Arbeit sich unter einen Baum setzte, kam es wieder herbey, und legte sich zu seinen Füßen nieder, um auch auszuruhen. Wenn er des Abends mit seinem Büschel Holz auf dem Kopfe heim ging, und das junge Reh, so zahm wie ein Hündlein, hinter ihm herlief, hatte Jedermann Freude daran. Besonders freuten sich die Kinder, und ein ganzer Zug kleiner Knaben und Mädchen begleiteten Anfangs ihn und sein junges Reh immer bis an die Hausthüre.

Ein vermöglicher Knabe aus dem Dorfe kam einst in das Haus, und wollte ihm das junge Reh abkaufen. Fridolin aber sagte: „Das liebe Thierlein wäre mir für hundert Gulden nicht feil!" Fridolins Mutter sagte: „Ich denke, du wirst dich noch anders besinnen."

Der Vater aber lachte, und sprach zu ihr:

„Laß dem Kinde seine Freude! Du siehst nun, daß auch der Aermste in der Welt manche Freude habe, die ihm keinen Heller kostet, und ihm doch nicht um vieles Gold feil wäre. Du hast deine Freude an deinem kleinen Gärtchen, an deinen Bohnen mit feuerfarbenen Blüthen, an dem paar großen, gelb und schwarz blühenden Sonnenblumen, und deinem einzigen Rosenstocke; ich finde an meinen zwey jungen Apfelbäumen vor unserer Hausthüre, und dem alten großen Birnbaum neben dem Hause ein besonderes Vergnügen; und eben so hat der Knabe nun einmal seine Freude an dem jungen Reh. Wer ein offenes Herz für Gottes Werke hat, und sich über die mancherley Geschöpfe Gottes so recht von Herzen freuen kann, und sie öfter mit frommem Gemüthe betrachtet — so arm er auch seyn möge, — er ist reich genug, und ihm fehlt es niemals an schuldlosen Freuden."

Drittes Kapitel.

Fridolins trefflicher Vater.

Fridolins Aeltern, Niklas und Margarethe, wohnten am Ende des abgelegenen Walddorfes Haselbach. Ihr niedriges Haus war nur mit Stroh gedeckt, und beinahe so alt, als der große hundertjährige Birnbaum, der es beschattete. Das uralte, graue Strohdach war vielfältig mit dichtem, grünem Moose bewachsen; nur einige gelbe Stellen verriethen, daß es kürzlich mit vie-

ler Sorgfalt und eben so vieler Sparsamkeit ausgebessert worden. Das Gärtchen am Hause nahm nicht viel mehr Raum ein, als das Haus. Wer an dem niedrigen Strohdache und an dem kleinen, mit Dornen umzäunten Gärtchen vorbey ging, dachte: „Hier wohnen sehr arme Leute!“

Und dennoch war Niklas der fröhlichste Mann in der ganzen Gegend weit umher. Mancher reiche Bauer, bey dem er für Taglohn im Sommer das Korn hereinbringen, und es im Winter dreschen half, beneidete ihn um seinen fröhlichen Sinn. Mancher sagte zu ihm: „Wie kannst du bey deiner Armuth doch so aufgeräumt und fröhlich seyn?“

Niklas antwortete: „Ich bin nicht so arm, als Ihr denkt! Ich habe einen reichen Vater, der es mir an nichts Nothwendigem fehlen läßt — den lieben Vater im Himmel. Unter meinem schlechten Brustflecke da verwahre ich einen Schatz, den ich nicht um hundert tausend Gulden gäbe — ein ruhiges Gewissen. Dabey bin ich, Gottlob, gesund, und erwerbe mir mit meinen beiden Händen das tägliche Brod. Mein Werktagskittel, fügte er noch lächelnd bey, und schaute auf seinen Ellenbogen, ist freilich etwas geflickt, wie mein Strohdach; indeß ist er doch ganz, und hält so warm, als der Sonntagsrock des reichsten Bauers im Dorfe. Warum sollte ich nun traurig seyn?“

Der gute Niklas hatte seinen fröhlichen Sinn einigen schönen Sprüchen zu danken, die er beständig im Herzen bewahrte, und getreulich befolgte. Er hatte von seinem Großvater ein gedrucktes Blatt

mit großen rothen und schwarzen Buchstaben geerbt, das in Glas und Rahme gefaßt, in der ärmlichen Stube die Stelle des Spiegels vertrat. Dieses Blatt enthielt drey Sprüche mit beigefügten Worten aus der heiligen Schrift.

Erstens: Fürchte Gott! „Bey der Furcht des Herrn leidet man keinen Mangel; wer sie besitzt, findet in ihr ein Paradies, das vom Herrn gesegnet ist."

Zweitens: Nähre dich von deiner Arbeit! „Wer sich mit seiner Arbeit nährt, und sich mit Wenigem begnügen kann, der hat ein sanftes, ruhiges Leben und einen Schatz über alle Schätze."

Drittens: Sey rechtschaffen! „Thu was recht ist, dann wird deine Gesundheit fest, deine Rede lieblich, dein Fußtritt sicher, und dein Schlaf süß seyn; denn der Herr ist dir zur Seite und dein Hüter."

Diese drey Sprüche, sagte Niklas öfter, enthalten das ganze Geheimniß, immer fröhlich zu seyn. Wer sie befolgt, wird es erfahren, wie ich es erfahren habe."

Margarethe, die Ehegattin des ehrlichen Niklas, konnte sich anfangs in seinen fröhlichen Sinn nicht finden. Sie war wegen ihrer Armuth oft recht bekümmert. „Du sorgst doch für gar nichts! sagte sie einmal zu ihm, als er Abends vor der Hausthüre pfeifend seine Sense hämmerte, um am folgenden Morgen zu mähen.

„Für gar nichts? sagte Niklas lachend. Das wäre schlimm! Schärfe ich nicht eben meine

Sense, damit sie morgen gut schneide? Für was ich gerade jetzt sonst noch sorgen sollte, fällt mir nicht ein."

„Wir haben keinen ganzen Gulden im Hause! sagte Margarethe. Es wäre möglich, daß wir in eine rechte Noth kämen. Was wollten wir dann anfangen?"

„Ey, sagte Niklas, wenn wir für alle mögliche Fälle Geld im Vorrathe haben wollten, so brauchten wir dazu eine große Kiste. Die wenigsten Menschen in der Welt haben so viel vorräthiges Geld, daß sie für alle mögliche Nothfälle damit ausreichen würden. Schickt Gott eine Noth her, so wird Er auch Hülfe schicken."

„Ach, seufzte Margarethe, es sind im Dorfe so viele Leute krank! Wir könnten auch krank werden."

„Das können wir freilich, sagte Niklas. Allein die Sorgen sind kein Mittel, gesund zu bleiben; sie können einen eher krank machen. Werden wir indeß krank, und können wir nichts mehr verdienen — so laß den lieben Gott sorgen. Der versteht das besser, als du. Sein Sorgen hilft dann doch etwas; dein Sorgen aber taugt zu nichts."

„So bist du immer, sagte Margarethe. Unserm kleinen Fridolin können wir auch nichts hinterlassen, wenn wir einmal sterben."

„Nichts? rief Niklas; da irrest du dich." Er legte den Hammer nieder, stand auf, und sagte mit Nachdruck: „Ich denke ihm etwas Besseres zu hinterlassen, als einen Sack voll Geld:

ich meyne einen guten Unterricht im Christenthum und eine gute Erziehung. — Es giebt keinen größern Reichthum in der Welt, als Gottesfurcht, Fleiß und Genügsamkeit, und Abscheu vor der Sünde, wie es in meinen schönen drey Sprüchen geschrieben steht. Hältst du einen solchen reichen Schatz für ein schlechtes Erbtheil? Wird Fridolin damit nicht weiter kommen, als mit vielem Gelde? Laß uns den Knaben nur fromm und gut erziehen, so ists mir für ihn nicht bange. Wie ich bey all unsrer Armuth fröhlich und vergnügt bin, so wird ers dann auch seyn. Ein fröhliches Herz ist doch das Beste, was wir auf Erden haben. Wenn uns dieses fehlte, was hälfe uns der größte Reichthum von der Welt? Laß uns also auf Gott vertrauen, recht thun und fröhlich seyn, so werden wir glücklich seyn."

Viertes Kapitel.

Ein großes Leiden.

Niklas und Margarethe führten in der That ein sehr zufriedenes und vergnügtes Leben; Frömmigkeit, Fleiß und Rechtschaffenheit ersetzte ihnen allen Mangel an zeitlichen Gütern. Ihre frommen, guten Gesinnungen pflanzten sich wie von selbst auch in Fridolins Herz. Das Beispiel der Aeltern wirkte noch mehr, als ihre Worte. Ihre Frömmigkeit und Andacht erleuchtete und erwärmte ihn gleich der Sonne; er athmete Tugend und Rechtschaffenheit gleichsam wie die Luft ein, die

uns überall umgiebt. Er glich ganz seinen guten Aeltern, und war von Herzen fromm, gut und fröhlich wie sie. Alle drey lebten zusammen in der seligsten Eintracht.

Indeß kam bald ein großes Leiden über diese guten Menschen. Niklas spaltete eines Tages in dem Walde Holz. Nicht weit von ihm fällten andere Holzhauer eine große Eiche. Sie waren dabey nicht vorsichtig genug. Der Baum fiel gerade gegen jene Seite hin, wo Niklas arbeitete. Ihr Geschrey, ihn zu warnen, kam zu spät; Niklas konnte nicht mehr entrinnen. Ein Ast der niederstürzenden Eiche erreichte ihn noch, und schlug ihn mit großer Gewalt zu Boden. Niklas wurde an mehrern Stellen verletzt; besonders aber war sein rechter Arm schrecklich verwundet. Alle Holzhauer im Walde liefen zusammen. Sie brachten ihn unter dem Baumaste hervor; sie nahmen ihre Halstücher ab, und verbanden, so gut sie konnten, seine Wunden. Er war nicht mehr im Stande, nach Hause zu gehen. Da machten sie aus Tannenästen eine Tragbahre, setzten ihn darauf, und trugen ihn nach Hause.

Mutter Margarethe und Fridolin erschraken, als sie das Getümmel und den Jammer der zusammen laufenden Leute auf der Straße vernahmen. Aber wie war es ihnen erst, als sie zum Fenster hinaus schauten — und den Vater so daher bringen sahen, und sein todtblasses Angesicht erblickten! Sie eilten jammernd zur Hausthüre hinaus, und begrüßten ihn mit Thränen. Allein Niklas sagte: „Jammert nicht so! Gott

hat uns dieses Leiden zugeschickt. Er, ohne dessen Willen kein Blatt vom Zweige fällt, ließ es geschehen, daß der fallende Baum mich getroffen hat. Wir wollen das Leiden willig von Gott annehmen, so wird Er es uns zum Besten lenken. Was Gott thut, ist wohl gethan. Vertraut nur auf Ihn, so wird Alles wieder recht werden."

Fridolin lief eilends in das nächste Dorf, den Wundarzt zu rufen. Der Arzt kam, fand die Wunde am Arme sehr gefährlich, hoffte aber dennoch, sie zu heilen. Allein die Wunde wurde nicht besser, sondern vielmehr von Tag zu Tag schlimmer. Der Arzt sprach, als er eines Tages den Verband abnahm, man müsse vielleicht den Arm gar ablösen. Die Mutter und Fridolin hatten einen Todesschrecken. Die Mutter ging sogleich, um den Wundarzt aus der Stadt zu rufen. Dieser Arzt war freilich sehr geschickt, aber leider auch sehr eigennützig. Als er hörte, der Kranke sey ein armer Tagwerker, hatte er wenig Lust, die drey Stunden Weges zu ihm zu machen, und ihn zu heilen. Er zeigte Margarethen blos einige Kräuter, dergleichen sie im Felde leicht selbst auffinden könne, hieß sie dieselben überschlagen, und sagte, es werde dann schon wieder besser werden. Margarethe fürchtete, dieß sey nur ein leerer Trost. Sie bat den Arzt mit aufgehobenen Händen und weinenden Augen, sich ihres unglücklichen Mannes zu erbarmen. Allein all ihr Bitten und Flehen half nichts. Sie kam mit rothgeweinten Augen trostlos nach Hause. „Ach, sagte sie zu Niklas, nun seh ich doch, daß es ein Unglück ist, arm zu seyn!"

Der fromme Niklas sprach aber: „Rede doch nicht so! Setze auf das todte Geld nicht mehr Vertrauen, als auf den lebendigen Gott. Gott wird helfen! Er macht Alles weise und gut. Am schwülen Sommertage läßt Er ein kühles Lüftchen wehen, die ermatteten Schnitter zu erquicken. So wird Er uns in unserm heißen Leiden auch Kühlung verschaffen, wenn es seinen weisen Absichten gemäß ist. Und will Er, daß ich sterbe, sagte Niklas und blickte zum Himmel: Sieh Herr, hier bin ich! Ich bekomme es ja dann besser. Und für mein Weib und mein Kind wirst Du, guter Vater im Himmel, dann auch sorgen. Es geschehe Dein heiliger Wille.“

Der arme Fridolin war nun immer sehr traurig. Er sah sehr blaß aus, und hatte all seine Munterkeit verloren. So lieb dem Knaben sein junges Reh war, so gab er ihm jetzt wenig Acht mehr, und es lief frei auf Bergen und in Thälern umher. Er bethete ohne Unterlaß, Gott wolle den lieben Vater doch nicht sterben lassen.

„Liebster Vater im Himmel, sagte er, erbarme Du Dich unser, und hilf Du, so lange es noch Zeit ist! Laß deine Verheißung an uns in Erfüllung gehen, guter, treuer Gott! Denn du sagst ja selbst: „Ruf mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich dann preisen.“

Fünftes Kapitel.

Es erscheint Hülfe.

Eine Stunde von Haselbach, jenseits des Waldes lag das Schloß Finkenstein. Der Herr von

Finkenstein ging mit dem Bruder seiner Gemahlin, der Major bey der Garde und eben auf Besuch da war, nach Tische auf die Jagd. Des Herrn von Finkenstein kleiner Fritz, der sein niedliches Gewehr schon ziemlich gut zu behandeln wußte, durfte auch mit. Sie durchstreiften den ganzen Forst, ohne ein Stück Wild zu erblicken, und kamen endlich bis auf die waldigen Hügel bey Haselbach.

Fritz war dießmal mit der Jagd gar nicht zufrieden, und fand sie sehr langweilig. Allein Moritz, der alte Jäger, der ihm gar zu gern die Freude gemacht hätte, doch wenigstens einen Hasen zu schießen, sagte: „Geben Sie einmal Acht! Dort in dem dichten Haselgebüsche an jenem Kleeacker, einen Büchsenschuß weit vom Walde, stecken gewiß einige Hasen. Ich wette, was Sie wollen, es lauft Ihnen einer in den Schuß."

Der Jäger zeigte den Platz, wo Fritz sich hinstellen solle. Die beiden Herren begaben sich an die zwey andern Seiten des Gebüsches. Der Jäger aber ging mit seinem wohlabgerichteten Hunde hinein, und fing an, es zu durchstöbern. Plötzlich gab der Hund Laut — und des guten Fridolins geliebtes Reh sprang, kaum dreißig Schritte von Fritz, aus einem Busche hervor. Es war indessen zu einem hübschen Böckchen herangewachsen, das bereits mit kleinen zierlichen Hörnern prangte. Fritz legte an — zielte — schoß — und das erschrockene Reh nahm eilends die Flucht. Fritz hatte, dieses Mal zum guten Glücke, fehl geschossen. Er schaute dem Rehe ärgerlich nach, und

sah mit Erstaunen, wie es dem Dörflein im Thale zulief, sorgsam über den schmalen Steg des Mühlbaches trippelte, und sogleich bey dem ersten Hause, der Wohnung des armen Niklas, ganz ruhig, als wäre es hier daheim, zur Hausthüre hineinging.

Der Herr von Finkenstein und der Major kamen auf den Schuß herbey, und fragten, was Fritz geschossen habe. Fritz erzählte mit Verwunderung, daß sich das junge Rehböckchen, das er verfehlte, in jene Strohhütte am Ende des Dorfes geflüchtet habe. Fritz wußte noch nicht, daß sich die Thiere des Waldes so zahm machen lassen. Der Jäger Moritz belehrte ihn, und erzählte die Geschichte von Fridolin und dem jungen Reh. Fritz bat seinen Vater um Erlaubniß, in die Hütte zu gehen und das Thierchen näher zu betrachten, indem er noch nie ein lebendiges Reh in der Nähe gesehen habe.

Der Vater erlaubte es, und Fritz sprang, beinahe so schnell, als vorhin das verscheuchte Reh, den Hügel hinab, und trat in das ärmliche, aber höchst reinliche Stübchen. Niklas lag in dem Bette. Fridolin saß auf der Bank, und gab von seinem Abendbrode dem jungen Reh, das vor ihm stand, ein Bröcklein nach dem andern. Denn der gute Knabe hatte jetzt ohnehin keine Lust zum Essen. Fritz achtete wenig auf den Kranken; er hatte nur Augen für das niedliche Thierchen. Er war entzückt, daß es so gar heimisch war, sich von ihm streicheln ließ, und auch sogleich ihm das Brod aus der Hand fraß.

Indessen kamen die beiden Herren nebst dem

Jäger zu Fridolins Wohnung. Der Major sagte zu dem Herrn von Finkenstein: „Da dieses freundliche Dörflein zu deiner Herrschaft gehört, und ich es gar noch nie gesehen habe, so muß ich es doch etwas näher in Augenschein nehmen. Geh' du indeß zu Fritz in die Hütte da; wir werden uns dann schon wieder finden." Der Major ging mit dem Jäger; Herr von Finkenstein aber trat in die Hütte, erblickte den Kranken, und hatte mit ihm großes Mitleiden. Er fragte ihn liebreich, was ihm fehle. Allein Fritz nahm seinen Vater auf die Seite, und sagte ihm in das Ohr, ob das Reh wohl nicht zu kaufen sey. „Ich würde es dann, sagte er, in dem großen Baumgarten am Schlosse laufen lassen, und tausend Freuden daran haben."

Fridolin bildete sich sogleich ein, was Fritz für Geheimnisse habe, und sagte: „Vor drey Wochen wäre mir das Reh um vieles Geld nicht feil gewesen. Allein jetzt verkaufe ich es gern; ich gebe dann das Geld dem Bader aus der Stadt, damit er meinem Vater helfe."

Der gnädige Herr war von der kindlichen Liebe des guten Sohnes und von der Armuth des kranken Vaters sehr gerührt, und gab dem Knaben zwey große Thaler. So viel Geld hatte Fridolin gar noch nie in die Hand gebracht. Der gute Kleine dünkte sich unermeßlich reich.

Herr von Finkenstein dachte es nun bey dieser großmüthigen Gabe bewenden zu lassen. So wohlthätig er gegen seine Unterthanen war, so glaubte er dennoch für jetzt genug gethan zu haben. Er

sah die Umstände des armen Niklas nicht für so gefährlich an, und wollte gehen, damit sein Schwager nicht zu lange auf ihn warten müsse. Dem armen Niklas wäre indeß in seiner dringenden Noth mit dem Gelde wenig geholfen gewesen. Allein Gott, der Alles wohl macht, wußte es besser zu lenken. Er zeigte auch hier auf eine seltene wunderbare Art sich als Denjenigen, der die Hülfe in der Noth schon lange in Bereitschaft hat, und sie in dem rechten Augenblicke herbey zu führen weiß.

Sechstes Kapitel.

Eine merkwürdige Entdeckung.

Während der gnädige Herr, Fritz und Fridolin noch mit einander redeten, trat der Major in das niedrige Stübchen. Er war ein großer, ansehnlicher Mann; er mußte sogleich seinen Hut mit dem Federbusch abnehmen, sonst hätte er in dem Stübchen nicht aufrecht stehen können. Auch nachdem er den Hut abgezogen, war es ihm noch unbequem, mit dem Kopfe beinahe an der Decke anzustoßen. Er nahm den einzigen hölzernen Stuhl, der sich in der Stube befand, setzte sich an das Bett des Kranken, und sprach, indem er in dem Stübchen umherblickte: „Mich dünkt, bey Eurer Armuth müsse Eure Krankheit Euch doppelt schwer fallen; allein ich denke, Eure Freunde werden sich Eurer annehmen, und Euch unterstützen?"

„Ich habe dahier keine Verwandte, sagte Nik-

las; ich kam fremd hieher, und bin wohl zwanzig Stunden weit von hier geboren." „Woher seyd Ihr denn?" sprach der Major. „Von Waldengrund," antwortete Niklas.

„Das ist mir sehr wohl bekannt, sprach der Major. Mir begegnete dort eine merkwürdige Geschichte. Es war ein gefährliches Abentheuer: allein ein gewisser Nikolaus Werner half es mir glücklich bestehen."

„So heiße ich, sagte der Kranke; Niklas Werner ist mein Name."

„Nikolaus Werner!" rief der Major wie außer sich, faßte den Kranken bey der Hand, und betrachtete ihn sehr aufmerksam, ohne ein Wort zu sagen. Alle in dem Stübchen waren über den Ausruf des Majors verwundert, und blickten ihn voll Erwartung an. Der Major aber schwieg lange; endlich sagte er zu Niklas: „Ja, Ihr seyd es! Ich habe Euch zwar in meinem Leben nur einmal gesehen, allein Ihr seyd mir unvergeßlich. Ihr hattet damals freilich ein blühenderes Aussehen, und seyd indessen blaß und hager geworden; aber diese Eure freundlichen braunen Augen erkenne ich jetzt deutlich wieder. Seyd mir tausendmal gegrüßt!"

Niklas sagte: „Ich erinnere mich nicht, daß ich Sie in meinem Leben einmal gesehen habe."

„Freilich habt Ihr mich gesehen," rief der Major, wandte sich zu dem Herrn von Finkenstein und sprach: „Ja, Bruder, das mußt du hören; und du, Fritz, höre auch zu!"

Der Major fing an zu erzählen. „Da ich etwa achtzehn Jahre alt war, ritt ich einmal nahe bey

Waldengrund durch den Wald. Ich wollte noch ein paar Meilen weiter reisen, um einen Jugendfreund, der mit mir studirte, zu besuchen. Ich war zierlich gekleidet, und hatte meinem Reitpferde ein wohlgefülltes Felleisen aufgeschnallt. Als ich auf der Landstraße durch den dichten Fichtenwald so fortritt, und die Sonne bereits unterging — da erscholl plötzlich eine furchtbare Stimme aus dem Gebüsche: „Halt! halt!" Ich erschrak, und hatte keine Lust zu halten. Da wurde auf mich geschossen. Die Kugel zischte mir dicht am Ohre vorbey. Ehe ich mich besann, geschah ein zweiter Schuß. Die Kugel fuhr in das Felleisen, und ich habe sie zum Andenken an die Geschichte noch aufbewahrt. Ich gab nun meinem Fuchse die Sporen. Die zwey Räuber, die auf mich geschossen hatten, sprangen mir nach, und schrieen wiederholt, so laut sie konnten: „Halt, halt, oder du bist des Todes!" Ich kehrte mich nicht daran. Mein Fuchs griff mächtig aus. Ich war sicher, daß sie mich nicht einholten. Allein zum Unglück war die Straße hier sehr schlecht, und ging etwas bergab. Das Pferd stürzte! Ich flog weit über den Kopf desselben hinaus, und faßte mit beiden Händen den sandigen Boden. Indeß war ich unbeschädigt geblieben. Wie ich mich aber aufraffen wollte, sprang der eine Räuber mit geschwungenem Säbel auf mich zu, und drohte mir den Kopf zu spalten. Es wäre nun um mich geschehen gewesen. Allein ein junger, rüstiger Mann mit einer Last Holz auf dem Rücken und einem dicken Knotenstock in der Faust, war jetzt eben aus dem Walde hervor gekommen. Mich in Lebensgefahr er-

blicken — seine Last abwerfen — mir zu Hülfe eilen — und mit seinem Knotenstock dem Räuber einen mächtigen Schlag auf den Arm versetzen — war alles Ein Augenblick. Der Räuber ließ den Säbel fallen, und flüchtete sich heulend ins Gebüsch. Ich ergriff augenblicklich den Säbel, der zu meinen Füßen lag, um mich zu vertheidigen. Der andere Räuber setzte mir mit seinem Säbel heftig zu. Er war ein Mann von hoher Gestalt und kühnem Aussehen. Er focht ganz nach der Kunst, ja noch viel besser, als der Fechtmeister, bey dem ich das Fechten gelernt habe. Er hätte mich sicher zu Boden gestreckt. Allein mein Erretter kam meinem Feinde in den Rücken, und drosch mit seinem Prügel tapfer auf ihn los. Der Räuber sah sich überwannt, setzte mit Einem Sprung über den Straßengraben, und verschwand in dem Wald. Der brave Mann aber, der damals mein Schutzengel war — ist der arme Niklas hier. Redet einmal, Niklas, waret Ihrs nicht, der so tapfer gegen die Räuber focht?"

„Ja, ich war es, sagte Niklas. Wenn Sie je noch zweifeln, so kann ich Ihnen noch besondere Merkmale angeben. Sie hatten damals eine grüne Reitjacke mit goldenen Börtlein an, und wie es damals der Brauch war, eine weiße Feder auf dem runden Hut. Ihr Fuchs, der an der Stirne weiß gezeichnet war, hatte an einer Baumwurzel, über die er gestürzt, einen Fuß beschädigt, und hinkte. Sie gingen vollends zu Fuß nach Waldengrund, und ich begleitete Sie. Jetzt hätte ich Sie aber nicht mehr gekannt. Sie waren damals sehr schlank, und sahen aus wie Milch und Blut; allein indeß sind

sie ein starker, ansehnlicher Herr geworden, und etwas bräunlicher von Aussehen."

Der Major sprach sehr gerührt: „Ich bin Euer großer Schuldner. Verzeiht mir, daß ich diese Ehrenschuld nicht schon längst abgetragen habe. Ach, ich habe mir Euren Namen wohl in mein Taschenbuch aufgeschrieben. Allein ich war damals ein leichtsinniger junger Mensch, war selten bey Geld, und kam bald darauf zum Militär. Der Krieg hat mich weit in der Welt umher geworfen. Ich dachte wohl hundertmal an Euch. Gott sey Lob und Dank, daß ich Euch endlich gefunden habe!"

Niklas wußte noch nicht, der freundliche Offizier sey der Schwager des Herrn von Finkenstein, und eigentlich in dessen Gesellschaft hieher gekommen. Er fragte daher: „Aber wie war es doch möglich, daß Sie meine Hütte auffanden!"

„Das junge Reh hier, sprach der Major, zeigte uns den Weg. Es ist dieses augenscheinlich eine Fügung Gottes. Denn ich denke, meine Gegenwart ist hier eben jetzt am nöthigsten."

Der Major erkundigte sich nun sehr angelegentlich nach den Umständen des Kranken. Niklas schilderte ihm die Wunde. Der Major, der während des Krieges die Wunden sehr gut zu beurtheilen gelernt, erschrak und sagte: „Da ist freilich schleunige Hülfe nothwendig. Ihr seyd wirklich in großer Gefahr. Indessen wollen wir den Muth nicht verlieren. Ihr habt einmal mir das Leben gerettet, und mit Gottes Hülfe hoffe ich auch Euer Leben zu retten."

Siebentes Kapitel.

Es wird ganz geholfen.

Der Major stand jetzt auf und sagte: „Ich gehe nun eilends nach Finkenstein. Mein Reitknecht soll von dort aus sogleich in die Stadt sprengen, um den widerspänstigen Wundarzt zu rufen. Die ansehnlichste Belohnung wartet des Mannes, wenn er Euch hilft. Was ihr von Lebensmitteln nöthig habt, um wieder zu Kräften zu kommen, werde ich Euch reichlich verschaffen. Ich fühle mich recht selig, Euch den Dank, den ich Euch schuldig bin, und der mir schwer auf dem Herzen lag, endlich einmal abtragen zu können. Seyd nur getrost; mit Gottes Hülfe sollet Ihr wieder so gesund werden, als ich es bin!"

Jetzt trat die tiefbetrübte Margarethe, mit einem Büschel Kräuter, den sie auf Anrathen des Stadtarztes im Felde gesammelt hatte, zur Thüre herein. Sie war nicht wenig erstaunt, die schimmernde Uniform des Majors, den Herrn von Finkenstein und den jungen Baron in ihrem kleinen Stübchen zu erblicken. Als sie aber vernahm was vorgegangen war, konnte sie vor innigster Rührung sich nicht mehr halten. Sie fiel auf die Kniee nieder, und rief: „Nun erfahre ich es, daß der alte Gott noch lebt! Ja, lieber Gott, alle Arme und Leidende haben einen sichern Freund an Dir. Es ist wahr, wer Dir vertraut, den verläßt Du nicht. Vertrauen auf Dich ist besser, als alles Gold. Dir sey unendlicher Dank!"

Alle waren von der herzlichen Frömmigkeit

des guten Weibes gerührt. Auch dem kleinen Fritz gefiel Alles sehr wohl; allein die größte Angelegenheit war ihm jetzt doch, wie er das Reh auf sein Schloß bringen sollte. „Was fangen wir doch an? sagte er. Das Thier ist zu schwer, als daß Moritz es so weit tragen könnte, und an einem Stricke, wie ein Metzger ein Kalb führt, wird es sich auch nicht leicht führen lassen. Es ist ein verworrener Handel!" Der Major wußte Rath. Fridolin mußte mit gehen, und so lief das Reh von selbst mit.

Noch in der Nacht kam der Wundarzt aus der Stadt an. Er untersuchte die Wunde sehr aufmerksam, schüttelte den Kopf, schmähte über den ungeschickten Dorfbader, und sagte endlich: „Wenn ich einige Stunden später gekommen wäre, so hätte ich Euch den Arm allerdings absägen müssen. Jetzt ist aber noch zu helfen. Bevor sechs Wochen vergeben, soll der Arm geheilt seyn."

Der Arzt kam nun alle Tage, und späterhin alle zwey oder drey Tage, auf dem Reitpferde des Majors und von dessen Reitknecht begleitet, vor die niedrige Wohnung des armen Mannes geritten, besorgte die Wunde, und ehe sechs Wochen vergingen, konnten Niklas, Margarethe und Fridolin in das Schloß gehen, und dem edlen Major ihren Dank abstatten.

Die Wunde war vollkommen geheilt. Indeß verhehlte der Arzt nicht, Niklas werde seinen Arm wohl nie mehr zu schweren Arbeiten gebrauchen können. Allein der edelmüthige Major, der jetzt in sehr guten Vermögensumständen war, wies den

armen Leuten ein nicht unbedeutendes Jahrgeld an, und versprach, wenn sie älter würden, es zu verdoppeln. Er bezahlte auch den sehr hohen Conto des Wundarztes, ermahnte ihn aber dabey nachdrücklich, künftig barmherziger zu seyn, und sich der armen Leute unentgeltlich anzunehmen.

Das junge Rehböckchen befand sich übrigens in dem Schloßgarten, der ungemein groß und mit ziemlich hohen Mauern umgeben war, sehr wohl. Im folgenden Jahre wuchs das artige Böckchen zu einem stattlichen Rehbocke heran. Gegen Fremde wurde der Bock etwas wild und stößig; besonders war er gegen einige Bauernknaben aufgebracht, die sich zuweilen in den Garten schlichen und ihn neckten. Wo er nur einen erblickte, sprang er auf ihn zu, und stieß ihn mit den Hörnern zu Boden. Der Bock versah, gegen das Sprichwort, den Dienst eines Gartenhüters. Gegen alle im Schlosse aber, auch gegen jene Fremde, die mit Jemand aus dem Schlosse in den Garten kamen, war er vollkommen zahm. Wenn die Herrschaft im Sommer am Nachmittage unter den schattigen Bäumen Thee trank, kam der hübsche schlanke Rehbock herbey, und bettelte gleichsam bey Allen rings um den Theetisch um ein wenig Brod. Die Jagdhunde, die mit der Herrschaft in den Garten kamen, thaten dem Bocke nichts zu Leid. Ja der flinke Rehbock ließ sich zuweilen, zu allgemeinem Beifalle der Herrschaft, in dem frisch gemähten Grasgarten von den Jagdhunden zum Scherze jagen, und schien sich zu freuen, daß die bellenden Hunde ihn nicht einholen konnten.

Schon damals, als Fridolin mit dem jungen Reh nach Finkenstein gekommen war, und nicht ohne Rührung von dem artigen Thiere Abschied nahm, hatte Baron Fritz zu Fridolin gesagt: „Sey getrost, du siehst ja dein liebes Reh nicht zum letzten Mal! Komm du nur, so oft du willst, zu uns, um es zu besuchen.“ Fridolin ließ sich dieß nicht umsonst gesagt seyn. An den Sonntagen, wenn das Wetter schön war, ging er mit Erlaubniß seiner Aeltern, nachmittags nach der christlichen Lehre, allemal nach Finkenstein. Die Herrschaft befand sich gewöhnlich in dem Garten. Fritz machte dann mit Fridolin hie und da ein Spiel. Herr und Frau von Finkenstein beobachteten den guten Knaben. Fridolins heller natürlicher Verstand, sein gefälliges Betragen, sein fröhlicher Sinn gefielen ihnen sehr wohl. „Schade um den lieblichen Knaben, sagte einmal Frau von Finkenstein, wenn er einmal nichts Besseres werden sollte, als ein Holzhacker; und doch kann sein armer Vater ihm kaum ein besseres Handwerk lehren lassen.“

„Wie wäre es, sagte Herr von Finkenstein, wenn wir den armen Knaben zu uns nähmen? Er könnte uns allerley kleine Dienste leisten, den Unterrichtsstunden, die unser Fritz in der Religion, dem Lesen, Schreiben und Rechnen und anderen nützlichen Gegenständen erhält, beiwohnen — und dann würden wir schon sehen, was wir weiter aus dem Knaben machen könnten.“

„Du hast ganz meinen Sinn getroffen, sagte Frau von Finkenstein. So wollen wir es machen.

Ich weiß kein besseres Almosen, als eine kleine Summe Geld zum Besten armer Kinder zu verwenden; und es giebt kein größeres Werk der Barmherzigkeit, als solche Kinder irgend etwas lernen zu lassen, wodurch sie einst gute und glückliche Menschen werden. In der heiligen Schrift heißt es aber: „Gott bewahret das Almosen, wie mit seinem Siegelringe versiegelt, und die Werke der Barmherzigkeit, wie seinen Augapfel."

Fridolin wurde nun zu seiner und seiner Aeltern großer Freude in das Schloß Finkenstein aufgenommen. Der gnädige Herr ließ ihn neu kleiden, und die zierliche grüne Kleidung stand dem holden Knaben mit den rothen blühenden Wangen sehr gut. Was aber die Hauptsache war, so war Fridolin immer so dienstfertig, so willig, so aufmerksam auf alle Winke der Herrschaft, so treu und redlich, und immer so freundlich und fröhlich, daß die Herrschaft ihn alle Tage lieber gewann.

„Es ist ein frommer, guter Knabe, sagte der alte Moritz öfter bey sich selbst; und an frommen guten Kindern haben Gott und alle gute Menschen Freude."

Achtes Kapitel.

Dietrichs erste Lebensjahre.

In dem kleinen Städtchen Waldingen, einige Meilen von dem Schlosse Finkenstein, lebte ein sehr verständiger und rechtschaffener Bürger, Namens Johannes May. Er war ein sehr geschick-

ter Mauermeister, oder vielmehr ein trefflicher Baumeister; seine Ehegattin Magdalena war eine sehr geachtete Bürgersfrau. Sie besaßen kein geringes Vermögen, und ihr Haus, an dem Marktplatze nächst der Kirche, zählte man unter die schönsten der Stadt.

Sie hatten nur ein einziges Kind, ein munteres Knäblein, mit lebhaften schwarzen Augen und vollen rothen Wangen. Der liebvolle Vater machte sich die größte Angelegenheit daraus, das Kind zu einem wahren Christen und nützlichen Bürger zu erziehen. Die Mutter verlangte nichts sehnlicher, als daß ihr allerliebster kleiner Dietrich der glücklichste und geehrteste Mann in dem Städtchen werde. „Nun, nun, sagte der Vater, laß ihn nur erst einen guten Mann werden; dann werden Glück und Ehre nicht ausbleiben."

Der Vater war der sehr richtigen Meinung, eine gute Erziehung müsse sogleich mit den frühesten Lebensjahren der Kinder anfangen; man müsse den Kindern schon frühe den angebornen Eigensinn brechen, und ihre heftigen Begierden mäßigen. Die Mutter war nur darauf bedacht, den kleinen Dietrich zierlich zu kleiden; sie hielt ihn vor Allem an, schön gerade zu stehen, bey dem Gehen die Füße hübsch auswärts zu setzen, seine kleine blaue, mit Silber gestickte Mütze artig abzunehmen, und sich vor den Leuten höflich zu verbeugen. „Bildung, Bildung, sagte sie, feine Lebensart, das empfiehlt einen Menschen." Der Mauermeister lachte. „Ich habe gegen dergleichen Artigkeiten eben nichts, sagte er; allein was du Bildung

nennst, kommt mir vor, wie ein hübscher Anwurf von der Maurerkelle an ein schlechtes Gebäude, das ohne einen richtigen Grundriß und ohne sichere Grundfesten aufgeführt wird. Eine gute Erziehung muß nach einem richtigen Plane unternommen, und mit großem Ernste ausgeführt werden."

Allein die Mutter wollte von einem solchen Ernste nichts wissen. Sie konnte es nicht über das Herz bringen, dem lieben Kinde etwas abzuschlagen. Sobald der heftige Kleine nach seiner Art mächtig zu schreien und zu heulen anfing, oder auch nur das Gesicht zum Weinen verzog, lief und sprang sie sogleich, ihm Alles zu geben, was er nur immer begehrte. Sie übersah es sogleich anfangs, dem kleinen Lieblinge ihres Herzens seine Unarten abzugewöhnen, und ihn mit Ernst zum schnellen Gehorsame anzuhalten. Das hatte die traurige Folge, daß sie ihn bald gar nicht mehr zu bändigen wußte.

Zum Unglücke für Dietrich mußte der Vater sein Brod außer dem Hause verdienen. Es wurde ihm mancher bedeutende Bau nicht nur in dem Städtchen, sondern auch in benachbarten Ortschaften anvertraut. Da mußte er denn mit Anbruch des Tages zur Arbeit gehen, und kam nur auf eine Stunde zum Mittagessen, oder gar erst mit anbrechendem Abende wieder heim. Ja manchmal ritt er am Montage vor Anbruch des Tages fort, blieb die ganze Woche aus, und brachte nur den Sonntag zu Hause zu. Die Erziehung des Knaben lag daher fast gänzlich der Mutter ob, und die allzu nachsichtige Mutter verzärtelte ihn. Der

Vater sagte öfter: „Liebe Magdalena, brauche doch mehr Ernst gegen das widerspänstige Kind. Mach es, wie ich. Vater und Mutter müssen in der Erziehung ihrer Kinder übereinstimmen. Wenn du wieder niederreißest, was ich aufbaue, wie könnte da der Bau glücklich zu Stande kommen?" Allein die Mutter, obwohl es ihr gar nicht an Verstande fehlte, war aus mütterlicher Zärtlichkeit so verblendet, daß sie die größten Fehler des Kindes nicht bemerkte, oder sie doch ungestraft hingehen ließ.

Schon als ein zartes Knäblein schlug Dietrich manchmal mit der Hand nach der Mutter, und sie machte sich nichts daraus! „Sey doch nicht so unartig, du kleiner Schelm!" sagte sie; das war Alles. Der Kleine schlug auch ein Mal nach dem Vater, der ihm ein scharfes Messer aus der Hand nahm. Da ergriff der Vater die Ruthe, und haute ihn einige Male heftig auf die Hand. „Die Hand gegen die Aeltern erheben, sprach der Vater, ist eine große Sünde!" „Ey, sagte die Mutter, solche kleine Kinder verstehen das noch nicht." Der Vater aber sprach: „Deßhalb müssen sie fühlen! Ich bin gewiß kein Freund vom Zuschlagen; ja wo ein sanftes Wort hinreicht, da gebrauche ich kein hartes. Doch solche Keime großer Vergehen müssen frühe ausgerottet werden. Ich halte mich an den weisen König Salomon, der da sagt: „Die Thorheit steckt tief in dem Herzen des Knaben, allein die Zuchtruthe treibt sie heraus."

Wann die Mutter dem Knaben befahl, dieses oder jenes herbey zu holen, so sagte er keck: „Ich mag nicht!" — und sie bestand nicht weiter darauf,

und holte es selbst. Oder wann Dietrich auf der Gasse mit andern Knaben spielte, so konnte die Mutter ihm zehnmal rufen; er kam nicht, und sie ließ es gut seyn. Dietrichs Gespielen lachten dann über sie, und machten wohl gar ihre Stimme nach, und riefen: „Dieterlein komm, o komm doch!“ Und Dietrich lachte mit ihnen, und die Achtung gegen seine Mutter ward immer geringer. Dietrich hatte einst auch den Vater zwey bis dreimal rufen lassen, ohne ihm zu gehorchen. Da kam der Vater eilig herab, faßte ihn beim Arm, und züchtigte ihn mit einer Reitgerte so derb, daß alle umstehende Knaben erschraken und zitterten. „So, sagte der Vater, müssen alle Kinder gestraft werden, die ih en Aeltern nicht auf das erste Wort gehorchen.“ Von dieser Zeit an ließ Dietrich den Vater nie mehr das zweite Mal rufen. Auf den ersten Ruf ließ er Alles stehen und liegen, sprang fast außer Athem herbey, und fragte: „Lieber Vater, was wollt Ihr?“ „Sieh, Magdalena, sagte dann der Vater zur Mutter, so leicht ist es, ungehorsame Kinder zum Gehorsame zu bringen — wenn man es nicht an dem erforderlichen Ernste fehlen läßt. Oefteres Schlagen oder beständiges widerwärtiges Zanken ist auch ganz und gar nicht nothwendig; eine einzige recht ernstliche Strafe hilft auf ein Vierteljahr, ja für manchen Fehler wohl auf immer.“

Einmal kam der Vater ganz unvermuthet nach Hause. „Wo ist Dietrich?“ fragte er. Die Mutter wußte es nicht zu sagen. Da sprach der Vater mit dem größten Nachdrucke: „Wenn du eine gute

Mutter seyn willst, so laß doch um Gottes willen dein Kind nicht so ohne alle Aufsicht herumlaufen. Dort auf dem öffentlichen Platze, den wir von unserm Fenster aus übersehen, oder auch hier in unserer großen Stube mag er mit andern wackern Knaben seines Alters immerhin ein Spiel machen. Allein wenn du unsern Dietrich — Gott weiß wo! — herum irren lässest, wie leicht kann er unter freche, verdorbene Knaben gerathen, und für sein ganzes Leben verderbt und elend werden!" Die Mutter befolgte jedoch die treuherzigen Ermahnungen des Vaters nicht; die Bitten und Schmeicheleien des Knaben vermochten über sie viel mehr. Wann der Vater nicht da war, hatte Dietrich freien Lauf.

Eines Tages suchte der Vater in einem Kasten, der in Dietrichs Kammer stand, einige Zeichnungen und Bauriſſe. Da erblickte er unten in dem Kasten ein Paar schöne, rothe Aepfel. Er sah sogleich, daß sie von dem großen Apfelbaume in dem Garten des Nachbars seyen. „Wo hast du diese Aepfel her?" fragte er Dietrich. Dietrich sagte: „Des Apotheckers Franz hat sie mir geschenkt." Der Vater erkundigte sich. Franz wußte nichts davon, und Dietrich mußte nun bekennen. Er hatte aus dem wohlvergitterten Fenster der untern Kammer des Hauses, das in den Baumgarten des Nachbars ging, die Aepfel im Grase liegen sehen, und sie mit einem Stecken, an den er einen spitzigen Bretternagel gebunden, angespießt und zum Fenster herein gelangt. Die Mutter lachte, und freute sich, daß der kleine Dietrich schon so viel Witz habe. Allein der Va-

ter sagte sehr ernsthaft: „Es steckt ein Dieb in ihm!“ und züchtigte den diebischen, lügenhaften Dietrich strenger, als je. Die Mutter rief nun weinend: „Wegen der zwey Aepfel, die man um einen Kreuzer kaufen könnte, ist es nicht der Mühe werth, daß man das Kind so hart züchtige.“ Der Vater aber sprach: „Es ist nicht bloß der Werth der Aepfel; allein daß der Knabe nicht der Stimme seines Gewissens, sondern nur der Lust seiner Augen folgte; daß er nicht darauf sieht, was gut und recht, sondern nur was ihm angenehm ist; daß er die göttlichen Gebothe für nichts achtet, und wie ein Thier sich nur von seinen sinnlichen Begierden leiten läßt, dieß ist der Anfang alles Verderbens. So ging durch einen Apfel das Paradies verloren; so würde auch unser Dietrich, wenn man ihm dieß so hingehen ließe, ein schlechter Mensch, abtrünnig von Gott, und höchst unglücklich und elend werden.“

Der Vater suchte dem Knaben das begangene Unrecht noch auf verschiedene Weise recht fühlbar zu machen. Unter Anderm sagte er, als man zum Abendessen ging: „Ein Dieb und Lügner ist es nicht werth, daß er mit ehrlichen Leuten zu Tische sitze.“ Dietrich mußte in dem Winkel der Stube auf den Boden sitzen, und überdieß wegen seiner Naschhaftigkeit, von der er sich zum Stehlen hatte verleiten lassen, mit Brod und Wasser vorleib nehmen. Allein die Mutter steckte ihrem lieben Goldsöhnchen, wie sie ihn nannte, heimlich Braten und Kuchen zu, streichelte ihn, und sagte: „Iß, liebes Dieterlein, und weine

nicht. Dein Vater ist gar zu strenge. Allein du mußt es dir nicht so zu Herzen nehmen. Morgen frühe geht ja der Vater wieder, und dann geht es dir schon wieder besser.“ So vereitelte die thörichte Zärtlichkeit der Mutter den weisen Ernst des Vaters. Ja sie suchte von nun an alle Fehler, die Dietrich in der Abwesenheit des Vaters beging, so viel möglich zu verheimlichen. Dietrich bemerkte die List, deren die Mutter sich bediente, gar wohl, und ward dadurch selbst listiger und verschlagener.

So strenge indeß der Vater war, so hatte Dietrich dennoch eine recht kindliche Ehrfurcht gegen ihn; ja er hatte sogar mehr Liebe zu dem Vater, als zu der Mutter. Die Mutter wunderte sich oft darüber; sie bedachte nicht, daß Dietrich den Vater achte, sie aber wenig achte, oder gar verachte, und daß Liebe ohne Achtung nicht bestehen könne. Der Vater sagte daher öfter zu ihr: „Liebe Magdalena! die Kinder, wie sie nun einmal sind, müssen zuerst ihre Aeltern fürchten lernen; die Liebe wird dann nicht ausbleiben. Es ist da, wie mit der Furcht und Liebe Gottes. Die Furcht Gottes ist der Anfang der Weisheit; die Liebe zu Gott aber ist ihre Vollendung und ihre Krone.“

Der Vater sprach deshalb öfter mit großer Ehrfurcht von Gott, was ihm auch leicht war, da sein Herz ganz davon erfüllt war. Er suchte dem Knaben einen tiefen Abscheu gegen die Sünde einzuflößen. Er erzählte ihm die auffallendsten Beispiele aus der heiligen Geschichte, wie Gott gute Menschen segne, die bösen Menschen aber be-

strafe; er machte es ihm aus dem täglichen Leben anschaulich, wie Gott die Welt so eingerichtet, daß schon in diesem Leben dem Guten seine Belohnung, und dem Bösen die Strafe nicht ganz ausbleibe. Er bethete oft aus der Fülle des Herzens mit Dietrich, und immer in solchen Worten, die der Knabe alle verstehen konnte. Die Mutter aber ließ ihn nur einige auswendig gelernte Gebethlein, die er noch nicht verstand, hersagen, und meynte, nun sey Alles gethan. Der Vater lobte die Gebethe; sagte aber: „Verstehst du auch, Knabe, was du sagst?" Der Vater erklärte die Gebethe, und that mehrere Fragen an Dietrich, um ihm jedes Wort klar und verständlich zu machen. Dietrich hatte nun erst Freude an den schönen Gebethen, und selbst die Mutter wunderte sich, daß in den Worten, die der Knabe, und zum Theile sie selbst, bisher sinnlos daher gesagt hatten, ein so herrlicher Sinn enthalten sey.

Es war sehr zu bedauern, daß der vortreffliche Vater nicht länger lebte. Er hatte eine ganz vorzügliche Geschicklichkeit im Brunnengraben, und zog sich in einem tiefen Brunnen eine Verkältung zu. Er kam krank nach Hause, und die Krankheit wurde bald tödtlich. Er merkte wohl, daß er sterben werde, und benützte seine letzten Stunden dazu, die Mutter zu ermahnen, daß sie ihren geliebten Sohn fromm und christlich erziehe. Er gab ihr von Zeit zu Zeit, so wie es seine hinschwindenden Kräfte erlaubten, noch manche sehr gute Lehre.

„Erziehe unsern lieben Sohn in der heiligen Furcht Gottes! sagte er unter Anderm. Die Furcht

Gottes, oder mit einem andern Worte, die Religion ist bey der Erziehung die Hauptsache. Kein Mensch kann ohne Religion tugendhaft, kein Mensch ohne Tugend glücklich werden. Religion ist der Grund aller Tugend, aller Glückseligkeit. Einen Menschen ohne Religion tugendhaft und glücklich machen wollen, wäre gerade so, als hätte ich ein großes Gebäude aufführen wollen, ohne zuvor einen festen Grund zu legen."

„Schick' den Knaben fleißig in die Kirche und in die Schule. Die Aeltern allein haben weder Einsicht noch Zeit genug, ihre Kinder in der Religion und Allem, was gut, heilsam und nützlich ist, hinreichend zu unterrichten; deshalb sind die Geistlichen und Lehrer aufgestellt. Ach es ist sehr nothwendig, der Jugend gute Grundsätze einzuprägen. Behalte deshalb — was ich dir schon oft gesagt habe, und dir sterbend noch einmal wiederhole — den Knaben so viel möglich unter deinen Augen, damit er nicht in böse Gesellschaften gerathe. Nimm ihn auch nicht in jede Gesellschaft der Erwachsenen mit, zu der du eingeladen wirst. Er könnte da Manches hören oder sehen, das seiner Unschuld gefährlich seyn könnte. Böse Reden und Beispiele verleiten zu falschen und irrigen Grundsätzen, und diese haben die traurigsten Folgen für das ganze Leben. Wenn ein Baumeister eine falsche Setzwage und ein schiefes Winkelmaaß hat, so muß Alles, was er macht, krumm und schief werden."

„Laß den Knaben nie müßig gehen. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Ein Paar Spielstunden des Tages sind ihm allerdings zu gestat-

ten. Allein gieb ihm, wenn er von der Schule nach Hause kommt, immer eine Beschäftigung; man kann es schon so einrichten, daß dem Kinde die Beschäftigung so angenehm und ergötzlich wird, als ein Spiel. Wann er aus der Schule entlassen wird, so sorge dafür, daß er ein ehrliches Handwerk erlerne, und gieb ihn zu einem rechtschaffenen und geschickten Meister in die Lehre. Mache ihn nicht glauben, daß er sich auf das Vermögen, das er von uns ererbt, verlassen könne. Das Geld fliegt oft wie Spreu davon; ein wohl erlerntes Handwerk aber hat einen goldenen Boden. Halte überhaupt nicht zu viel auf bloßes Aeußerliches, auf schöne Kleider und feine Geberden. Der Mensch muß von Innen heraus gut werden. Dann giebt sich das äußere, wohlanständige Benehmen von selbst. Bloß äußerliche Artigkeiten gleichen den gemalten Fensterstöcken, mit denen man das mangelnde Ebenmaaß und die schlechte innere Einrichtung eines Gebäudes verkleiden will, durch die aber weder Licht, noch frische Lebensluft in das Haus kommt."

„Laß es dir doch recht Ernst seyn, dein Kind zu einem guten Menschen zu erziehen; sey nicht zu nachsichtig, und dulde nichts Böses an ihm. Eine zu große Güte ist Grausamkeit; und schon manches Kind, an dem man die Ruthe sparte, fiel dem Schwerte des Scharfrichters anheim."

Nachdem der Vater der Mutter noch mehrere ähnliche, weise Ermahnungen gegeben, und die Annäherung des Todes immer mächtiger fühlte, rief er noch den kleinen Dietrich an sein Sterbe-

bett. Das Angesicht des edlen Mannes war bereits leichenblaß, und der Todesschweiß stand ihm beinahe schon auf der Stirne. Er nahm aber noch einmal alle seine Kräfte zusammen, und sprach mit inniger Herzlichkeit und feierlichem Ernste zu Dietrich: „Lieber Sohn! Es ist an dem, daß ich von dir scheiden muß. Fürchte Gott, und thu' nie etwas Böses. Gedenke stets daran, daß Gott dich überall sieht und in dein Herz blickt, daß vor Ihm die Nacht heller Tag ist, und daß Er das Böse nie ungestraft läßt. Befolge die Lehren unsers göttlichen Erlösers. Liebe Gott über Alles — halte alle seine Gebothe, bethe täglich zu Ihm, und vertraue auf Ihn. Liebe deinen Nebenmenschen wie dich selbst — thue nie einem Menschen Unrecht, sondern vielmehr alles Gute, das du nur immer kannst. Ich habe, wie ich glaube, dir in Allem ein gutes Beispiel gegeben; tritt in meine Fußstapfen ein, und sey deines Vaters nicht unwerth. Ehre deine Mutter, gehorsame ihr, und führe dich so auf, daß sie Freude an dir erlebe. Kurz ist dieses Leben; wie ich jetzt sterbe, mußt du auch sterben. Alles Irdische lassen wir zurück; nur das Gute, das wir gethan haben, folgt uns in jene Welt. Dieses ist der einzige wahre Reichthum. Aber auch das Böse würde uns dahin folgen, und uns ewig peinigen. Darum sey fromm, gut und rechtschaffen; lebe so, daß wir uns in jener Welt wieder sehen mögen."

Der Vater gab hierauf ihm und auch der Mutter noch seinen Segen. Nach wenigen Stunden starb er, und die trostlose Mutter und der

bedauernswerthe Dietrich weinten bey dem erblaßten Leichname und bey dem Grabe des guten Vaters schmerzliche Thränen.

Neuntes Kapitel.

Dietrich als Schulknabe.

Dietrich hatte über den Tod des geliebten Vaters die aufrichtigste Betrübniß gefühlt; allein bald war es ihm doch lieb, nicht mehr unter so strenger Aufsicht zu stehen, und jetzt ganz sein eigener Herr und Meister zu seyn. Denn seiner Mutter wußte er so süß zu schmeicheln, daß sie alle seine Lügen glaubte, und Alles that und geschehen ließ, was er wollte.

Dietrich war schon von seinem seligen Vater fleißig zur Schule geschickt worden. So lange der Vater lebte, machte der Knabe auch gute Fortschritte im Lernen. Denn jeden Abend mußte Dietrich mit seinem Büchlein herbey kommen, und dem Vater aufsagen, was er heute gelernt hatte. Der Vater erkundigte sich auch öfter bey dem Lehrer, wie Dietrich sich in der Schule betrage. Wenn er eine Klage vernahm, so bestrafte er Dietrich sehr nachdrücklich, und Dietrich fürchtete sich vor den Strafen zu Hause mehr, als vor denen in der Schule.

Allein die Mutter ließ nunmehr Alles gehen, wie es ging. Dietrich mußte ihr zwar auch aus seinem Büchlein vorlesen; jedoch so schlecht er es machte, sie lobte ihn dennoch; auch seine Schrif-

ten, so nachläßig sie geschrieben waren, nannte sie ganz unvergleichlich; denn an ihrem lieben Dieterlein gefiel ihr nun einmal Alles sehr wohl. Dietrich hatte immer weniger Antrieb, immer weniger Lust zum Lernen. Er plagte die übrigen Schulkinder, spielte ihnen allerley muthwillige Streiche, und widersetzte sich sogar dem Lehrer und both ihm Trotz. Der Lehrer sah sich einigemal genöthigt, den bösen Knaben zu bestrafen. Darüber ward die Mutter höchst aufgebracht. Sie war sonst zwar, wie man zu sagen pflegt, eine Ehrenfrau, und begegnete Jedermann mit geziemender Achtung. Allein wenn man ihren Dietrich auch nur tadelte, so war es ihr, als griff man ihr in die Augen. Sie machte daher dem Lehrer heftige Vorwürfe. Einmal rannte sie im Zorn sogar in die Schule, und schmähte den Lehrer vor allen Kindern in den gemeinsten Ausdrücken. Ja noch zu Hause lästerte sie über den Lehrer, und spottete, da sie nichts anders wußte, über die seltsamen Gesichter, die er schneide, wenn er in der Kirche singe. Dietrich machte die Gesichter sogleich sehr übertrieben nach, und die Mutter lachte über die abscheulichen Fratzengesichter, daß sie sich die Seiten halten mußte. Von dieser Zeit an hatte Dietrich gar keine Achtung mehr gegen den Lehrer.

Der Stadtpfarrer ließ die Mutter öfter rufen, und wies sie zurecht. „Ein Schullehrer, sprach er unter Anderm, der sein wichtiges Amt mit Einsicht und Eifer versieht, ist aller Ehre und alles Zutrauens werth. Es ist heilige Pflicht der

Aeltern, einen Mann, der ihre Kinder unterrichtet und erzieht, in diesem schweren Geschäfte auf alle Weise zu unterstützen, und sich ihm dankbar zu erweisen. Dies that Euer seliger Mann getreulich; und das müßt ihr auch thun. Die Erziehung zu Hause muß mit dem Unterricht in der Schule genau übereinstimmen, wenn sie gute Früchte bringen soll."

Der Pfarrer schilderte ihr auch Dietrichs Fehler, die sie ihm abzugewöhnen habe, und erzählte mehrere seiner bösen Streiche. „Ey, sagte die Mutter, das sind blos Knabenstreiche, Kinderpossen, Kleinigkeiten, man sollte nicht so viel Aufhebens davon machen." Allein der Pfarrer sprach: „Die Fehler der Kinder sind selten so unbedeutend, als die Aeltern meynen. Kleine Fehler werden mit den Kindern groß, wie nach einem bekannten Gleichnisse die Buchstaben, die man in einen jungen Kürbiß einschneidet, mit dem Kürbisse zu einer ungeheuren Größe anwachsen. Allein Dietrichs Fehler sind schon gegenwärtig nur all zu groß. Er hat gegen seinen guten Lehrer, der so gerne Vaterstelle an ihm vertreten möchte, keine Ehrerbiethigkeit; er ist gegen ihn undankbar und ungehorsam. Er ist gegen seine Mitschüler, die ihm wegen ihres Fleißes und sittlich guten Betragens mit Recht vorgezogen werden, voll Neid und Haß, und hat sie schon auf mancherley Weise beleidigt, beschädigt und verläumdet. In einem solchen Herzen voll Unkraut muß jedes Samenkörnlein heilsamer Lehre ersticken. Dieses Unkraut muß vor Allem ausgerottet werden. Es ist die höchste Zeit,

daß der Knabe ernstlich in Zucht genommen werde, sonst wird er einmal ein ausgemachter Bösewicht, der weder vor Gott, noch Menschen Ehrfurcht hat, göttliche und menschliche Gesetze mit Füßen tritt, und in der menschlichen Gesellschaft großen Schaden anrichtet, sich selbst aber den allergrößten zufügt. Ich wiederhole es deßhalb noch einmal. Aeltern, Lehrer, geistliche und weltliche Obrigkeit müssen getreulich zusammen helfen, die Kinder zu erziehen, zu belehren, zu ermahnen, zu warnen, und wo es nöthig ist, zu strafen, wenn aus den Kindern gute Menschen werden sollen."

Aehnliche Ermahnungen gab der Pfarrer dem Dietrich in der Schule, und redete ihm recht väterlich an das Herz. Alle Kinder wurden gerührt; auch Dietrich blieb nicht ungerührt. Allein die Mutter verdarb zu Hause Alles wieder. Sie gab dem Pfarrer Unrecht, sagte, er sey ihr und ihrem lieben Kinde abgeneigt, tadelte, da der Pfarrer in seinem Berufe und Lebenswandel untadelich war, wenigstens seine Perücke, an der sie, zu Dietrichs großem Vergnügen, viele Ausstellungen zu machen hatte. So verwischte sie den guten Eindruck wieder, den die Ermahnungen des Pfarrers auf Dietrichs Herz gemacht hatten, und Dietrich verlor von nun an auch alle Ehrfurcht gegen den Stadtpfarrer. Nicht nur merkte er in der Schule gar nicht mehr auf, und machte dem Lehrer statt Freude nichts als Verdruß; er war auch in der Kirche ohne alles Gefühl von Andacht, störte andere Kinder im Gebethe, und gab auf die Predigt so wenig Acht, daß er ohne alle

Belehrung und Erbauung hinaus ging, und kaum hätte sagen können, wovon die Rede gewesen, wenn seine Mutter ihrer Pflicht gemäß ihn darum gefragt hätte.

Die Mutter machte in Dietrichs Erziehung noch sonst viele Fehler. Unter Anderm steckte sie ihm beständig allerley Näschereien zu, so daß er oft schon satt zum Tische kam, und überhaupt mit einer ordentlichen Hausmannskost nicht mehr zufrieden war. Er wußte ihr fast täglich einen oder den andern Groschen abzuschmeicheln, um zu kaufen, was ihn eben gelüstete. Allein da dieses der Mutter doch zu oft kam, und sie nach dem Tode des arbeitsamen Vaters sich genöthigt sah, ihre Groschen zu sparen, so fing Dietrich das Stehlen an. Er nahm der Mutter nicht nur heimlich Geld, sondern noch allerley Sachen von Werth, die er dann an schlechte Leute, die er aufzufinden gewußt, für ein Drittheil oder Viertheil des Werthes verkaufte. Die Mutter hatte bald die Magd, bald sonst Jemand, der im Hause ein und aus ging, im Verdacht. Sie jagte sogar einmal eine Magd aus dem Dienste, weil diese behauptete, Dietrich sey der geheime Hausdieb.

Uneingedenk der treuherzigen Warnungen des verstorbenen Vaters, gestattete die Mutter dem muthwilligen Knaben herum zu laufen, wie und wohin er nur wollte. Er war selten zu Hause, und wo er nur immer hinkam, plagte er die Kinder, quälte die Thiere, und richtete überall Schaden an. Immer strich er in dem Felde und zwischen den Hecken umher, und da er beinahe

ohne alles menschliche Gefühl war, so zerstörte er zum Zeitvertreibe die Vogelnester, und marterte die jungen Vögelein mit boshafter Lust zu Tod. Er hielt sich nur immer zu den schlechtesten Buben, kroch mit ihnen in allen Winkeln herum, und ward durchaus verdorben. So frisch und blühend er ausgesehen hatte, so bekam er nun nach und nach ein widriges, blaßgelbes Aussehen. Dabey war er in seinem Anzuge äußerst schmutzig und unordentlich. Denn obwohl seine Mutter viel Geld aufwendete, ihn so gut zu kleiden, als es der reichste Bürgersknabe im Städtchen war, so konnte sie es mit allem Zureden doch nicht dahin bringen, daß er seine Kleider schonte. Wenn er Abends nach Hause kam, hatte er in seinen besten Kleidern Schmutzflecken; hier war eine Naht aufgerissen, dort fehlte ein Knopf, und ein anderer hing nur mehr an einem paar Fäden herab. Jedermann sah sogleich, Dietrich sey ein ganz vernachläßigter, grundliederlicher Knabe; man nannte ihn in der ganzen Stadt nicht mehr anders, als den bösen Dietrich.

Die Mutter, die früherhin in dem Städtchen wegen vieler guten Eigenschaften, ihrem fleißigen Kirchenbesuche, ihrer Ordnung im Hauswesen, der Richtigkeit in ihren Zahlungen, der Wohlthätigkeit gegen Arme, in keinem geringen Ansehen gestanden, verlor nach und nach die Achtung der Menschen. Man nannte sie allgemein eine schlechte Mutter. Die Leute wendeten das alte Sprichwort auf sie an: „Man erkennt das Wetter am Wind, den Herrn am Gesind, die Mutter am Kind.“

Zehntes Kapitel.

Dietrich als Lehrbursche.

Dietrich mußte nun, so wenig er auch gelernt hatte, doch endlich von der Schule frey gesprochen werden, weil er bereits das Alter erreicht hatte, indem er ein Handwerk lernen sollte. Aber kein Meister wollte ihn in die Lehre nehmen. Jeder scheute sich vor ihm. Die redlichsten Männer sagten der Mutter unverhohlen, aus dem übel erzogenen Knaben könne nichts Gutes werden. Die Mutter kam nun doch etwas zur Besinnung, und zweifelte nunmehr selbst, ob sie nicht gegen ihren lieben Dietrich zu nachsichtig gewesen, und ob man ihn vielleicht nicht ohne Ursache den bösen Dietrich nenne. Sie wußte nicht, was sie mit ihm anfangen sollte, und weinte oft heiße Thränen. Sie redete nun sehr ernsthaft mit ihm, hielt ihm seine Fehler vor, und zankte oft Stunden lang mit ihm. Allein all ihr Zureden war vergebens; er achtete nicht darauf, und gab ihr wohl gar so harte Reden, daß sie ihr gleich scharfen Messern in das Herz schnitten. „Ach, sagte sie dann sehr oft, es ist doch wahr, was man zu sagen pflegt: „Man muß das Bäumlein biegen, so lange es jung ist; der krumm gewachsene Baum läßt sich nicht mehr zurecht beugen.“

Ein rechtschaffner Schlossermeister, ein Jugendfreund des seligen Mauermeisters, erbarmte sich endlich der bedrängten Mutter, und entschloß sich, den bösen Buben zum Lehrjungen anzuneh-

men. Der wackere Schlosser sparte keine Mühe, die versäumte Erziehung nachzuholen, und ihm das Handwerk aus dem Grunde zu lehren. Er hatte große Geduld mit ihm. Allein so redlich und gut es der brave Mann auch mit ihm meynte, so blieb Dietrich gegen ihn doch immer verstellt und heimtückisch. Da Dietrich von seiner Mutter in seinem Leben nie mit Ernst zu einem Geschäfte angehalten worden, so wollte ihm das Arbeiten gar nicht gefallen. Er hatte zwar eine natürliche Anlage zu künstlichen Arbeiten, und begriff Alles sehr schnell; er war aber auch äußerst träg und faul. Sehr hart kam es den verwöhnten Knaben an, mit dem Essen von einer Mahlzeit zur andern zu warten, und da er nicht Geld genug hatte, sich so viele Näschereien zu kaufen, als er sich wünschte, so war er nur immer darauf bedacht, irgend wo Geld oder Geldeswerth zu entwenden. Er lernte daher von dem Schlosserhandwerke nichts so gut, als die Kunst, alle Arten von Schlössern, ohne Schlüssel mit Hacken und Sperreisen zu öffnen. Er machte auch heimlich mehrere solche Eisen nach, und trug sie fast immer bey sich.

Eines Tages, da der Meister und die Meisterin zu einem Hochzeitmahle eingeladen waren, und Dietrich sich allein zu Hause befand, versuchte er seine Kunst in dem Eröffnen der Schlösser an dem Kleiderkasten der Meisterin. Er stahl ihr eine alte silberne Kette, die sie nicht mehr trug, und einige große Thaler. Als die Meisterin am andern Morgen ihre Festtagskleider und

ihren Silberschmuck, womit sie gestern Staat gemacht hatte, wieder in den Kasten ordnete, vermißte sie die Kette, ward sehr bestürzt, und sagte es heimlich dem Meister. Der Meister untersuchte das Schloß, und sah deutlich, daß es mit einem Sperreisen aufgemacht worden. Der Verdacht fiel sogleich auf Dietrich. Dietrichs Schlafkammer wurde durchsucht — da fand man unter dem Bettstroh nicht nur die Kette und die Thaler, sondern noch eine goldene Uhr und zwey silberne Löffel, nebst allerley Zuckerwaaren und feinem Backwerke.

Der Meister erblaßte vor Schrecken. Er hatte in dem Hause eines vermöglichen Kaufmannes, wo eben gebaut wurde, mit Dietrich einige neue Thüren angeschlagen. Da war im obersten Stocke des Hauses, aus dem verschlossenen Zimmerchen eines Handlungsdieners, eine goldene Uhr, die an der Wand hing, entwendet worden. Die vorgefundene Uhr war die gestohlene; der Schlosser erkannte sie der Beschreibung nach sogleich. Die silbernen Löffel waren, wie der Schlosser wohl wußte, erst vor wenigen Tagen dem Apotheker aus einem wohl versperrten Wandkästchen weggekommen. Die Anfangsbuchstaben von dem Namen des Apothekers standen darauf. Dietrich hatte einen Conto hingetragen, und weil der Apotheker in der Apotheke und die Apothekerin in der Küche beschäftigt war, einige Zeit in dem Wohnzimmer auf die Bezahlung warten müssen.

Der bestürzte Schlosser eilte sogleich hinab in die Werkstätte, und nahm den Dietrich ins Verhör. Dietrich hoffte sich wieder mit Lügen und

schmeichelhaften Reden durchzuhelfen, wie ihm das bey seiner Mutter bisher fast immer gelungen war. Er weinte und betheuerte seine Unschuld mit Schwüren. „Wer weiß, sagte er unter Anderm, wer all die gestohlenen Sachen in mein Bettstroh versteckt hat, um mich armen Knaben um die Gunst meines lieben Meisters und in Unglück zu bringen. Denn Viele beneiden mich um meinen guten Platz, und wären gern an meiner Stelle."

Die Meisterin kam über diese Frechheit vor Zorn fast außer sich. „Du gottloser Lügner, rief sie so laut sie konnte, du Dieb, für den der Galgen noch zu gut ist!" Ja sie gab ihm alle ersinnliche Schimpfnamen, und schrie und tobte in Einem fort. Auf das Geschrey liefen mehrere Nachbarn und Nachbarinnen zusammen, und kamen in die Werkstätte, oder guckten bey den Fenstern herein. „Was giebts, fragten sie, hat der böse Dietrich euch wieder einen bösen Streich gespielt?" Die Schlosserin erzählte Alles, was eben jetzt vorgegangen war, ja was Dietrich von jeher in ihrem Hause Böses verübt hatte.

Der ehrliche Schlosser stand sehr bestürzt da, und schwieg. Endlich sagte er: „Was ist nun zu thun? Wenn der Bube nur uns bestohlen hätte, so würde ich aus Liebe zu seinem rechtschaffenen Vater den Diebstahl vielleicht nicht bey Amt anzeigen, sondern den jungen Dieb bloß fortjagen; denn zu dem Schlosserhandwerke, das grundehrliche Leute erfordert, taugt er durchaus nicht. Allein da er auch in andern Häusern gestohlen hat, und diese Diebstähle nun bereits mehrern

Leuten bekannt sind, so muß ich — so leid es mir thut! — augenblicklich von dem, was geschehen ist, Anzeige machen. Ein solcher ehrloser Lehrbursch' könnte am Ende noch seinen ehrlichen Meister in Verdacht bringen."

Der betrübte Meister nahm den Dietrich beim Arme, führte ihn die Stiege hinauf, und stieß ihn in die Kammer hinein, wo Dietrichs Bett und Bettstroh, das die Meisterin beim weitern Nachsuchen mit einer Art von Wuth alles aus der Bettstatt heraus gerissen hatte, noch zerstreut auf dem Boden umherlag. Der Meister verschloß die Thüre von außen mit dem starken, eisernen Anleger, der daran angebracht war, und ging zu dem Amte. Nach kurzer Zeit kam er mit dem Amtsdiener zurück. Viele Kinder liefen den zwey Männern nach, und vor dem Hause des Schlossers war eine Menge Menschen versammelt; sie konnten kaum erwarten, bis man den bösen Dietrich herausführe.

Der Schlosser machte die Kammerthüre auf, und der Amtsdiener trat hinein, um den Dietrich in Verhaft zu nehmen. Allein die Kammer war leer. Man sah da nirgends mehr einen Dietrich. Der Amtsdiener schaute unter den Betten, und unter der Bettstatt, ob sich Dietrich nicht darunter versteckt habe. Aber auch da war nichts von ihm zu sehen. Dietrich war fort. Das Fenster stand offen, und an dem Kreuzstocke war Dietrichs Betttuch fest gebunden. „An dem Tuche, sagte der Amtsdiener, hat sich der Spitzbube hinunter gelassen, und ist, während die Leute vorn

an der Hausthüre paßten, durch den Garten hinter dem Hause entlaufen. Nun, er wird der strafen= den Gerechtigkeit deßhalb doch nicht entgehen. Wann der Dieb reif ist, holt ihn auch ein hin= kender Büttel ein."

Die Leute auf der Gasse gingen, weil ihnen eine Erwartung vereitelt worden, murrend aus ein= ander, und schmähten und schimpften über Diet= rich. Im ganzen Städtchen sprach man fast von nichts, als von dem bösen Dietrich.

Dietrichs Mutter aber war beinahe ohnmäch= tig geworden, als sie die Geschichte vernommen hatte. Vor Scham über Dietrichs schlechte Auf= führung verschloß sie sich in ihre Kammer, und ließ vorgeben, sie sey nicht zu Hause. Sie sann hin und her, ob die Sache sich nicht noch ver= mitteln lasse. „Allein was ist's, sagte sie seufzend; wenn er auch ganz ungestraft durchkäme, so bliebe ihm doch die Schande, und der Rhein und die Donau könnten sie nicht mehr abwaschen."

Sie schickte indeß heimlich nach allen Seiten Bothen aus, den entlaufenen Dietrich aufzusu= chen, und sie versprach Demjenigen, der so glück= lich seyn würde, ihn aufzufinden, viel Geld. Sie konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Es war eine stürmische Nacht, und es regnete sehr stark. Da seufzte sie beständig: „Ach, wo mag jetzt wohl mein armer Dietrich über Nacht seyn, oder wo mag er jetzt wohl in der Irre herumlaufen! Ich muß es nun selbst bekennen, ich hätte mir und ihm vielen Jammer ersparen können, wenn ich ihn besser erzogen hätte!"

Die Bothen kamen unverrichteter Sache wieder zurück; alle Mühe, den Knaben aufzufinden, war vergebens. Die Mutter kümmerte sich fast zu Tod. Sie fürchtete, Dietrich könnte wohl gar in das Wasser gesprungen seyn. Es schauderte ihr bey dem Gedanken, und sie wurde vor Jammer krank. Sie konnte einige Wochen nicht mehr ausgehen; und als sie wieder gesund war, blieb sie noch lange zu Hause, indem sie sich scheute, sich vor einem ehrlichen Menschen sehen zu lassen. Sie weinte ganze Nächte hindurch. „Ach, sprach sie sehr oft, ich bin doch eine recht unglückliche, bedauernswerthe Mutter! Ich hatte den Knaben so lieb! Alles, was sein Herz nur begehrte, that ich ihm; ich kaufte und schenkte ihm Alles, was er nur wünschte, und nichts war mir zu theuer. Ich hätte mein Leben für ihn gegeben. Und er vergilt es mir nun so! Ich hoffte, Ehre und Freude an ihm zu erleben; und er bringt nun eine solche Schande über mich, und thut mir ein solches Herzenleid an! O, es ist schrecklich, wenn Kinder den Aeltern solche Thränen auspressen!"

Zu Zeiten sagte sie jedoch wieder: „Ich selbst bin Schuld an dem Elende meines armen Dietrichs; ich hätte gegen ihn nicht so gelinde seyn sollen; ich hätte mehr Strenge gebrauchen sollen. Sein Vater, mein seliger Ehegatte, war doch ein kluger verständiger Mann. Er sagte oft: „Die sanfte Güte der Mutter mag allerdings die Strenge des Vaters mildern; es ist dieses auch von dem weisen Schöpfer so angeordnet. Allein mit lauter weiblicher Sanftheit ohne männlichen Ernst kommt

nichts heraus. Eine solche baumwollene Erziehung taugt nichts; um einen rauhen, harten Stein zum Bauen tauglich zu machen, braucht man scharfe Eisen und einen derben Schlägel." So sagte er. O, ich erinnere mich noch aller seiner Worte sehr wohl! Wenn er den Dietrich abstrafen, und ich seinen Arm zurückhalten wollte, da mahnte er mich allemal an die Worte Salomons. Damals kamen sie mir nicht sehr weise vor; aber nun möchte ich diese goldenen Worte selbst unterschreiben: „Ruthe und Zucht machen weise Leute — aber ein Kind, das seinem eigenen Willen überlassen ist, macht seiner Mutter Schande."

Eilftes Kapitel.

Dietrich unter den Wildschützen.

Dietrich hatte sich in den benachbarten Wald geflüchtet, von dem das Städtchen Waldingen den Namen hatte. Der Wald war ungeheuer groß, und fast überall dicht verwachsen und unwegsam. Dietrich verirrte sich in dem wilden Walde, lief den ganzen Tag bald hin, bald her, und fand nirgends mehr einen Ausweg. Es regnete sehr stark, und von Zeit zu Zeit schüttelte der Sturmwind von den Bäumen doppelte Regengüsse auf ihn herab. Die Nacht brach bereits ein, und es wurde in dem Walde immer finsterer. Der Hunger quälte ihn heftig, und er zitterte vor Frost. Er fürchtete sich, in dem Walde umzukommen, und vergoß heiße Thränen. Seine böse Aufführung reute

ihn, und er nahm sich vor, nie mehr zu stehlen. Allein er dachte dabey gar nicht an Gott, der den Diebstahl verbiethet und bestraft; nur Angst und Furcht hatten ihm diesen Vorsatz ausgepreßt.

Endlich begegnete ihm ein Mann in zerlumpten Kleidern, der einen großen Büschel Birkenreiser auf dem Rücken trug, rechts eine blecherne Flasche, links eine vollgestopfte Jagdtasche anhängen hatte, und einen dicken Knotenstock in der Hand führte. „Aha, Spitzbube, bist du's? rief der Mann, und drohte ihm mit geschwungenem Stocke. Du kommst mir eben recht! An dir ist ein gutes Trinkgeld zu verdienen. Du hast saubere Streiche gemacht; ich habe schon Alles gehört. In der ganzen Stadt, wo ich heute Besen verkaufte, redet man davon. Warte nur, Halunke! Die Schergen suchen dich überall; dein Nachtquartier im Thurm ist schon bestellt."

Dietrich fiel dem Manne zitternd und bebend zu Füßen, und bat mit aufgehobenen Händen: „Ach, erbarmt Euch meiner, und liefert mich doch nicht dem Gerichte aus! Ich verschmachte fast vor Hunger, und bin so müde, daß mich fast kein Fuß mehr trägt. Gebt mir doch einen Bissen Brod, wenn ihr da in Euerm Schnappsacke etwa ein Stücklein habt, und nehmet mich mit Euch, und behaltet mich über Nacht. Sonst gehe ich in diesem fürchterlichen Walde vor Hunger, Frost und Nässe noch gar zu Grund. Seyd doch — ich bitte Euch auf meinen Knien — nicht so grimmig böse über mich!"

„Nun, nun, sagte der Mann lachend, was

ich sagte, war nur Spaß! Ich thue dir nichts zu Leid; ich will dir vielmehr aus der Noth helfen." Er griff in die Jagdtasche und sagte: „Da hast du Brod!" „Und da," sagte er, indem er zuerst selbst einen kräftigen Zug aus der blechernen Flasche that, und sie dann dem Dietrich reichte, „da hast du einen Schluck Branntwein dazu. Das ist eine wahre Herzstärkung."

Dietrich aß und trank sehr gierig. „Nun komm mit!" sagte der Mann. „Ich will dir zum Abendessen einen guten Braten nebst einem Krug köstlichen Weins, und zum Nachtlager, wenn auch kein Bett, doch eine hübsche Schütte dürres Laub und trocknes Moos verschaffen." Dietrich verwunderte sich, woher der Mann in dem schlechten Aufzuge Wein und Braten nehmen sollte, und fragte bedenklich: „Je, wer seyd Ihr denn?"

„Ich bin der Besenbinder Jost, sagte der Mann; weit umher im Lande gar wohl bekannt. Nebenzu diene ich einem sehr vornehmen Herrn, der den Jagdbezirk da herum sehr wohlfeil gepachtet hat. Komm mit, und es wird dir bey uns gefallen." Dietrich, der sich durch Brod und Branntwein wieder gestärkt fühlte, ging ohne Bedenken mit dem verdächtigen Manne.

Sie hatten keinen eigentlichen Weg; sie mußten oft durch nasse Gebüsche schlüpfen, und wurden davon ganz durchnetzt. Es wurde so finster, daß sie weder Zweige noch Blätter mehr sahen. Dietrich folgte seinem Führer, um ihn nicht zu verlieren, dicht auf dem Fuße. Die nassen Stauden schlugen ihm fast beständig in das Gesicht.

Bald blieb er mit den Haaren an einem Dornzweig hängen, und bald stieß er den Kopf an einen niedrigen Baumast, daß ihm Beulen davon auffuhren. So währte es über eine Stunde. Der verzärtelte Dietrich wimmerte und weinte, wie ein Kind. Endlich kamen sie an eine steile felsige Anhöhe, und mußten durch eine enge Felsenschlucht wandern. Sobald sie das Ende derselben erreicht hatten, und zwischen den Felsen hervortraten — war es dem Dietrich plötzlich, als stehe der ganze Wald umher im Brand. Er sah ein ziemlich geräumiges Waldthal vor sich. Hinter einem nahen buschigen Felsen stieg Rauch auf. Die hundertjährigen Eichen, die Buchen und mancherley Gebüsche, die bereits vom Herbste bunt gefärbt waren, und die himmelhohen, immergrünen Tannen und Fichten schienen in rothem, gelbem und grünem Feuer zu brennen. Alle Bäume tröpfelten von blitzenden Regentropfen, und fast jeder herabfallende Tropfen schien ein Feuerfunke.

„Nun sind wir am Ziele!" sprach der Besenbinder. Er ging um die Ecke des Felsen, und sie standen vor einem großen Feuer, das prasselnd empor schlug. Ein Mann mit hoher Stirne und dichten schwarzen Locken stand, mit in einander geschlungenen Armen, an die Felsenwand gelehnt; der lodernde Glanz des Feuers beleuchtete seine ansehnliche Gestalt. Er hatte, ungeachtet seines schwarzen, starken Bartes und seines abgetragenen grünen Ueberrockes, einen gewissen Anstand in seiner Stellung. Eine Doppelflinte lehnte neben ihm an der Felsenwand; seitwärts am Felsen lag ein

eben geschossener Hirsch mit weit ausreichendem, zackigem Geweih. Der Mann schien mit seinen hellen schwarzen Augen den Dietrich zu durchbohren, sagte aber kein Wort. Dietrich, der nicht leicht einen Menschen scheute, empfand unwillkührlich eine Art Ehrerbietigkeit vor dem Manne.

Ein anderer Mann, blond von Bart und Haaren, saß ohne Rock in den Hemdärmeln am Feuer, und drehte an einem hölzernen Spieße, der von zwey gablichten Baumästen gestützt war, einen großen Rehbraten um. Einige Schritte davon lag ein Fäßchen im Grase, und ein Küchentopf, zur Hälfte schwarz wie Kohle, stand dabey, und mußte zugleich die Stelle der Flasche und des Glases vertreten. „Kommst du einmal Jost, rief der Mann mit dem Bratspiese dem Besenbinder zu, und was hast du denn da für einen zerzausten Jungen aufgegabelt? Dürfen wir ihm trauen?"

„Ja wohl, sagte Jost, indem er die Birkenreiser abwarf. Der hat es mit den ehrlichen Leuten zu Waldingen auf immer verdorben. Ich muß mich nur erst mit einem Schluck Wein erquicken; dann will ich Euch Alles erzählen." Er trank aus dem rußigen Topfe mit starken Zügen, und sagte dann: „Ah, das ist köstlich!" Hierauf nahm er seine Jagdtasche ab, und packte aus. „Da, sagte er, habt ihr Brod, da ist Salz, ein sehr nöthiges Gewürz; da ist Käse, aus Eidam, wenn mich der Krämer nicht betrog, und da ist Rauchtaback, ächter Knaster, wenn ich mich nicht betriege; hier ist ein Spiel neuer Karten, und hier die Hauptsache, Pulver und Bley."

Hierauf wandte er sich zu Dietrich, und rief: „Nun, Meister Dietrich, setze dich an das Feuer, und trockne dich. Sey lustig; das Fäßlein dort ist voll Wein, und der Braten ist bald fertig.“ „Gut, sagte der Mann, der den Spieß umtrieb, der Bursche kann mich ablösen.“ Er stand auf, griff nach den Karten, und sagte: „Wollen wir nicht einstweilen ein Spiel machen, Jost?“ „Ey, sagte Jost, es regnet ja noch, und nirgends da herum ist ein trockenes Plätzchen.“ „Nun, sagte der Andere, so will ich dafür eins rauchen.“ Er stopfte seine Pfeife von dem frisch angekommenen Taback. Dietrich aber setzte sich an das Feuer, und trieb den Spieß um.

Der Besenbinder stopfte sich auch eine Pfeife, zündete sie an einem brennenden Scheite an, und erzählte Dietrichs Geschichte. „Glaubt mir, sagte er am Ende, der Dietrich ist, so viel Böses ihm die Leute auch nachsagen, kein so übler Bursch', als es scheint. Ich habe deßhalb den großmüthigen Entschluß gefaßt, ihm das Besenbinden zu lehren. Nebenbey kann er uns die Flintenschlösser ausbessern, und uns, wie ihr wohl merkt, mit seiner Kunst noch allerley wichtige Dienste leisten.“ Jost blickte den Mann am Felsen an, und fragte: „Nun, was sagen Sie dazu, mein Herr?“ Der ernste Mann zückte die Achseln, und sagte kein Wort.

„Ey, rief Jost, ich hätte gedacht, Sie würden mit dem flinken, gewandten Burschen besser zufrieden seyn. Indeß, sey du gutes Muthes, Dietrich, du bleibst nun bey uns. Du bekommst

einen guten Dienst. Doch — ich muß dich mit deinen neuen Herren jetzt ein wenig näher bekannt machen. Der strenge Herr dort am Felsen, der nicht raucht und nicht trinkt, nennt sich Herr Waller. Er spricht zwar nicht; allein in seinem Diskurse gefällt er mir doch sehr wohl. Er ist nicht von gemeinem Stande, und hat studirt!"

„Wer sagt das? rief Waller mit einem fürchterlichen Blick auf den Besenbinder; was geht das den Buben an? Der Wein redet aus dir, Jost! Schweig, oder!" — Er blickte auf sein Gewehr.

„Nun, nun, sprach Jost erschrocken, was ich da sagte, weiß ich freilich nicht so gewiß. Wann ich getrunken habe, muß ich plaudern — ob etwas daran sey oder nicht, kümmert mich wenig. Meine Reden muß man nicht so genau nehmen. Dietrich, du mußt mir bey Leibe nicht Alles glauben, was ich sage. Du hast schon an mir gemerkt, daß ich gern Spaß mache."

„Der andere Herr da, fuhr jetzt Jost fort, der mit unser einem doch auch trinkt und eine gescheide Pfeife Taback raucht, ist nicht so kitzelig. Er nennt sich Herr Schlicht, und ging ehemals prächtig gekleidet einher, und schimmerte von Gold."

„Sag dem Buben doch auch, wie wir dich nennen!" sprach Waller mit ernster Stimme.

„Je nun, sagte Jost, das darf der wackere Dietrich wohl wissen. Die Herren nennen mich Schluck — wegen meines Leibsprüchleins: „Wie, noch einen Schluck!" Ich weiß zwar wohl, das Sprüchlein hat mir wenig eingebracht. Ich war ehemals so reich, daß ich das Fäßlein dort mit

großen Thalern hätte voll anfüllen können, und nun bin ich nichts mehr, als ein armer Besenbinder. — Je nun, mir ist Alles Eins, rief der leichtsinnige Mensch, und griff nach dem Weingeschirre, wenn es nur daran nicht fehlt!"

Schlicht hatte nun seine Pfeife ausgeraucht, stand auf, und untersuchte den Braten. „Wohl, sagte er, er ist ausgebraten. Nimm ihn vom Spieße, Jost, und leg ihn auf den platten Stein dort." Jost that es. Schlicht ging indessen, brachte ein Glas frisches Quellwasser, und stellte es neben Waller auf einen Stein, der aus der Felsenwand hervor ragte. Waller schnitt sich zuerst ein Stück Braten ab, verzehrte es nebst einem Stücke Brod stehend von der Faust, und trank das Wasser dazu. Darauf ging er, während die Andern um das Feuer saßen, und sich Braten und Wein sehr wohl schmecken ließen, hinab an den Bach, der durch das Thal floß; dort wandelte er, wiewohl der Regen noch nicht aufgehört hatte, und es sogar anfing zu schneien, beide Hände auf den Rücken zusammen gelegt, an dem Bache auf und ab.

„Ein wunderlicher Herr, sagte Jost; aber doch ein guter Herr. Indeß ist es gut, daß er ging. Nun können wir erst recht lustig seyn!" Jost rückte das Weinfäßchen näher herbey, füllte den irdenen Topf, hob ihn hoch empor, und rief: „Nun, Dietrich, du sollst leben! Sieh, neuer Kamerad, ich trinke deine Gesundheit im alten Weine. Eine solche Ehre ist dir wohl noch nie wider-

fahren. Nun, sag einmal an, aber ehrlich, wie gefällt es dir bey uns?"

Dietrich, der bis auf die Haut naß, auf der einen Seite vom Feuer fast gebraten, und auf der andern vor Frost fast erstarrt war, griff mit der Hand nach seinen Beulen am Kopfe, die ihm sehr weh thaten, und sagte mit weinerlicher Stimme: „Wem sollte es hier nicht gefallen? Auf der ganzen Welt könnte es ja nirgends lustiger seyn!"

Zwölftes Kapitel.

Dietrich unter den Räubern.

Indessen war das Feuer, an dem die drey Zecher saßen, in Gluth gesunken. Es hörte auf zu regnen, und die Regenwolken zerstreuten sich. Der Vollmond kam hinter den schwarzen Tannengipfeln hervor, und erhellte die schauerliche Finsterniß des Waldes. Waller, der bisher unausgesetzt an dem Bache im Thale auf und ab gegangen war, kam herauf und sagte: „Wie ist's? Wollt ihr bis Mitternacht kein Ende machen? Brecht auf, und zieht weiter. Du, Schlicht, bedecke den Hirsch, den ich schoß, mit Tannenästen. Jost mag dafür sorgen, ihn morgen an Mann zu bringen. Das Faß dort wird er sicher nicht vergessen. Macht hurtig und geht! Ich komme vielleicht nach, vielleicht auch nicht." Er nahm sein Gewehr auf den Rücken, ging in den Wald, und verschwand im tiefsten Dunkel.

Jost und Schlicht gehorchten augenblicklich, thaten Alles, was er befohlen hatte, und machten sich mit Dietrich auf den Weg. Sie kamen nun erst in die wildeste Gegend des Waldes, und mußten sich durch Dickichte hindurch arbeiten, steile Berge ersteigen, und über Felsen klimmen. Der müde Dietrich konnte ihnen fast nicht mehr nachkommen. Er fing aufs neue an zu winseln und zu jammern. „Hab' noch eine kleine Geduld, sagte Jost; bald wirst du unsere prächtige Burg sehen." Dietrich erblickte endlich, nicht ohne Schauder, im hellen Mondschein einen halb zerfallenen Thurm von furchtbarem Aussehen, der aus den zertrümmerten Mauern einer alten Ritterburg empor ragte. Hohe Tannen und Eichen waren aus dem ungeheuren Schutte aufgewachsen. „O weh, sagte Dietrich, das ist die alte Geisterburg im Walde; meine Mutter hat mir sie genau beschrieben. Da spukts!" „Du Thor, sagte Jost, in deinem Kopfe spukts!" „Nein, nein, sagte Dietrich, da gehen oft Gespenster um, die Feuer ausspeien. Meine Mutter hat es mir sicher gesagt; mir grauet." „Diese Gespenster waren niemand anders, als wir, sagte Jost; wir machten solche Possen, um ungebethene Gäste von unsrer Residenz zu verscheuchen, und hier ungestört zu hausen."

Sie kamen jetzt an den ehemaligen Schloßgraben, der nunmehr ein Sumpf war, theils mit schlammichtem Wasser gefüllt, theils mit Schilf und Binsen überwachsen. Die Männer wußten einen geheimen Weg durch das Schilf. Man mußte aber die gelegten Steine, deren einige etwas un-

ter das Wasser versenkt waren, wohl zu treffen wissen, um nicht selbst unter zu sinken. Durch Schutt, Brombeerstauden und Dornengesträuch gelangten sie endlich an das alte Gemäuer. Schlicht stieß einige Mauersteine zurück. Alle drey krochen durch die Oeffnung hinein, und Schlicht schob die Steine wieder in die Lücke. Sie befanden sich nun in der dicksten Finsterniß. Durch einen schmalen Gang, der kein Ende nehmen wollte, kamen sie in ihren unterirdischen Aufenthalt. Hier war es nicht sogar finster; allein man konnte doch nichts deutlich unterscheiden. Schlicht zog Stahl und Stein hervor, schlug Feuer, zündete eine Kerze an, und Dietrich erblickte nun im Glanze des aufflammenden Lichtes ein altes, schwarzgraues Gewölbe über sich; die Mauern umher waren von rauhen Quadersteinen aufgeführt, und der Boden mit eben solchen Steinen gepflastert. Dieses unterirdische Gewölb war bey Zerstörung des Schlosses unversehrt geblieben, und Niemand wußte mehr davon, als diese Männer. Eine Menge Sachen, Lebensmittel und Küchengeschirre, lagen in großer Unordnung auf dem Boden durch einander. An den Wänden hingen allerley Kleider, nebst Flinten, Pistolen und Säbeln. In einer Ecke war Schilf, dürres Laub und Moos aufgehäuft, das nebst einigen Kopfkissen den Männern zum Bette diente. Hier legten sie sich nieder, deckten sich mit alten Mänteln zu, und schliefen bis die Mittagssonne durch eine runde Oeffnung der Mauer in das Gewölbe schien.

Unter diesen Männern lebte von jetzt an Die-

trich. Obwohl es ihm bey ihnen eben nicht sehr gefiel, gewöhnte er sich doch nach und nach an ihre Gesellschaft. Allein gegen Waller blieb er immer scheu und fürchtete ihn sehr; denn dieser war ein ganz eigener Mann, und gar nicht wie die Andern, über die er die Herrschaft führte. Er sah immer ernst aus, sprach wenig, und war am liebsten einsam für sich. Manche Stunde des Tages saß er oben in dem Schutte, in einer Ecke des zerfallenen Gemäuers, unter finstern Tannen auf einem der umherliegenden Quaderstücke, und las in einem kleinen Buche, das sehr alt aussah, und in graues Pergament eingebunden war. Er ließ es einst auf dem Steine unter den Tannen liegen. Dietrich sah hinein; da es aber griechisch war, und Dietrich noch nie griechische Buchstaben gesehen hatte, so meynte er, es sey ein Zauberbuch.

Abends blickte Waller oft Stunden lang unbeweglich in den wilden bergichten Wald hinaus, hinter dem die Sonne unterging. Niemand durfte sich dann ihm nähern, als Schlicht. Dieser setzte sich oft zu ihm, und sie redeten manchmal den ganzen Abend mit einander. Dietrich schlich sich einige Male herbey, um zuzuhören. Allein Waller bemerkte ihn sogleich und rief: „Was willst du? Ich werde dich rufen lassen, wenn ich dich nöthig habe.“ Dietrich machte sich dann eilends davon. Waller kam selten herab in die Höhle, und wenn die Andern ein Kartenspiel machten, tranken, scherzten und viel lachten, lächelte er nicht einmal. „Bey euch geht es, sagte er ein-

mal, wie ich in einem englischen Buche gelesen habe: Was der Unterhaltung an Witz abgeht, sucht ihr durch Lachen zu ersetzen.“ Manche halbe Nacht ging Waller zwischen den alten zerfallenen Mauern im Mondschein auf und ab; ja Dietrich, der sich bisweilen unbemerkt herbey schlich, hörte ihn manchmal furchtbare Seufzer ausstoßen.

Niemals übernachtete Waller bey den Uebrigen in der großen, unterirdischen Höhle. Er hatte unter den Trümmern der zerstörten Burg seine besondere Wohnung. Der Weg dazu war sehr versteckt und verborgen. In der Mauer der gemeinschaftlichen Höhle befand sich ein großer Quaderstein, der sich in eisernen Angeln drehte, und gleichsam eine geheime, steinerne Thüre war, dergleichen man noch jetzt in sehr alten Schlössern hie und da findet. Diese Thüre führte durch einen engen, ganz finstern Gang und über eine schmale, sehr baufällige und gefährliche Wendelstiege hinauf in den mit Dorn und dichten Gesträuchen bedeckten Schutt des zerfallenen Thurms. Eine ähnliche steinerne Thüre, seitwärts in dem finstern Gange führte in ein kleines Gewölbe, das sehr hell und reinlich war, und fast für ein Zimmer gelten konnte. Es hatte ein Fenster mit Glasscheiben, und war mit einem ordentlichen Bette, einem Sessel und einem Tischchen versehen, auf dem einige Bücher standen. Hier wohnte Waller; hier brachte er bey schlechter Witterung den Tag ganz für sich allein zu. Manchmal zog er

auch mit Schlicht fort, und kam dann mehrere Tage nicht mehr zurück.

Indeß hielt Dietrich sich ganz an Jost. Jost schenkte ihm eine hübsche Flinte, und richtete ihn zum Wildschießen ab. Dietrich begriff es sehr gut, und hatte große Freude daran. Er zog mit Jost in den Waldungen weit umher, und sie plauderten unterwegs sehr vertraut mit einander. Jost ließ sich nun manchmal so etwas vom Stehlen und Rauben verlauten; allein er machte nach seiner Art aus dem, was er gesagt hatte, allemal wieder einen Spaß. Nach und nach ging er aber, besonders wann er getrunken hatte, mit der Sprache besser heraus. „Meynest du denn, sagte er einmal, ich sey im Ernst ein Besenbinder? Ey, warum nicht gar! Ich treibe dieses magere Handwerk nur so zum Scheine. Das Besenbinden muß mir bloß zum Vorwand dienen, bald in den Wald zu gehen, und bald in den Küchen reicher Leute nachzuspüren, ob man kein Wildpret brauche. Ich sehe mich dann auch in den Häusern gelegentlich ein wenig um, ob da nicht etwa Eines oder das Andere zu holen sey, das wir brauchen könnten. Viele dieser reichen Leute sind um kein Haar ehrlicher, als wir. Weil ich das Pfund Wildpret um ein paar Kreuzer wohlfeiler gebe, als es bey dem Jäger zu haben ist, so kaufen sie es lieber von mir, obwohl sie wissen, daß es sozusagen gestohlen ist. Für diesen Frevel, zu dem sie nicht die geringste Noth zwingt, wollen wir sie bestrafen. Ich habe indessen so allerley Gelegenheiten ausgespürt. Wenn die Nächte wieder

länger werden, so werden Schlicht und ich sie uns zu Nutzen machen. Der stolze Herr Waller zieht zwar nicht mit uns. Allein wann er und Schlicht einige Tage fort sind, so gehen sie auch nicht bloß spazieren. Sie haben schon manchem wackeren Reisenden die Pistole auf die Brust gesetzt, und ihm den Geldbeutel abgefordert. Du bist ein kluger Junge, und hast wohl schon so etwas gemerkt. Mache dich nur darauf gefaßt! Nächster Tage ziehen Schlicht und ich wieder zusammen auf den Raub aus, und du darfst dann auch mit." Der nicht würdige Dietrich, der schon von seiner zarten Jugend an ein Dieb war, machte gegen diesen ruchlosen Antrag keine Einwendung; er versprach vielmehr mit zu ziehen.

Dieses geschah denn auch wirklich. In dunkeln Nächten, wann es recht furchtbar stürmte und regnete, brachen sie in wohlhabende Häuser benachbarter Flecken und Dörfer ein, und kehrten mit Raub beladen zurück in den Wald. Dietrich wurde von ihnen dann allemal reichlich beschenkt. Dem grundschlechten Buben gefiel dieses müßige herumziehende Leben sehr wohl. Er fand es sehr bequem, was andere Leute mit saurem Schweiße erworben hatten, so leichten Kaufs zu bekommen.

Allein Dietrich fühlte auch das Beschwerliche und Schreckliche dieser lasterhaften Lebensart. Es gelang den Räubern mit dem Einbrechen nicht immer nach Wunsch. Oft wurde Lärm gemacht; es wurde auf sie geschossen; man läutete die Sturmglocke; Alles im Dorfe wurde wach. Sie mußten mit Schrecken entfliehen, und wurden von bewaff-

neten Männern verfolgt. Einst packte ein losgelassener ungeheuer großer Kettenhund den Dietrich im Genick, zerrte und schüttelte ihn hin und her und hätte ihn wohl gar zerrissen, wenn nicht Schlicht den Hund mit Säbelhieben noch verscheucht hätte. Dietrich aber war übel zugerichtet und blutete sehr stark; seine Wunden machten ihm große Schmerzen, und heilten erst nach langer Zeit wieder zu. Denn zu irgend einem Wundarzte zu gehen, durfte er nicht wagen, um nicht verrathen zu werden.

Oft durchstreiften Soldaten, Jäger und Gerichtsdiener den Wald; die flüchtigen Räuber konnten ihren geheimen Aufenthalt nicht allemal mehr erreichen, und mußten sich dann Tage lang unter Angst und Schrecken in einem Dickicht verborgen halten. Wenn nur ein Vogel durch die Zweige rauschte, fuhren sie erschrocken auf; oft mußten sie unter nassem Gebüsch und auf feuchtem Boden übernachten. Sie durften sich bey Tage in keinem Dorfe mehr blicken lassen. Denn Schlicht war längst durch Steckbriefe beschrieben. Auch Jost war den Leuten bereits verdächtig, und wagte sich nicht mehr so frey in die Dörfer, um Lebensmittel einzukaufen. Sie hatten gar oft kaum noch altes steinhartes Brod. Manchmal hatten sie sich bey einem aufgeschürten Feuer im Walde kaum niedergesetzt, um einen guten Wildbraten, den sie eben vom Spieße nehmen wollten, zu verzehren. Allein plötzlich drang eine Schaar Jäger und Soldaten auf sie ein, und sie mußten alles im Stiche

lassen, mit hungrigem Magen entfliehen, und noch froh seyn, mit heiler Haut zu entrinnen.

Da sagte dann Dietrich oft bey sich selbst: „Das ist doch ein wüstes, beschwerliches Leben! O wie gut hatte ich es dagegen bey meinem Meister, wo ich mich nur an den gedeckten Tisch hinsetzen durfte, und zu Nacht mein gutes Bett hatte. Alle Arbeit, die ich verrichten mußte, war nichts, gar nichts gegen die Beschwerden, gegen die Aengsten und Todesschrecken, die ich hier ausstehen muß.“ Er fürchtete sich auch ganz entsetzlich vor dem Zuchthause und dem Galgen. Oefter erwachte auch sein Gewissen, das bey dem verruchtesten Menschen nie ganz schläft. „Dietrich, Dietrich, sagte er dann zu sich selbst, du bist ein recht gottloser Mensch geworden. Wann du einmal, was leicht geschehen kann, in diesem Zustande erschossen wirst, wie wird es dann deiner armen Seele in jener Welt ergehen! Er nahm sich vor, den Räubern zu entlaufen und zu den Bauern in Dienst zu gehen. „Lieber, sagte er, will ich die Schweine hüten, wie der verlorne Sohn, als noch länger ein so elendes Leben führen.“ Allein wenn er wieder einen lustigen Tag, und Alles vollauf hatte, mit Schlicht und Jost zechte und Schelmenlieder sang, so vergaß er wieder alle gute Vorsätze, oder verschob jedoch ihre Erfüllung auf eine gelegenere Zeit. Er bedachte das Sprichwort nicht, das er öfter von seinem seligen Vater gehört hatte: „Der Weg zur Hölle ist mit lauter Vorsätzen sich zu bessern gepflastert — die niemals in Erfüllung gegangen.“

Dreizehntes Kapitel.

Ein Raubanschlag.

Eines Morgens, da die Räuberbande wieder großen Mangel litt, ging Jost mit Dietrich nach einem entfernten Wirthshause im Wald. Jost war seit Jahren einer der besten Kunden des Wirthes, und hatte ihm schon viel Geld zu lösen gegeben; und der Wirth, der ganz und gar nicht der Ehrlichste war, hatte ihm schon oft Wildpret, ja auch manche andere gestohlene Sachen abgekauft, oder ihm Lebensmittel dafür gereicht. Auch diesmal versah ihn der Wirth gegen eine geraubte silberne Dose mit neuem Vorrath. Jost und Dietrich kamen Abends schwer beladen zurück in die Räuberhöhle.

„Lustig, Bruder Schlicht, rief Jost; ich bringe nebst vielem Anderm — Wein, Tabak und, was dich besonders freuen wird, neue Karten. Nun wollen wir wieder mit einander trinken, rauchen und spielen, daß es eine Lust ist."

Waller ging eben, nach seiner Gewohnheit, zwischen den zerfallenen Mauern einsam auf und ab. Schlicht bat ihn, herab zu kommen in ihr Gewölbe, sich zu ihnen zu setzen, und mit zu halten. Allein der ernste Mann schüttelte schweigend den Kopf, und setzte seinen einsiedlerischen Spaziergang ununterbrochen fort. Indeß trug ihm Schlicht von allen Speisen hinauf. Er aß ganz allein; die übrigen Drey aber waren deßhalb nur um so lustiger.

Als sie so beisammen saßen, fing Schlicht auf einmal an: „Wir haben heute wohl einen lusti-

gen Tag; aber solcher Tage werden uns dahier wenige mehr zu Theil werden. Der kleine Vorrath wird bald wieder aufgezehrt seyn — und was fangen wir dann an? Da die silberne Dose fort ist, haben wir nichts mehr zu verhandeln, und werden auch nicht mehr so leicht etwas erbeuten. Wir sind im Lande zu bekannt, und es ist da für uns nichts mehr zu machen. Wir sollten noch einen Hauptstreich ausführen, und dann mit den erbeuteten Schätzen uns in ein anderes Land begeben, wo uns Niemand kennt. Wie wäre es, wenn wir einen Einbruch in das Schloß Finkenstein wagten?"

„Was fällt dir ein! rief Jost; das Schloß ist ja überall mit dicken Mauern, eisernen Gittern und fest verriegelten Thüren verwahret, wie ein Blockhaus."

„Das ist wohl wahr, sagte Schlicht; das Schloß gleicht einer unüberwindlichen Festung. Allein glaube mir, als einem ehemaligen Soldaten, auch in die unüberwindlichste Festung kann man leicht hinein kommen, wenn man einen guten Freund darin hat, mit dem man im Einverständnisse lebt, und der einem aufmacht. Und da könnte unser getreuer Dietrich uns aus der Verlegenheit helfen. Höret einmal, wie sich die Sache leicht ausführen ließe! Die Herrschaft geht jetzt im Herbste mit ihren Kindern an schönen Abenden auf den Schnepfenfang. Wann sie nun mit den gefangenen Schnepfen sich nach Hause begeben, muß Dietrich am Wege liegen, und sich so krank anstellen, als könnte er nicht mehr wei-

ter. Das werden sie ihm gerne glauben; denn der Kerl sieht in der That so elend aus, als hätte er schon drey Jahre die Schwindsucht am Halse. Da ihr Schloß einsam steht, und es nach Hirschfelden, dem nächsten Orte, wohl eine halbe Stunde weit ist, so behalten sie ihn in dem Schlosse gewiß über Nacht, und Dietrich macht uns dann in der Nacht, wenn Alles im tiefsten Schlafe liegt, irgend ein Seitenpförtchen des Schlosses auf, und läßt uns hinein."

Jost hörte bestürzt und nachdenkend, mit gesenktem Kopfe zu, und sagte am Ende: „Der Anschlag, den du da vorbringst, ist schlau genug ausgedacht; er ist übrigens nicht in deinem Kopfe gewachsen, Schlicht! Der studirte Herr droben im Schutte hatte ihn ausgebrütet. Allein mich wunderts, daß du mir einen solchen Antrag machen magst. Ich kann mich nicht darauf einlassen. Du weißt ja, daß die Herrschaft zu Finkenstein mir ehemals viel Gutes erwiesen hat. Die Leute dort im Schlosse sind auch wahrlich sehr brav. Es sollte mir leid thun, wenn ihnen ein Leid geschehe!"

„Ey was, sagte Schlicht, die Leute sind steinreich, und eben nicht sehr auf das Geld versessen. Ob sie ein paar Tausend Thaler mehr oder weniger haben, das wird sie nicht sonderlich kümmern. Sie haben dessen ungeachtet Alles im Ueberfluß."

„Das wohl, sagte Jost, aber der Herr von Finkenstein wird sich das Seinige nicht so leicht nehmen lassen. Er wird sich mit seinem alten, tapfern Moritz zur Wehre setzen, und da könnte es leicht wieder blutige Geschichten abgeben."

„Das laß deinen geringsten Kummer seyn, sagte Schlicht. Herr Waller hat die Sache so ausgesonnen, daß keinem von ihnen ein Haar gekrümmt werden soll. Du kennst ihn ja; er ist klug und haßt das Blutvergießen. Er wird selbst dabey seyn, und gedenkt den Anschlag so auszuführen, daß die Leute vielleicht eher nichts davon merken, als bis sie am andern Morgen die goldenen und silbernen Vögel ausgeflogen finden. Bewaffnen müssen wir uns freilich, um ihnen nöthigen Falls einen kleinen Schrecken einzujagen. Waller weiß dieses schon zu machen. Allein unsere Pistolen dürften auch nicht einmal geladen seyn; wir würden dennoch nicht mit leeren Händen zurückkehren."

„Wenn das zu machen wäre, sagte Jost, so wäre ich dabey; doch wenn Waller mitzieht, so bekommt die Sache Hand und Fuß, und ich ziehe mit. Ich verlasse mich ganz auf ihn."

Der liederliche, nichtswürdige Jost wurde nun wieder munter, und fing wieder an zu scherzen. Er schenkte ein, und rief: „Herr Waller soll leben! Es ist doch schön, wenn man studirt hat." Er nahm einen reichlichen Schluck Wein, und sprach dann: „Nun hört mich an! Auch ich habe etwas im Kopf, wenn ich getrunken habe. Ich stand vor Zeiten zu Finkenstein in Diensten, und bin in dem Schlosse so bekannt, wie in meinem eigenen Hause, das man dem Meistbiethenden verkauft hat. So finster das Schloß Finkenstein mit seinen alten grauen Mauern und den bemoosten Thürmen aussieht, so hell und schön ist es von Innen. Alles ist neu gebaut, und die Zimmer

sind prächtig; nur im untern Stockwerke sind noch einige alte Kammern und Gewölbe, nebst einem langen, finstern Gang, der dazu führt, so geblieben, wie sie vor hundert Jahren gewesen. Die Zimmer, wo der Silberschrank steht, wo der gnädige Herr sein Geld und die gnädige Frau ihren Schmuck verwahrt, weiß ich sehr genau. Unten in dem langen Gange ist eine schwere eichene Thüre, die in den Baumgarten geht. Sie ist mit zwey starken eisernen Riegeln verwahrt; allein nur mit einem ganz gewöhnlichen Schlosse versehen. Diese Riegel darf Dietrich in der Nacht nur zurück schieben; an dem Schlosse aber kann er mit leichter Mühe sein Meisterstück machen. Sag einmal an, Dietrich! Willst du es wagen? Sieh, als ich dich dort im Walde das erste Mal erblickte, war es mein erster Gedanke, du könntest uns die Thüren und Kasten öffnen, zu denen wir die Schlüssel nicht bey Handen haben. Eben wegen dieser deiner Geschicklichkeit und Brauchbarkeit habe ich mich damals deiner erbarmt, und dich in unsere Dienste gebracht. Nun ist die Zeit gekommen, dich dankbar zu erweisen. Laß einmal hören, willst du deines Namens werth, und ein wahrer Dietrich — ein Hauptschlüssel seyn, der uns das Schloß Finkenstein öffnet?"

„O ja wohl, sagte Dietrich, warum denn nicht? Ich will es einmal versuchen, und ich denke, es soll mir gelingen."

Jost klatschte in die Hände, und Schlicht sagte: „Morgen auf die Nacht wollen wir den Anschlag ausführen." Beide unterrichteten wäh-

rend des Nachtessens den Dietrich noch ausführlicher, wie er die Sache anzugeben habe, und es hatte bald Jost, bald Schlicht noch etwas dabey zu erinnern.

Am andern Tage brachen die Räuber auf, und zogen auf weiten Umwegen und durch die dunkelsten Gegenden des Waldes dem Schlosse Finkenstein zu. Waller und Schlicht waren mit mächtigen Säbeln bewaffnet, und jeder hatte ein paar geladene Pistolen in den Gürtel gesteckt. Jost trug die Säcke, um das geraubte Gold und Silber einzupacken. Dietrich hatte alle seine ausgefeilten Schlüssel und Sperrhacken, die er sein Handwerkzeug nannte, mit sich genommen. Gegen Abend langten sie auf einer buschigen Anhöhe am Ende des Waldes an, von der das Schloß nur einige hundert Schritte entfernt war. Hier verbargen sie sich in das Gebüsch, und lauerten, ob die Herrschaft komme.

Vierzehntes Kapitel.

Dietrichs boshafte Verstellung.

Es war ein heiterer Herbstabend. Der Wind wehte etwas kalt; die Sonne aber ging zwischen leichtem rothem Gewölk ungemein schön unter. Herr von Finkenstein kam, mehr um den schönen Abend zu genießen, als des Schnepfenfanges wegen mit seiner Gemahlin, und seinen zwey Kindern, Fritz und Luise, zur Schloßpforte heraus; der alte Jäger Moritz, mit einem Gewehr über

dem Rücken, und ein Jägerbursche mit dem Schnepfengarne begleiteten sie. Sie gingen zu einer Lücke des Waldes, die zum Schnepfenfange eingerichtet war. Eine schmale Wiese zog sich hier tief in den Wald hinein, bis an einen Hügel voll Buchen und Birken, deren Gipfel herrlich von der Abendsonne beleuchtet waren. Am Eingang dieser Waldwiese standen zu beiden Seiten, nebst andern hohen Bäumen, zwey Tannen. Die zwey Jäger zogen nun verwittelst eines Seiles, das von einer Tannenspitze zur andern reichte, das lange, breite Netz von grüngefärbtem Garn empor, daß es gleich einem Vorhange von Flor vor der Oeffnung des Waldes schwebte. Herr und Frau von Finkenstein setzten sich auf eine Bank von Moos, die unter einer der zwey Tannen angebracht war; das kleine Fräulein saß zwischen ihnen. Unter der andern Tanne stand Fritz, und hielt die Schnur, an der man nur zu ziehen brauchte, um das Netz fallen zu machen. Der alte Jäger stellte sich hinter ihn, damit Fritz den rechten Augenblick nicht verfehle. Alle schwiegen, und die Kinder schauten unausgesetzt auf das Netz. Es wollte sich aber keine Schnepfe blicken lassen. Die Sonne war schon eine gute Weile untergegangen. Der halbe Mond, der bisher nur bleich, wie ein Wölklein am Himmel geschwebt, wurde immer heller; das glühende Abendroth immer blässer. Das Netz war in dem röthlichen Scheine der Abenddämmerung kaum mehr sichtbar. Die Kinder gaben die Hoffnung, etwas zu fangen, bereits auf. Allein plötzlich kamen

zwey Schnepfen daher geflogen, und fuhren mit ihren langen Schnäbeln und Hälsen in die Maschen des Netzes, als wollten sie es mit sich fort nehmen. „Jetzt!" rief der Jäger. Fritz riß an der Schnur, daß sie fast entzwey brach; das Netz fiel — und beide Schnepfen waren zur größten Freude der Kinder gefangen.

Die kleine Jagdgesellschaft ging nun friedlich wieder nach Hause. Herr von Finkenstein führte seine Gemahlin am Arme; die Kinder gingen voran, und jedes trug eine Schnepfe; die beiden Jäger folgten. Der boshafte Dietrich aber lag schon lange nächst einem Dornbusche, einige Schritte vom Wege. Er war barfuß; sein einer Fuß aber war vom Knie bis zum Knöchel mit Lumpen eingebunden, und beinahe so dick, als ein Feuereimer. Unter den Lumpen hatte Dietrich seine ausgefeilten Schlüssel und Sperrhacken versteckt. Als die Herrschaft in der Dämmerung näher kam, bemerkte Fritz zuerst, daß sich bey dem Dornbusche Jemand rege. „Wer bist du, rief er; gieb Antwort!" Dietrich richtete sich, mit Hülfe eines Steckens, mühsam auf, und hinkte ganz erbärmlich herbey. Er zog den verbundenen Fuß immer etwas empor, und that, als könnte er sich an seinem Stecken kaum aufrecht erhalten.

Herr von Finkenstein sprach: „Woher kommst du noch so spät, Knabe, und wo willst du noch hin?"

Der falsche, boshafte Dietrich that einen tiefen Seufzer, verzerrte, als wie von unausstehlichen Schmerzen das Gesicht, und sagte mit kläglicher Stimme: „Ach, ich armer, kranker Knabe

habe keine Heimath, weder Vater noch Mutter, und muß leider betteln. Wegen meines bösen Fußes nimmt mich niemand in Dienst, so gern ich auch arbeiten wollte. Ich komme drey Stunden weit her, von dem Scharfrichter zu Schlehenhürst; der legte mir ein Pflaster auf meinen Fuß, das brennt nicht anders, als das höllische Feuer. Aber dieser mein trefflicher Arzt sagt, das müsse so seyn, um das faule Fleisch wegzubeizen. Ich habe mich im Walde verirrt. Seit heute Mittags hinke ich zwischen Dornen und Stauden umher, und habe nichts gegessen, noch getrunken. Ich wollte heute noch nach Hirschfelden. Allein ich werde wohl hungerig und durstig unter freiem Himmel übernachten müssen." Er zog ein zerrissenes Taschentüchlein heraus, und stellte sich, als trockne er sich die Augen, die aber gar nicht naß waren.

Die gnädige Frau sprach gerührt: „Ach, der arme Schelm! Hirschfelden kann er heute nicht mehr erreichen. Du, Luise, sag' doch einmal, was wir mit dem Knaben anfangen sollen?" Die kleine Luise sagte mit Thränen in den Augen: „Wir wollen ihm ein Abendessen geben, und ihn über Nacht behalten." Fritz rief: „Ja, das wollen wir; nicht wahr, Mama? Und Papa ist dann schon so gütig, den Fuß des armen Knaben heilen zu lassen, wie der Onkel den Arm des armen Niklas heilen ließ."

Herr von Finkenstein blickte den Dietrich scharf an, als zweifle er, ob auch Alles wahr sey, was der Knabe gesprochen hatte.

Dietrich sagte aber: „Ich muß Euren Gnaden doch meinen Fuß zeigen. Obwohl uns nur das erste Mondsviertel und die Abendhelle leuchtet, so werden Sie sich doch genug daran sehen.“ Er fing an, die Schnur, mit der die Lumpen zusammen gebunden waren, aufzuknüpfen. Der schlaue Betrüger rechnete sicher darauf, die Herrschaft werde die Wunde nicht sehen wollen. Die gnädige Frau winkte auch wirklich sogleich mit der Hand und rief: „Laß es gut seyn, ich kann die Wunde nicht sehen. Ich glaube dir ohne das. Komm immerhin mit uns!“

Die Herrschaft ging weiter, und Dietrich hinkte hinter ihr her, als vermöchte er ihr kaum nachzukommen, und lachte sie wegen ihrer Leichtgläubigkeit heimlich aus.

Als die Herrschaft an der Schloßpforte ankam, eilten ihr zwey Bedienten mit brennenden Kerzen auf silbernen Leuchtern entgegen. Die gnädige Frau befahl, dem armen Knaben ein Nachtessen zu geben, nannte die Kammer, in der er schlafen sollte, befahl morgen mit Anbruch des Tages den Wundarzt zu rufen, der Fridolins Vater so glücklich geheilt hatte, und ging dann mit ihrem Gemahl und den Kindern die schöne steinerne Stiege hinauf.

Dietrich ließ sich unten in der Thorstube die gute Kost, die ihm gereicht wurde, sehr wohl schmecken. Dabey vergaß er aber nicht, von Zeit zu Zeit nach seinem Fuße zu greifen, und wie vor unleidentlichen Schmerzen zu winseln. Nachdem er satt war, zündete der Thorwärter ein Licht

an, hieß ihn mitkommen, führte ihn durch den langen gewölbten Gang, und öffnete eine Thüre. Dietrich trat in eine ungeheuer große Kammer, die hochgewölbt und mit rothen Ziegelsteinen gepflastert war. In der Ecke stand eine uralte Bettlade mit einem frisch überzogenen Bette. An den Wänden hingen einige Gemählde alter Ritter, die in ihrer alterthümlichen Tracht trozig auf ihn herabzublicken schienen. „Hier ist dein Nachtquartier, sagte der Thorwärter; Licht brauchst du keines. Der Mond ist für dich Nachtlampe genug. So, gute Nacht!" Der Thorwärter ging mit dem Lichte, und machte die Thüre hinter sich zu.

Fünfzehntes Kapitel.

Dietrichs Gewissensangst.

Als Dietrich in der finstern Kammer, die von dem untergehenden Mondsviertel nur wenig erhellt wurde, sich allein befand, nahm er den betrügerischen Verband von seinem Fuße ab. Die Sperrhacken und ausgefeilten Schlüssel knüpfte er mit der Schnur zusammen, damit er sie leichter tragen könne. Hierauf legte er sich angekleidet zu Bette, und hielt sich still, bis er denken konnte, daß Alles im Schlosse schlafe. Nun stand er auf, öffnete leise die Kammerthür, und tappte in dem dunkeln Gange vorwärts. Er hatte, als der Thorwärter ihm zu Bette leuchtete, die Gartenthür mit den eisernen Riegeln und dem alten rostigen Schlosse in dem langen Gange wohl

bemerkt. Jetzt suchte er mit der einen Hand im Gehen immer an der Mauer nach der Thüre; in der andern Hand trug er den Bund eiserner Werkzeuge.

Er fand die Thüre richtig wieder, und schob die Riegel vorsichtig und ohne Geräusch zurück. Es gelang ihm, das Schloß zu öffnen, und er trat nun vor die offene Thür. Ein schneidend kalter Herbstwind rauschte durch die halbentblätterten Bäume des Gartens, und rasselte in dem abgefallenen Laube. Der Mond war längst untergegangen, und nur hie und da ein Sternlein funkelte zwischen den zerrissenen Wolken. Dietrich wollte hier warten, bis die Räuber kämen. Allein es fror ihn, sowohl vor der Gartenthür, als drinnen auf dem gepflasterten Gange, so heftig an die Füße, daß er es nicht mehr aushalten konnte. Er lehnte deßhalb die Gartenthür leise an, und schlich auf seine Kammer zurück. Die Kammerthür aber ließ er halb offen, damit er die Räuber sogleich kommen höre; sie hatten versprochen, ihm mit einem Diebspfeifchen ein Zeichen zu geben. Er legte sich wieder in das Bett, und stützte den Kopf auf die Hand, um nicht einzuschlafen.

In der Kammer war es jetzt sehr finster. Alles um ihn her war schwarz. Er sah nichts mehr als das Fenster, das als ein graues Viereck in dem tiefen Dunkel erschien. Jetzt schlug es auf dem Schloßthurme eilf Uhr; zwischen eilf und zwölf Uhr wollten die Räuber kommen. Der ernste Glockenschlag machte ihn erbeben; er konn-

te nicht ohne Schrecken daran denken, was jetzt bald geschehen sollte. Wann er sonst in Gesellschaft seiner Diebsgenossen auf den Raub auszog, war es ihm nie so bange gewesen. Ihre leichtsinnigen Gespräche ließen ihn nicht zum Nachdenken kommen. Doch jetzt, in dieser einsamer Kammer, in dem schauerlichen Dunkel und der tiefen Stille der Nacht vernahm er die Stimme seines Gewissens deutlicher. Das natürliche Entsetzen, das jedes Menschenherz vor einer bösen That empfindet, machte ihn schaudern. Es kam ihm zu Sinne, wie liebreich ihn die Herrschaft in ihr Schloß aufgenommen hatte. „Wie mitleidig, dachte er, war der freundliche junge Herr gegen mich! Und dem kleinen Fräulein standen die hellen Zähren in den Augen! Und zum Dank dafür sollen nun die Aeltern dieser guten Kinder um all das Ihrige kommen, ja ihr Vater noch in dieser Stunde vielleicht gar ermordet werden? Denn er und sein alter Moritz werden sich gewiß tapfer wehren — und Waller und Schlicht haben sich nicht umsonst mit Säbeln und scharfgeladenen Pistolen bewaffnet. Ohne Mord und Tod wird es nicht abgehen." Er wollte schon aufstehen, und die Riegel wieder vorschieben, um den Jammer zu verhindern.

Allein jetzt schwebten ihm die silbernen Leuchter, mit denen die Bedienten vorhin der Herrschaft geleuchtet hatten, gleichsam wieder vor Augen. „Die Leuchter waren so schön, dachte er; wie sie glänzten und schimmerten! Gewiß sind sie auch recht schwer. Es müssen unermeßliche

Schätze von Gold und Silber in diesem Schlosse stecken, die wir nur nehmen dürfen. Was würden meine drey Freunde mit mir anfangen, wenn ich sie um eine solche reiche Beute brächte? Nein, nein, das thue ich nicht. Auch meinen Antheil an dem Gewinn will ich nicht aus den Händen lassen." So erstickte die Begier nach Geld und Gut alles menschliche Gefühl in seinem Herzen.

Er blieb in dem Bette liegen. Allein nun kam ihm sein verstorbener Vater zu Sinne; es war ihm, als sähe er das blasse Angesicht des Sterbenden mit Augen. „Ach, sagte Dietrich, wie oft in seinem Leben, und noch auf seinem Todbette, hat mir der gute Vater die göttlichen Gebothe eingeschärft! Mit welchem Nachdrucke hat er oft zu mir gesprochen: Du sollst nicht stehlen! Du sollst nicht tödten! — Und ist das, was wir jetzt vorhaben, nicht ein großer Diebstahl? Und kann nicht leicht Jemand von den Leuten im Schlosse dabey um das Leben kommen? Und hätte ich dann nicht Theil an dieser Blutschuld? Und wie ginge es mir dann in jener Welt? O mit welch' fürchterlichem Ernste sprach mein Vater von der Hölle — von dem Wurm, der nimmer stirb. — von dem Feuer, das nimmer erlischt!" Es kam Dietrich eine unbeschreibliche Angst an. Er konnte nicht mehr in dem Bette bleiben. Er sprang daher auf, und wollte der Gartenthür zu eilen, um sie mit Schloß und Riegel gegen die Räuber zu verwahren.

Allein in Mitte der Kammer blieb er stehen. „So will ich mich denn selbst, wie einen Gefan-

genen, hier einschließen, dachte er, und mich dem Gerichte ausliefern? Morgen früh kömmt der Wundarzt, meinen Fuß in die Kur zu nehmen. Dann kömmt es auf, daß ich gelogen habe. Ja alle meine bösen Streiche, von der goldenen Uhr an, bis auf meine gegenwärtige Betrügerey werden an den Tag kommen. Man schickt mich dann zum wenigsten auf zehn Jahre in das Zuchthaus. Es wäre freilich das Beste gewesen, ich hätte mich nie in solche böse Händel eingelassen; sie gleichen jenen künstlichen Körben, in denen man Krebse fängt. Hinein kommt man leicht, aber nicht leicht mehr heraus. Ich kann nun nicht mehr anders; ich muß nun schon Alles gehen lassen, wie es geht."

Noch einmal aber war es ihm, als sagte sein guter Engel ihm in das Ohr: „Laß die Räuber nicht herein; eile und schließe die Thüre; fall morgen frühe der Herrschaft zu Füßen; bekenne dein böses Vorhaben, das du aber von ihrer Güte gerührt wieder aufgegeben; flehe um Gnade und Verzeihung! Deine Reue und dein Bekenntniß werden dir Verzeihung erwerben; die Herrschaft wird dich gegen die Räuber schützen, und für dich sorgen, daß du noch einmal als ein ehrlicher Mann dein Brod erwerben mögest. So kannst du mit der Gnade Gottes noch zeitlich und ewig gerettet werden."

Aber Dietrich gab diesen guten Eingebungen kein Gehör. Da er selbst unbarmherzig und gegen alle Menschen falsch und verstellt war, so konnte er auch zu keinem Menschen Zutrauen

haben; er konnte nicht glauben, die Herrschaft werde sich seiner erbarmen, und ihm verzeihen. Er schlug sich die Gedanken an Gott und Ewigkeit mit Gewalt aus dem Sinne. Er suchte sich selbst zu betrügen, und den vorhabenden Raub als etwas Geringes anzusehen. „Ey, sagte er zu sich selbst, es wird nicht so übel ablaufen, als ich fürchte. Schlicht hat ja versichert, es soll dabey kein Tropfen Blut vergossen werden, und die Leute im Schlosse seyen so reich, daß sie einen solchen kleinen Verlust für nichts achten. Was sollte ich, da ich ein reicher Kerl werden kann, lieber ein armer Züchtling werden wollen, oder mich gar aufknüpfen lassen? Es sey beschlossen, ich lasse meine drey Freunde herein!" So galt dem verhärteten jungen Bösewichte die Hoffnung zeitlicher Güter mehr als der Himmel, und er fürchtete zeitliche Uebel mehr als die Hölle.

Sechszehntes Kapitel.

Eine seltsame Erscheinung.

Dietrich legte sich wieder zu Bette, stützte den Kopf auf die Hand und erwartete die Ankunft der Räuber. Aber horch, jetzt war es ihm, als höre er hoch in der Luft ein Geheul; die Fenster zitterten; die Kammerthür flog weit auf. Dietrich erschrak; doch machte er sich wieder Muth. „Es ist nur der Wind, sagte er; der heult oben in dem Schornstein, klappert an den Fenstern, und hat die Thüre aufgeworfen." Al-

lein jetzt hörte er draußen auf dem Gange einen fernen, leisen Tritt, der immer näher kam. „Das ist ein seltsamer Tritt, sagte Dietrich; so tritt kein Mensch auf. Ach, was mag wohl das seyn!" Nun kams zur Thüre herein — und Dietrich erblickte gegen das Fenster hin eine schwarze Gestalt mit Hörnern. Die Gestalt kam näher, und stand jetzt dicht vor dem Bette. Dietrich empfand einen Todesschrecken, und zog die Bettdecke über den Kopf. „Ach, dachte er, das ist der böse Geist, der über böse Menschen Gewalt hat!"

Was der junge Bösewicht für den Satan hielt, war weiter nichts, als der Rehbock. Durch die Gartenthür, die der Wind aufgeschlagen hatte, war der Bock, dieser Erzfeind böser Buben, in das Schloß gekommen, hatte den fremden Gast ausgewittert, und stattete ihm nun diesen nächtlichen Besuch ab.

Dem erschreckten Dietrich brach indessen der Angstschweiß aus. Der vermeintliche Satan versetzte ihm erst einige derbe Stöße, die ihm, ungeachtet der Bettdecke, sehr wehe thaten. Hierauf sprang das schwarze gehörnte Ungethüm auf das Bett, und bohrte mit den Hörnern in die Bettdecke, als wollte es ihn aufgabeln. Nun kam Dietrich ganz außer sich. Er raffte sich auf, sprang aus dem Bette, rannte zur Thüre hinaus, lief vorwärts durch den dunkeln Gang, um bey den Leuten im Schlosse eine Zuflucht zu suchen, und schrie dabey so fürchterlich, daß alle Gänge und Gewölbe des Schlosses davon wiederhallten. Der Rehbock setzte ihm aber nach, stieß ihn zu Bo-

den, und stampfte mit den Füssen auf ihm herum. Dietrich machte sich mehrmal auf, um zu entrinnen; der Bock stieß ihn aber allemal wieder nieder, und jagte ihn so, unten auf dem großen Vorplatze vor der Stiege, lange umher. Dabey schrie Dietrich in Einem fort so laut, als steckte er am Spieße: „Er hat mich, er holt mich; o helft, helft!"

Endlich erschien oben an der Stiege Jemand mit einem Licht. Es war der alte Jäger Moritz, der zugleich Kammerdiener des gnädigen Herrn war. Dietrich sprang verzweifelnd die Staffeln hinauf, fiel vor dem Jäger auf die Knie, umfaßte ihm die Füße, und rief: „O rettet mich! Ich will Alles bekennen!"

„Bekennen? sprach der Jäger, gut! So bekenne." „Du aber, rief er mit drohender Stimme dem Rehbocke zu, hebe dich von hier!" Das Thier wandte sich, und sprang die Treppe hinunter. Es fürchtete sich vor dem Jäger, der es schon öfter aus den obern Gängen des Schlosses verscheucht hatte, weil man es dort nicht gerne duldete. Dietrich aber, der sich nicht umzusehen getraute, meinte noch immer, der böse Feind sey aus der Hölle losgelassen worden, ihn wegen seines bösen Vorhabens zu züchtigen. Todtenblaß und fast athemlos klammerte er sich an den Füßen des Jägers fest, und zitterte wie Espenlaub. Die Stöße und Tritte, die ihm der Rehbock versetzt hatte, schmerzten ihn schrecklich, und er wurde fast ohnmächtig.

Der Jäger wiederholte mit donnernder Stimme: „Bekenne!" Bevor aber Dietrich wieder zu

Athem kommen konnte, liefen von allen Seiten die Bediente zusammen. Auch die Kammerjungfer, das Stubenmädchen, die Köchin und die Küchenmägde eilten herbey. Am Ende kamen sogar noch der gnädige Herr, die gnädige Frau und die zwey Kinder. Das furchtbare Geschrey hatte alle im Schlosse aufgeschreckt. „Um des Himmelswillen, was giebt es? rief die gnädige Frau. Brennt es in dem Schlosse?" Fritz rief, als er den Dietrich zu den Füßen des Jägers liegen sah: „Hat dir dein Fuß denn sogar wehe gethan, daß du so fürchterlich geschrieen hast?" Die kleine Luise sagte: „Man sieht ja kein Pflaster und keine Wunde mehr am Fuße; er ist so gesund, als der andere. So schnell konnte er doch nicht heilen. Das ist seltsam!"

„Sprecht, sagte der gnädige Herr zu dem Jäger, was ist hier vorgegangen? Was hat es mit dem Knaben für eine Bewandtniß?"

„Das sollen Eure Gnaden sogleich von ihm selbst hören, sagte der Jäger. Rede, Bube! Was führte dich in dieses Schloß? Was hattest du vor! Bekenne es — oder, du weißt es wohl, es geht dir nicht gut!"

Dietrich gestand nun mit weinerlicher Stimme, er habe sich von den Wildschützen überreden lassen, sich für bresthaft und elend auszugeben, damit man ihn im Schlosse über Nacht behalte; er habe aus Furcht vor diesen seinen guten Freunden ihnen die Gartenthür aufgeriegelt; allein anstatt der Wildschützen sey der böse Geist herein

gekommen, und habe ihn mit seinen Hörnern spießen und mit sich fort nehmen wollen.

Der alte Jäger rief zornig: „O du gottloser Bube! An dir haben wir von unsrer Schnepfenjagd einen saubern Schnepfen mit nach Hause gebracht. Aber warte nur, der Scharfrichter von Schlehenhürst wird dich nun wohl im Ernste in die Kur nehmen.“

Der gute Fridolin, der mit einer brennenden Kerze neben dem Herrn von Finkenstein stand, betrachtete den zitternden Dietrich näher und rief: „Je, dich kenne ich ja schon! Ich habe dich dort im Walde gesehen, als du jene Rehgeis dem jungen Reh vor den Augen weggeschossen hast. Ja, ja, du bist es! Nicht wahr, das hättest du nicht gedacht, das junge Reh werde jenen Schuß noch einmal an dir rächen, und dich dem Gefängnisse und dem Galgen ausliefern? Allein Gott hat dieses so gefügt. Er ist ein langmüthiger, aber richtiger Bezahler.“

Dietrich schaute den Fridolin mit stieren Augen an, und begriff nicht, was er meyne. Allein der Jäger Moritz sagte: „Einfältiger Bube, jenes Rehkitzlein, dessen Mutter du im Walde bey Haselbach so erbarmungslos weggebürschet hast, haben wir in den Schloßgarten aufgenommen, und es ist indeß zu einem stattlichen Rehbocke herangewachsen. Der böse Geist, der dich mit seinen Hörnern bis hieher zu meinen Füßen verfolgte, war niemand anders, als dieser unser Rehbock; indessen wirst du den Klauen des Satans doch nicht entgehen.“

Dietrich schlug sich mit der Faust vor die Stirn und sagte: „Einen dummern Jungen, als ich bin, giebt es doch in der Welt nicht mehr, daß ich einen Rehbock für den Teufel ansehen konnte! Ich dachte immer, listiger und verschlagener sey kein Mensch als ich, und nun mußte mich ein solches dummes, vernunftloses Vieh so gräulich überlisten, daß ich einen solchen Lärmen anfing, und alles einbekannte. Ich möchte mir vor Verdruß alle Haare ausreißen!" Die Bedienten und die Mägde brachen über Dietrichs seltsamen Irrthum in ein lautes Gelächter aus.

Der gnädige Herr sprach aber sehr ernsthaft: „Die Furcht des Knaben rührte freilich aus Irrthum her. Allein selbst diesem Irrthume liegt eine große Wahrheit zu Grunde. Sein böses Gewissen hat ihm den Satan vorgemahlt; ein guter frommer Knabe hätte unmöglich glauben können, der Satan wolle ihn mit fort nehmen. Jeder Böswicht fühlt es tief in seinem Innersten, daß er noch etwas Schrecklicheres, als Galgen und Rad zu fürchten habe — jenen Abgrund von Elend, der nach dem Ausspruche des Erlösers und Richters der Menschen dem Teufel und seinem Anhange auf ewig bestimmt ist."

Die gnädige Frau schlug die Hände zusammen, blickte zum Himmel auf und rief: „O Du guter Gott, wie können wir Dir genug danken, daß Du uns gerettet hast! Du hast es so gefügt, daß diesem ruchlosen Heuchler noch zu rechter Zeit ein plötzlicher Schrecken eingejagt wurde, und daß er aus Angst und Verzweiflung sich selbst ver-

rathen mußte. Wir schliefen im Frieden, und ahneten keine Gefahr. Aber Dein Auge hat über uns gewacht. Was für böse Menschen giebt es doch! Wenn Du, barmherziger Gott, nicht so gut und ein so treuer Beschützer wärest — ach wir dürften keine Nacht ruhig schlafen, und weder Schlösser noch Riegel könnten uns schützen! O meine lieben Kinder! dankt Ihm doch auch, dem guten treuen Gott, und vertraut aufs Neue auf Ihn."

Siebenzehntes Kapitel.

Dietrichs erstes Verhör.

Frau von Finkenstein rief jetzt plötzlich den Bedienten zu: „Ihr Leute, eilet und riegelt die Thüre! Wir sind keinen Augenblick sicher, daß die Bösewichter uns überfallen!"

Der alte Jäger Moritz sagte: „Die Wildschützen, diese abscheulichen Spitzbuben, sollen dießmal übel anlaufen. Wir wollen uns bewaffnen, sie hereinlassen, und sie dann gefangen nehmen oder niederschießen."

Die gnädige Frau rief aber: „Nein, nein, gieb das nicht zu, liebster Gemahl! Die Räuber kommen sicher nicht unbewaffnet. Wie leicht könnten sie einen unsrer treuen Diener schwer verwunden, oder gar tödten! Und das würde mich Lebenslang schmerzen!"

Der gnädige Herr sprach: „Du hast Recht, Franziska! Es giebt noch andere Wege, ihrer habhaft zu werden. Da wir den jungen Bösewicht

haben, so können uns die alten Verbrecher nicht wohl entgehen. Wir werden es schon aus ihm heraus zu bringen wissen, wo sie zu finden sind."

Die Gartenthür wurde nun unverzüglich verriegelt. Der alte Jäger sagte aber brummend: „Ganz kann ich es den Wilddieben nicht schenken. Ich möchte wenigstens Einem oder dem Andern die Füße voll Schrot schießen, damit er uns nicht mehr entlaufen könne." Er holte ein paar Doppelflinten, und stellte sich an ein offenes Fenster, das gegen die Gartenthür sah. Eine Flinte lehnte er in das Fenstereck, spannte beide Hahnen der andern Flinte, und lauerte auf die Räuber. Er sah und hörte jedoch nicht das Geringste von ihnen. Die Räuber waren in der dunklen Nacht zwar bis an die Gartenmauer gekommen. Allein mit einem Mal hörten sie Dietrichs Geschrey, und glaubten, man peitsche ihn, weil man seinen Betrug entdeckt habe. Sie sahen, daß zugleich in mehreren Zimmern Lichter angezündet wurden, und der Stiege zueilten. Sie kehrten daher augenblicklich zurück in den Wald. Den leeren Sack, den sie mit Gold und Silber hatten füllen wollen, vergaßen sie mitzunehmen, und man fand ihn Morgens bey der Gartenmauer liegen.

Dietrich wurde indeß in die Thorstube hinabgeführt, und da bewacht. Er bereuete es nun schmerzlich, daß er der Stimme seines Gewissens nicht gefolgt habe. „Ach, dachte er, wenn ich die Thüre geriegelt und mein böses Vorhaben freiwillig bekannt hätte, so hätte ich vielleicht noch Gnade gefunden; es wäre mir sicher nicht so

schlimm gegangen, als es mir jetzt ergehen wird!" Allein er sann sogleich wieder darauf, wie er sich aus dem übeln Handel herauslügen wolle.

Herr von Finkenstein schickte einen Bedienten nach Hirschfelden, die Begebenheit dem Amtmanne zu melden, und ihn zu ersuchen, sogleich in das Schloß zu kommen. Bis er kam, redeten der gnädige Herr und die gnädige Frau Vieles über die große Gefahr, der sie eben entgangen waren; auch die zwey Kinder blieben auf, und machten ihre Bemerkungen darüber. Der ausgestandene Schrecken hatte ihnen Allen den Schlaf vertrieben.

„Es war doch gut, sagte Fritz, daß ich damals den jungen Rehbock verfehlte; wenn ich ihn getroffen hätte, so stünde es jetzt sehr übel mit uns." „Du hast vollkommen Recht, sprach der Vater. Jenes kleine Jagdunglück war unser aller größtes Glück. So oft uns etwas Unangenehmes begegnet, sollten wir allemal denken, wer weiß, wozu das gut ist! Wir würden dann viel ruhiger und zufriedener leben. Denn Gott lenkt in der That alle, auch die kleinsten Vorfälle, zu unserm Besten."

Die kleine Luise sagte: „Der Rehbock verdiente, daß man ihm ein Halsband von rothem Safian und mit Gold verziert, machen lasse; denn er hat zwey edle Thaten vollbracht. Er hat den Fritz, den Papa und den Onkel zu Fridolins krankem Vater geführt, daß dem armen Manne geholfen wurde, den bösen Dietrich aber hat er recht tapfer herum gestoßen, und uns dadurch

vor Beraubung, ja wohl gar vor Mord und Tod bewahret.“ Die Mutter sprach lächelnd: „Davon, daß er uns einen Dienst erwies, weiß der Rehbock ganz und gar nichts. Der liebe Gott fügte es so, daß durch dieses gute Thier zwey Familien gerettet wurden.“

Fritz sagte: „Nicht wahr, Papa! Wenn wir wieder einmal einen Menschen am Wege liegen sehen, so nehmen wir ihn nicht mehr mit in unser Schloß?“ Der Vater sprach: „Das wäre sehr grausam, lieber Fritz. Wir haben uns allerdings übereilt, und uns an Dietrich betrogen; unsre Güte hätte sehr üble Folgen für uns haben können. Aber uns deßhalb keines Unglücklichen mehr anzunehmen, weil wir einmal betrogen worden, wäre der entgegen gesetzte Fehler. Ja, es wäre wohl noch immer besser, einem Unwürdigen eine Wohlthat zu erzeigen, als einen Würdigen abzuweisen. Indeß müssen wir dabey allerdings auf unsre eigene Sicherheit bedacht seyn, und ich werde deßhalb außen an der Thüre der Kammer, in der wir etwa künftig einen verdächtigen Fremden über Nacht behalten, ein gutes Vorlegeschloß anbringen lassen.“

Jetzt kam der Amtmann mit seinem Aktuar. Ein Gerichtsdiener begleitete sie, und trug die Ketten, den Dietrich damit zu schließen. Dietrich wurde geschlossen, und aus der Thorstube herauf geführt; denn der Amtmann wollte ihn in Gegenwart des gnädigen Herrn vorläufig in das Verhör nehmen. Die gnädige Frau wollte aber nicht dabey zugegen seyn; sie hielt es auch nicht

für gut, daß die Kinder so viel Böses mit anhören sollten, und ging deßhalb mit ihnen auf ihr Zimmer.

Dietrich geberdete sich in seinen Ketten sehr jämmerlich, und sagte unter vielen Thränen: „Thun Sie mir nur nichts an dem Leben, und ich will Ihnen alles sagen, was ich von den drey Spitzbuben, die mich in dieses mein Unglück gebracht haben, nur immer weiß.“ Dietrich nannte ihre Namen, und erzählte, um aufrichtig zu scheinen, einige Diebstähle, die sie begangen hatten; allein von jenen Einbrüchen, bey denen er selbst gewesen, sagte er kein Wörtlein. „Ach, rief jetzt der Heuchler, und fing an zu heulen; ich bin nichts weiter, als ihr Dienstbube gewesen. Ich konnte ihnen nicht wehren, allerley böse Streiche zu verüben. Ich bin — ich weiß selbst nicht wie, — in ihre vermaledeiten Dienste gerathen. Ich wollte, um mich ehrlich und redlich zu ernähren, ein Besenbinder werden. Jost nahm mich, wie er sich rühmte, aus purer, lauterer Großmuth, auch wirklich in die Lehre. Er versprach mir alles Gute, und ich dachte an nichts Böses. Aber von da fing mein Elend an. Jost machte mich mit Waller und Schlicht bekannt. Ich dummer Junge hielt sie anfangs für ehrliche Jäger, wofür sie sich ausgaben. Denn Jost versicherte mir, sie hätten die Jagd gepachtet. Nach und nach merkte ich freilich, sie seyen Wildschützen, ja sogar Diebe. Aber was wollte ich anfangen? Ich war nun einmal in ihren Klauen. Ich suchte vergebens zu entrinnen; sie

bewachten mich wie einen Gefangenen, und drohten mir mit Mord und Tod. Ach du lieber Himmel, nie wäre eine solche Bosheit, die hochgnädige Herrschaft bestehlen zu helfen, in mein Herz gekommen; allein die Bösewichter setzten mir die Pistolen auf die Brust und drohten mich zu ermorden, wenn ich ihnen nicht gehorche. Ich bereue es nun mit heißen Zähren, daß ich mich nicht lieber umbringen, als zu einem solchen Bubenstück' verleiten ließ. Ich will den geheimen Schlupfwinkel der Spitzbuben gerne entdecken, damit sie bestraft werden. Sie haben sich mit einander verabredet, nach dem Einbruche in ihre alte Burg zurück zu kehren. Diese Burg und den Eingang dazu, der schwer zu finden ist, will ich gerne zeigen. Dort stecken die verwünschten Kerle gewiß beisammen. Es geschieht den Schurken Recht, wenn man sie alle drey köpft oder aufknüpft. Das haben sie schon an mir armen Waisen zehnfach verdient. Allein, liebster, bester Herr Amtmann, und Sie, allergnädigster Herr von Finkenstein! verschonen Sie nur mich."

Der Amtmann gab dem Dietrich kein böses Wort, und legte ihm noch einige Fragen vor. Dietrich beantwortete sie, nachdem er es für gut fand, theils wahr, theils falsch; er versicherte, er habe seine Aeltern kaum mehr gekannt, und sie seyen als heimathlose Leute nur so im Lande umher gezogen. Er gestand nicht, wo er her sey, damit seine frühern bösen Streiche nicht aufkommen möchten. Er wurde nun wieder in die Thorstube hinabgeführt. Der lügenhafte Bube meynte, er habe

seine Sache mit seinen frechen Lügen recht gut gemacht; doch sie war dadurch nur schlimmer geworden. Als Dietrich zur Thüre hinaus war, sagte der Amtmann: „Was für ein abgefäumter Spitzbube ist doch dieser Bursche! Um sich zu retten, brächte er seine Diebsgenossen mit Lust an den Galgen. Fast Alles, was er vorbrachte, ist offenbar ein schändliches Gewebe von Lügen. Mich wundert nur dieß, wie ein solcher einfältiger Tropf sich einbilden kann, Männer von Einsicht und Erfahrung so leicht zu überlisten."

Der Herr von Finkenstein sprach: „Er ist ein ausgemachter Bösewicht. Sie hätten nur sehen sollen, wie schlau und listig er sich draußen am Wege zu verstellen wußte! Wenn er das nur aus Furcht vor den Räubern gethan hätte, so hätte er es nicht so gut zu machen gewußt; allein es war ihm selbst eine Lust, uns zu betrügen, und er zeigte, daß er schon seit Jahren mit Lug und Trug umgehe. Wenn er den vorgehabten Raub so sehr verabscheut hätte — warum bekannte er ihn nicht früher ein? Und wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, den Räubern zu entkommen, so befand er sich ja nicht mehr in ihrer Gewalt, und hätte in unserm Schlosse eine sichere Zuflucht gefunden. Er hat seine Falschheit und Nichtswürdigkeit nur noch mehr an den Tag gegeben. Allein jeder Bösewicht, der sich mit Lügen aus einer bösen Sache heraus zu wickeln sucht, verwickelt sich nur immer mehr, und fängt sich in seinen eigenen Netzen."

Achtzehntes Kapitel.

Ein Streifzug gegen die Räuber.

Der Amtmann hatte, sobald ihm der vorgehabte Einbruch in das Schloß Finkenstein gemeldet worden, auf der Stelle Anstalt zu einem allgemeinen Streifzug gegen die Räuber gemacht. Er ließ dazu alle Jäger, Gerichtsdiener und Flurschützen in der ganzen Herrschaft, und eine große Schaar Bürger und Bauern aufbiethen. Während er den Dietrich verhörte, war der Oberförster von Hirschfelden mit seinen Leuten zu Finkenstein angekommen. Die übrigen Jäger und Bauern in der Herrschaft sollten unterwegs zu dem Zuge stoßen. Der Amtmann beschloß, nachdem er den Dietrich vernommen hatte, geradezu nach der zerstörten Ritterburg zu ziehen, um da die Räuber zu überfallen. Er setzte sich zu Pferd, und führte den Befehl über die tapferen Männer. Als Dietrich aus dem Schlosse heraus gebracht wurde, rief einer der Bürger aus Hirschfelden, ein Eisenhändler: „Seht, das ist der liederliche Schlosserjunge von Waldingen, der wegen Diebstahls entlaufen ist!“ Dietrich sah nun, wie wenig ihm seine Lügen halfen. Der alte Moritz aber, der auch mitzog, ergrimmte, warf dem jungen Verbrecher einen Strick um den Hals, und sagte: „Du gottloser Lügner! Wenn du uns den verborgenen Schlupfwinkel deiner Spießgesellen nicht richtig angiebst, so henken wir dich an dem nächsten besten Baume auf.“ Man nahm auch einen Leiterwagen

mit, um die Räuber, wenn sie bey dem Einfangen sollten verwundet werden, lebendig oder todt einzubringen. Dietrich durfte aufsitzen, weil ihn der Rehbock so übel zugerichtet hatte, daß er kaum das Gehen vermochte. Es schlug eben morgens zwey Uhr, als man aufbrach. Die übrige aufgebothene Mannschaft schloß sich unterwegs wohlbewaffnet an den Zug an.

Tief im Walde auf einem Platze, der etwa noch eine halbe Stunde von der alten Burg entfernt war, ließ der Amtmann halten, vertheilte seine Leute und befahl ihnen, sich in großer Stille von allen Seiten der Burg zu nähern, und sie zu umringen. Der Wagen mußte einstweilen zurück bleiben. Dietrich zeigte ihnen die geheime Maueröffnung zu dem unterirdischen Gange, und auch jenen geheimen Ausgang, der aus der Räuberhöhle hinauf in das Freie führte. Dieser Ausgang oben im Schutte wurde mit bewaffneten Leuten besetzt; in die Maueröffnung unten am Schloßgraben aber wagten sich mehrere Jäger und Gerichtsdiener, alle wohl bewaffnet, hinein. Stillschweigend und mit leisen Tritten schlichen sie in dem dunkeln Gange vorwärts. Sie kamen in das Gewölbe. Die Räuber lagen alle drey in tiefem Schlafe. Sie hatten die vergangene Nacht, sobald sie ihre Höhle erreicht hatten, sich ermüdet auf ihr Lager geworfen. Auch Waller war dießmal bey ihnen in der Höhle geblieben, und sogleich eingeschlafen. Nur Jost hatte, so lange er die Augen offen halten konnte, wegen der vereitelten Hoffnung in seiner Branntweinflasche Trost gesucht.

Jetzt rief der Amtsdiener mit mächtiger Stimme: „Wachet auf, und kommt mit uns; ihr seyd unsre Gefangene!“ Waller sprang zuerst auf — sah die Menge Leute, die drohenden Flinten, Pistolen, Säbel und Hirschfänger, warf dem Dietrich einen verächtlichen Blick zu, und ergab sich. Schlicht sagte: „Es war ein dummer Streich von uns, daß wir uns hieher flüchteten. Wir hätten dem falschen Dietrich, diesem Verräther, nicht trauen sollen. Indeß hat nun einmal unsre Stunde geschlagen.“ Jost aber, der seinen Rausch noch nicht ausgeschlafen hatte, fluchte über Dietrich, riß einen Säbel von der Wand, und wollte um sich hauen. Waller hielt ihm den Arm, und sprach: „Laß das! Gegenwehr' wäre hier unnütz und lächerlich.“ Die Räuber wurden nun in ihrer Höhle, in der sie vor jedem Ueberfalle sicher zu seyn glaubten, gefangen genommen.

Der Amtmann, von vielen Bewaffneten umgeben, wartete indessen draußen an der Oeffnung der Mauer. Ein Gerichtsdiener kam zuerst heraus, und rief freudig: „Wir haben sie alle drey; sie kommen mir auf dem Fuße nach.“ Auf diesen Ruf versammelten sich alle die Männer, die der Amtmann mitgebracht hatte, vor der Maueröffnung, voll Begierde, die Räuber zu sehen. Waller kam zuerst heraus, blickte mit seinen hellen, schwarzen Augen in dem Kreise der Bewaffneten umher, neigte sich mit Anstand vor dem Amtmanne, sagte aber kein Wort. Er both ruhig seine Hände dar, und ließ sich die Ketten anlegen. Schlicht folgte seinem Beispiele. Jost aber

schimpfte und lästerte, und wollte sich durchaus nicht fesseln lassen. Es half ihm aber nichts; er wurde geschlossen. Was man in der Räuberhöhle vorgefunden hatte, wurde herausgebracht, und auf den Wagen geladen, der eben herbey gekommen war. Dietrich setzte sich auf den Wagen; Jost, der noch immer taumelte, wurde in seinen Ketten zu ihm auf den Wagen geworfen. Auf dem ganzen Wege schalt Jost über Dietrich und drohte, ihm bey erster Gelegenheit den Hals umzudrehen. Er bedachte nicht, seinem eigenen Halse drohe eine viel größere Gefahr.

Jetzt näherte sich der Zug dem Schlosse Finkenstein. Der Amtmann ritt voraus; hinter ihm gingen Waller und Schlicht in ihren Ketten zwischen mehreren Bewaffneten; nun folgte der Wagen, auf dem Jost und Dietrich nebst zwey Gerichtsdienern mit geladenen Gewehren saßen; eine große Schaar Bauern mit Holzaxten, Heugabeln und Prügeln ausgerüstet beschloß den Zug. Herr von Finkenstein, seine Gemahlin und die Kinder schauten bey dem Fenstern herab; die Bedienten standen unter der Schloßpforte; eine Menge Leute aus den benachbarten Orten drängte sich herbey, die Räuber zu sehen.

Fr.dolin, der neben Baron Fritz an dem Fenster stand, sagte verwundert: „Sehen Sie, der Mann, der bey Dietrich auf dem Wagen sitzt, ist dabey gewesen, als Dietrich die Rehgeis geschossen; er hat sie vollends getödtet. Wie Beide mit einander die böse That begangen, so werden sie nun auch mit einander gestraft.“ Eini-

ge unter den Leuten, die zusammen gelaufen waren, riefen: „Ist dies nicht Jost, der ehemalige Kutscher im Schlosse?" „Leider der ist es!" sagte Moritz. Da wurden alle höchst aufgebracht über Jost und schrien: „O du undankbarer, ruchloser Kerl! Wie viele Wohlthaten hast du in diesem Schlosse genossen! Und du wolltest das Gute mit Raub und Mord vergelten!" Sie zeigten große Lust, den Jost zu steinigen, und hätten es wohl auch gethan, wenn man es ihnen nicht gewehrt hätte. Der Amtmann ging nun zu der Herrschaft hinauf, ihr über den gelungenen Streifzug Bericht zu erstatten; die Räuber aber wurden nebst Dietrich nach Hirschfelden abgeführt, wo sich das Amtsgericht befand, und jeder wurde in ein besonderes Gefängniß gelegt.

Es hatte in der Gegend großes Aufsehen erregt, daß man noch in der Nacht so viele Mannschaft aufgebothen hatte, die Räuber zu verfolgen. Das Gerücht von dem Raubanschlage auf Finkenstein verbreitete sich weit umher, und vergrößerte sich von Ort zu Ort. Man erzählte sich die schauerlichsten Dinge. In den entlegenen Dörfern hieß es schon, man habe wirklich eingebrochen; noch weiterhin wurde versichert, das ganze Schloß sey rein ausgeplündert; in noch größerer Entfernung behauptete man, die Räuber hätten sich nicht begnügt, zu rauben, sondern sie hätten sogar die Herrschaft ermordet, und das Schloß in Brand gesteckt. Diese lügenhaften Gerüchte kamen dem Bruder der gnädigen Frau, dem Major, zu Ohren. Wiewohl er nur das Wenigste glaubte, so dachte er,

etwas müsse doch daran seyn. Um der Ungewißheit, die ihm sehr peinlich war, ein Ende zu machen, und den Seinigen, die vielleicht doch seines Trostes und seiner Hülfe benöthigt seyn könnten, beizuspringen, setzte er sich unverzüglich zu Pferd, und ritt nach Finkenstein. Er war sehr erfreut, als seine Schwester, sein Schwager und die Kinder ihm gesund und wohl entgegen kamen. Sie dankten ihm für seine Theilnahme, und erzählten ihm die Geschichte ausführlich.

Der Amtmann, der eben zugegen war, sagte unter Anderm: „Zu meiner nicht geringen Verwunderung habe ich unter den Geräthschaften der Räuber mehrere lateinische und griechische Bücher gefunden, die Wallern gehörten. Dietrich zeigte mir eines darunter, in dem Waller am öftesten gelesen habe, und es war der Homer in griechischer Sprache.“ Der Major sprach: „Wie ist's doch möglich, daß ein Mann, der studirt hat und an solchen Schriften Geschmack findet, so tief sinken kann! Dieser Waller muß, ungeachtet er ein Räuber ist, dennoch ein merkwürdiger Mensch seyn. Auf die übrigen bin ich gar nicht neugierig; diesen aber wünschte ich zu sehen. Allein ich fürchte, er möchte es so nehmen, als wollte ich ihn bloß angaffen, oder mich gar an seinem Unglücke weiden. Sehen möchte ich ihn indeß, wenn es, ohne daß er mich eben bemerkte, geschehen könnte.“ „Das läßt sich leicht machen, sagte der Amtmann. Morgen werde ich Wallern und seinen Genossen Schlicht zugleich verhören. An die Verhörstube stößt ein Zimmer, aus dem Euer Gnaden, ohne

selbst bemerkt zu werden, Beide sehen und hören können."

Der Major ging, von dem Herrn von Finkenstein begleitet, am andern Tage hin. Waller und Schlicht wurden in ihren Ketten vorgeführt. Herr von Finkenstein sagte leise zu dem Major: „Sieh, der mit den dichten, schwarzen Locken ist Waller; der Andere heißt Schlicht." Der Major war bey ihrem Anblick sehr erstaunt, betrachtete sie eine Weile, und winkte dann dem Herrn von Finkenstein zu geben. „Denke nur, Bruder," sprach er, als sie aus dem Amthause traten, „das sind die zwey Räuber, die mich einst bey Waldengrund ausplündern wollten. Dieser Waller ist eben derjenige, der sich als einen so trefflichen Fechter zeigte, dem Andern hat Niklas den Säbel aus der Hand geschlagen. Was ich dir da sage, das behalte aber bey dir. Die armen Menschen sind unglücklich genug daran; ich will ihre Leiden nicht vergrößern. Ich will nicht als ihr Ankläger auftreten. Gott errettete mich aus ihrer Hand; alles Vergangene sey vergeben und vergessen."

„Das ist edel von dir, lieber Bruder, sagte Herr von Finkenstein, und ich lobe dich deßhalb. Allein dein Edelmuth kann diesen Männern wenig mehr zu Statten kommen. Sie haben zu viel Böses gethan, und werden nun mit allen ihren bösen Thaten auch zugleich für ihren Raubangriff auf dich ihren Lohn erhalten. — Es ist doch merkwürdig, wie durch Gottes Fügung ein kleiner Umstand gar oft den Uebelthäter der verdienten Strafe ausliefert, und dem guten Menschen

zu seiner Belohnung verhilft. Beides ward hier durch Eines und eben dasselbe Mittel erreicht. Jenes junge Reh verschaffte dir die Gelegenheit, den braven Niklas, der dich aus den Händen der Räuber errettete, zu belohnen, soviel eine solche edle That auf Erden belohnt werden kann; eben jenes Reh gab aber auch die Veranlassung, daß die zwey Räuber, nebst ihren Gesellen, ohne dein Zuthun, dem Strafgerichte der Obrigkeit anheim fielen. Ja, es waltet eine allvergeltende Gerechtigkeit über uns, die oft schon auf Erden das Gute belohnt, und das Böse bestraft."

Die Räuber wurden anfangs fast täglich verhört. Hierauf schrieb man an alle jene Gerichtsstellen, in deren Gebieth sie sich je aufgehalten, und besonders an jene Gerichte, die schon Steckbriefe gegen sie hatten ergehen lassen. Die Uebelthäter lagen über ein Jahr lang in dem Gefängnisse; indeß kam ihre ganze Lebensgeschichte nach und nach ins Klare, und viele böse Thaten von ihnen kamen an den Tag. Als die Untersuchung beendigt war, wurden die Akten an die höchste Gerichtsstelle im Lande eingeschickt, und man erwartete nun das Urtheil.

Neunzehntes Kapitel.

Wallers Geschichte.

Waller war von einer sehr angesehenen Familie; seinen gegenwärtigen Namen hatte er blos angenommen, um nicht so leicht entdeckt zu wer-

den. Sein Vater war ein vornehmer Beamter und ein überaus edler, vortrefflicher Mann; seine Mutter eine eben so vortreffliche Frau. Waller war ihr ältester Sohn; eine Schwester war ein Jahr, und sein Bruder zwey Jahre jünger; von den übrigen Geschwistern waren nur noch die zwey jüngsten Fräulein am Leben. Waller, der mit seinem Taufnamen Karl hieß, zeigte schon als Knabe große Geistesgaben, und war von ungemeiner Schönheit. Seine Aeltern gaben ihm die sorgfältigste Erziehung. Da er ein Alter von achtzehn Jahren erreicht hatte, schickte sein Vater ihn auf eine berühmte Universität. Der schöne und talentreiche Jüngling, der sich auch durch Anstand und artiges Benehmen auszeichnete, erregte Bewunderung. Er war unermüdet fleißig, und übertraf an Kenntnissen bald alle seine Mitstudirenden. Auch seine Sitten waren rein und ohne Tadel. Die Lehrer stellten ihn den studirenden Jünglingen als ein Beispiel des Fleißes und eines wohlgeordneten Betragens vor; alle Studirende schätzten und liebten ihn. Nur einen Fehler hatte er, er war sehr auffahrend und jähzornig. Dazu kam ein angeborner Stolz, der durch die Lobsprüche, die man ihm von allen Seiten machte, genährt wurde; auch verblendete ihn die falsche Ehrbegierde, keine Unbilde ungerochen zu lassen, um als ein tapferer junger Mann zu erscheinen. Indeß hatte er mehrere Jahre, ohne besonders auffallende Streitigkeiten, an der hohen Schule rühmlich zugebracht, und wollte in dem kommenden Herbst als Doktor der Rechte die Universität verlassen.

Da ritt er nun einmal an einem heißen Sommertage, an dem er sich wenig zum Studiren aufgelegt fühlte, mit mehreren Studirenden auf ein benachbartes Dorf, wo in einem schönen großen Garten Erfrischungen aller Art zu haben waren. Die ganze Gesellschaft war sehr heiter und fröhlich, und die Meisten tranken ein Glas Wein mehr, als ihnen gut war. Oben an Wallers Tische saß ein junger Graf, der viel Witz, aber eine unglückliche Neigung hatte, Andere zu necken, und über sie zu spotten. Der junge Graf, der gegen Waller bisher immer eine vorzügliche Achtung, ja sogar eine zärtliche Freundschaft gezeigt hatte, sagte, vom Weine dazu verleitet, ihm einige derbe Spöttereien. Waller konnte von der Welt nichts weniger ertragen als Spott; er kam, vom Weine noch mehr erhitzt, vor Wuth fast außer sich. Unglücklicher Weise waren beide junge Herren nach damaliger Sitte mit Degen bewaffnet. Waller forderte den Grafen heraus. Die Meisten der Anwesenden gaben ihm Recht und sagten, seine Ehre erfordere es, eine solche Schmach nicht auf sich liegen zu lassen. Der Graf nahm die Ausforderung an. Sie begaben sich in ein Wäldchen das an den Garten stieß. Mehrere Studirende begleiteten sie; alle dachten, mit einer leichten Wunde des Einen oder des Andern werde die Sache abgethan seyn. Beide fochten. Allein Waller, der zu ergrimmt und ein Meister im Fechten war, durchbohrte seinem Gegner die Brust. Der bedauernswerthe Graf rief: „O Gott, ich bin des Todes!“ — sank er-

blassend zu Boden, und richtete seine erlöschenden Augen sterbend auf Waller. Waller, mit dem blutigen Degen in der Hand, stand da — vor Schrecken und Entsetzen blaß wie die Leiche seines erstochenen Freundes, und ohne Bewegung wie eine Bildsäule. Alle übrigen drangen in ihn augenblicklich zu entfliehen! Einige gaben ihm Reisegeld. Er machte sich eilends auf die Flucht. „Ach, sagte der Wirth, das ist eine traurige Geschichte! Dem Einen hat seine Spottlust den Tod gebracht, und dem Andern wird sein Jähzorn wohl noch das Leben kosten."

Der Vater des ermordeten Jünglings war von sehr altem Adel, unermeßlich reich, und mit den ersten Familien im Lande nahe verwandt. Er, seine Gemahlin und seine Verwandten geriethen in die äußerste Bestürzung; der Hof, die ganze Residenz nahm Antheil an ihrem Jammer. Es wurden unverzüglich an alle Aemter Befehle erlassen, den Mörder überall aufzusuchen; man setzte eine große Summe Geldes als Preis auf seinen Kopf. Waller wußte wohl, in seinem Vaterlande sey keine Sicherheit mehr für ihn; er suchte sobald wie möglich die Gränze zu erreichen. Er wanderte mit eilenden Schritten durch die Waldungen, die sich in langen Strecken fast ununterbrochen an einem Fluße hinzogen. Allein schon am folgenden Tage bemerkte er, daß Soldaten, und Jäger mit Hunden den Wald durchsuchten. Er kletterte auf eine Eiche, und verbarg sich zwischen den dickbelaubten Aesten. Er mußte sehen, wie die Männer unter der Eiche vorbey kamen; doch zum

Glücke für ihn fiel es ihnen nicht ein, er könnte auf einem der Bäume sitzen. Er stieg erst, als es bereits finstere Nacht war, von dem Eichbaum herab, und reisete weiter. Doch jetzt gingen die Waldungen zu Ende; er mußte seine Reise im freien, offenen Lande fortsetzen. Er wagte es nur mehr bey Nacht zu reisen; den ganzen, langen Tag über hielt er sich in dem hohen, dichten Korn versteckt, das bereits zur Aernte reif war. Seine einzige Nahrung waren Getreidekörner; dabey mußte er den glühendheißen Tag über brennenden Durst leiden. Zu Nacht stillte er seinen Durst mit Wasser aus dem Bache. Eines Morgens, da er wieder eine Nacht hindurch gelaufen war, befand er sich in einer Gegend, wo die Aernte vorüber war, und auf den Feldern nur mehr die Stoppeln standen. Rings umher erblickte er weder Wald noch Gebüsch; in weiter Ferne aber bemerkte er einen Trupp Reiter, die er an dem Blinken ihrer Gewehre für Landdragoner erkannte. Er wußte sich nirgens mehr zu verbergen, er strengte alle Kräfte an, eilends zu entfliehen. Aber ein breiter Fluß hemmte seine Tritte. Die Ufer des Flusses waren indessen etwas hoch; er schlich gebückt längs dem Wasser hin, erreichte eine Brücke, und verbarg sich darunter. Da wegen der andauernden Sonnenhitze das Wasser niedrig stand, fand er dazu eben genug trockenen Raum. Die Reiter kamen an die Brücke; er hörte sie mit einander reden. „Wir hatten die Brücke immer im Auge, sagte Einer; der Mörder kann nicht wohl hinüber seyn.“ „Und doch muß er

sich hier herum befinden, sagte ein anderer. Das Taschentuch, das wir auf dem Wege hieher fanden, gehört sicher ihm; die Anfangsbuchstaben seines Namens sind darin eingenäht." „Es wäre doch ärgerlich, wenn er uns entkäme, rief ein Dritter; denn bedenkt, hundert Dukaten, die auf seinen Kopf gesetzt sind, würden uns entgehen." Waller getraute sich kaum zu athmen; das Herz klopfte ihm furchtbar. Die Reiter ritten nach langer Ueberlegung endlich über die Brücke; er aber blieb den ganzen Tag darunter versteckt. Wie ihn vorhin in den heißen Kornfeldern zwischen den reifenden Aehren der Durst gequält hatte, so quälte ihn hier der Hunger. Noch ohne Vergleich schrecklicher war die Qual seines Gewissens. Er dachte des Schreckens, des Entsetzens, des ganz gewiß unaussprechlichen Herzenleids seiner lieben Aeltern und Geschwister! Der sterbende Graf, das todtbleiche Angesicht, der letzte Blick, das hervorströmende Blut des Ermordeten, den er sehr hoch geachtet hatte, schwebte ihm immer vor Augen. Seine That reute ihn unaussprechlich; er verging fast vor Jammer.

In der folgenden Nacht erreichte Waller die Gränze, kam glücklich hinüber, und setzte nun ohne Furcht ergriffen zu werden seine Reise am Tage fort. Auf den Abend kam er zu einem ansehnlichen Flecken, ging in den nächsten Gasthof, und setzte sich in der Gaststube an einen der letzten Tische. Er war sehr froh, daß er nun nach langer Zeit endlich wieder ein ordentliches Abendessen und ein gutes Bett bekommen werde. Bis

das Essen fertig wurde, las er in einem Zeitungsblatte, das auf dem Tische lag. Mit Schrecken fand er darin einen Steckbrief, in dem seine Gestalt aufs genaueste beschrieben war. Er sah nun, daß er auch in auswärtigen Staaten verfolgt werde, und nirgends mehr sicher sey. Einige Bürger des Fleckens kamen in dem Gasthofe gewöhnlich zur Abendgesellschaft zusammen, und es trat bereits einer nach dem andern in die Stube, jedoch ohne sonderlich auf Waller zu achten. Zu Wallers Troste war es bereits ziemlich dunkel. Bevor man das Licht anzündete, sagte er zur Wirthin, es sey ihm nicht wohl, und er wolle in das Bett; man solle ihm nur etwas Suppe auf das Zimmer bringen. Er warf sich angekleidet auf das Bett, schloß die ganze Nacht kein Auge und horchte beständig, ob sich niemand seiner Thüre nähere. Er hatte die Thüre geriegelt, und war schon darauf gefaßt, durch das Fenster zu entspringen. „Ach, sagte er hundertmal, wenn ein Verbrechen auch keine andere Folgen nach sich zöge, als diese beständige Unsicherheit, so wäre es Strafe genug, und man sollte sich schon deßhalb davor hüten.

Indeß blieb die Nacht hindurch Alles ruhig. Mit Anbruch des Tages bezahlte Waller seine Zeche, und ging weiter. Er wagte sich nur mehr in abgelegene Walddörfer. Sein Geld ging zu Ende. Er verkaufte seine silbernen Sporen einem Handelsjuden, den er unterwegs antraf. Allein das erlöste Geld ging bald wieder aus; der einzige Rock, den Waller Tag und Nacht anhatte, und darin bald auf staubigem, bald auf nassem Erd-

boden schlief, war sehr unscheinbar geworden; seine Stiefel waren zerrissen. Er both daher seine Uhr einem wohlhabenden Dorfwirthe, der gerne Staat machte, zum Kaufe an. Der Wirth fand es verdächtig, daß ein Mensch in einem abgetragenen Rocke und mit zerrissenen Stiefeln eine goldene Repetiruhr haben sollte. Er sagte aber blos, er verstehe sich nicht darauf, ob das Gold ächt sey, und wolle die Uhr seinem Nachbar, einem Handelsmanne, zeigen. Waller konnte ihm dieses nicht abschlagen. Der Wirth trug die Uhr zum Schuldheißen, der sie sogleich erkannte, weil in dem Steckbriefe bemerkt war, daß Waller bey seinem Entweichen eine so und so beschaffene Uhr bey sich geführt habe. Der Schuldheiß nahm augenblicklich seinen Amtsdiener, nebst einem Paar starker Männer zu sich, und eilte dem Wirthshause zu, den entdeckten Mörder zu arretiren. Waller sah durch das Fenster, erkannte den Schuldheißen an der ernsten Amtsmiene, und den Polizeidiener an den Ueberresten eines Federbusches auf dem dreieckigen Hut, und entfloh durch die Hinterthüre in den nahen Wald. Die Uhr aber war verloren.

Waller befand sich nun in der unglücklichsten Lage. Scheu und flüchtig, ohne Geld, ohne Freund, in fremdem Lande wußte er schlechterdings nicht, was er anfangen sollte. Er dachte wohl daran, Schreiber zu werden. Allein er scheute, als ein durch Steckbriefe Verfolgter, die Amthäuser schon von weitem. Er hätte sich gerne dazu bequemt, unerachtet seiner vornehmen Erziehung und seines männlichen Alters, noch ein

Handwerk zu erlernen; allein es fehlte ihm ein Geburtsbrief, und er würde sich schon dadurch verdächtig gemacht haben. Am liebsten wäre er Soldat geworden; allein er wagte es nicht, seine Dienste anzubieten, aus Furcht entdeckt und ausgeliefert zu werden. Mit jedem Tage fühlte er es mehr, welches erschreckliche Gefolge von Leiden ein Verbrechen habe. „Ich bin nun ärmer, als der ärmste Bettler! sagte er öfter. Ein Bettler kann doch an der nächsten besten Thüre um Brod flehen — aber ich darf dieses nicht einmal wagen. Ich stürzte mich durch mein zornmüthiges Wesen in unermeßliches Elend, und für mich ist nirgens mehr eine Aussicht!"

In solche schwermüthige Gedanken vertieft, wandelte er eines Tages durch den Wald hin, und begegnete einem Fuhrmann, dessen Wagen auf der schlechten Straße im Kothe stecken geblieben. Der Fuhrmann plagte sich vergebens, den Wagen, der bis an die A..sen hinein gesunken war, wieder heraus zu bringen. Waller eilte sogleich herbey, schob, indem der Fuhrmann die Pferde antrieb, mit Anstrengung aller seiner Kräfte an dem Wagen, und brachte ihn glücklich heraus. Der Fuhrmann dankte dem dienstfertigen jungen Manne, bemerkte seine abgenützten Kleider, und gab ihm ein kleines Trinkgeld. Waller, der Sohn reicher Aeltern, war über den Anblick der paar Groschen erfreut. Er kam an ein Wirthshaus im Walde, das ziemlich unfreundlich und baufällig aussah; indeß ging er hinein und ließ sich, da er sehr hungerig und durstig war,

Brod und einen Krug Bier geben. Da trat ein Mann in grünem Rocke mit Kugelbüchse und Hirschfänger herein, setzte sich an die andere Ecke des Tisches, und betrachtete Wallern beständig sehr aufmerksam. Waller wurde unruhig; der Mann im grünen Rocke winkte dem Wirthe hinaus zu gehen, und sagte dann zu Waller: „Ich kenne Sie wohl, und weiß Ihre Geschichte. Auf Ihren Kopf steht eine Belohnung. Allein von mir haben Sie nichts zu fürchten; vielmehr soll es mich freuen, wenn ich Ihnen eine Gefälligkeit erweisen kann. Sie sollten auch mich kennen. Sicher erinnern Sie sich noch des verstorbenen Schreinermeisters Valentin, der zunächst neben ihrem väterlichen Hause wohnte. Sie haben als Knabe ja manche Stunde in seiner Werkstätte zugebracht, und wußten sehr geschickt aus Holz allerley Spielsachen für Ihre kleinen Fräulein Schwestern zu verfertigen. Ich bin sein Sohn." Waller rief verwundert: „Peter! Du, mein ehemaliger Spielkammerad?" „Der bin ich!" sagte Peter. „Aber, sprach Waller, wie um des Himmels willen kommst du doch in diesem Aufzuge hieher?" „Eine ähnliche Unbesonnenheit, sagte Peter, wie Sie eine begangen haben, hat auch mich gezwungen, unser gemeinschaftliches liebes Vaterland zu verlassen." Waller bat ihn, seine Geschichte zu erzählen. Peter erzählte: „Ich wurde zum Soldaten ausgehoben, machte ein paar Feldzüge mit, und erhielt die silberne Ehrenmünze. Mein Herr Hauptmann gewann mich sehr lieb, und nahm mich zu seinem Bedienten

an. Meine gute Handschrift kam mir sehr gut zu Statten. Der Hauptmann verschafte mir Vieles zum Abschreiben, und ich verdiente täglich einiges Geld. Das kam mir sehr wohl, und ich habe das unserm alten Schullehrer Ziegler zu danken, der alle seine Schüler im Schreiben wohl exerzirte. Sie kennen den braven Mann ja auch; er hat auch Ihnen in Ihrem Hause besondere Stunden gegeben. Nun wohl, das wäre Alles gut gewesen. Allein leider war ich ein leidenschaftlicher Spieler. Mein Hauptmann übergab mir einst eine Summe Geld, sie einem Kaufmanne zu überbringen; sie betrug acht und zwanzig Gulden und dreißig Kreuzer. Ich war im Spiele unglücklich gewesen, und griff nun dieses mir anvertraute Geld an, in der Hoffnung, mein verlornes Geld wieder zu gewinnen, und noch mehr dazu. Aber der böse Geist hatte mir das nur so vorgespiegelt. Ich verlor die ganze Summe rein. Ich verzweifelte fast, und aus Furcht vor der wohlverdienten Strafe desertirte ich. In unserm Vaterlande war für mich keine Sicherheit mehr. Ich flüchtete mich in das Ausland. Ich arbeitete theils als Schreinergesell, theils diente ich in hiesiger Gegend, besonders zur Aerntezeit, den Bauern als Tagwerker. Allein nun erging eine neue Verordnung, nach der alle unsre Deserteur unserm Vaterlande müssen ausgeliefert werden. Ich war nun auch hier zu Lande nicht mehr sicher. Da kaufte ich mir von meinem ersparten Lohne Kugelbüchse, Jagdtasche und Hirschfänger, gab mich für einen vakanten Jäger aus,

und wurde ein Wildschütze. Es ist dieses freilich ein armseliges und gefährliches Gewerbe. Aber was sollte ich sonst anfangen!"

Waller war in seinen verzweifelten Umständen sogleich entschlossen, auch ein Wildschütze zu werden. Sein Jugendfreund Peter wehrte ihm ab, und sagte: „Das ist nichts für Sie; ich selbst, der ich der Beschwerden und Müheseligkeiten doch gewohnt bin, möchte lieber wieder zur väterlichen Hobelbank zurück kehren, wenn ich es nur zu machen wüßte." Waller sagte: „Wenn dieses nur eine Ablehnung meines Antragens seyn sollte, so müßte ich es mir gefallen lassen. Allein es wäre mir sehr leid. Peter, du weißt es, ich war als Knabe mit dir immer gut Freund. Ich bin jetzt in großer Noth und der Verzweiflung nahe. Ich bitte dich, erbarme dich meiner, und laß mich mit dir ziehen. Du erweisest mir dadurch einen großen Dienst." „Wenn das ist, sagte Peter, so diene ich Ihnen recht gern. Ihre Aeltern waren gegen meine verwittibte Mutter, die lange Zeit krank und bettlägerig war, immer sehr gütig, und haben ihr viele Wohlthaten erwiesen. Sie selbst haben mir, als einem armen Knaben, manchen Groschen geschenkt, und ich trug manches noch sehr gute Kleidungsstück, daß Sie abgelegt hatten. So etwas vergißt man nicht. Ich bin ein armer, elender Mensch; ich habe treulos meine Fahne verlassen, und treibe ein verbothenes Handwerk. Allein, daß ich gegen meine Wohlthäter undankbar sey, soll mir doch kein Mensch nachsagen. Wenn Ihnen für jetzt nicht anders

zu helfen ist, so ziehen sie in Gottes Namen mit mir.“ Waller war darüber sehr erfreut. Peter hieß mit dem Zunamen Schley. Waller aber sagte: „Du mußt, wie ich, deinen Namen ändern, damit man dich nicht so leicht entdecke. Wegen deines einfachen, schlichten Betragens will ich dich Schlicht nennen.“ Peter war damit zufrieden, und Beide zogen nun mit einander.

Zwanzigstes Kapitel.

Wallers und Schlichts weitere Geschichte.

Schlicht war in mehreren einzelnen Wirthshäusern und Bauernhöfen, die im Walde oder nahe am Wald lagen, bekannt. Die Bauern waren, da ihre Felder von dem Wilde sehr vielen Schaden litten, den Wildschützen nicht abgeneigt. Schlicht wußte Wallern eine Flinte aufzutreiben, und ihm für jeden Tag eine Mahlzeit und für jede Nacht eine Herberge zu verschaffen. Allein Waller, der in tapezirten Zimmern aufgewachsen war, immer einen sehr guten Tisch gehabt, und nie anders als mit einem silbernen Löffel gegessen hatte, mußte sich nun gefallen lassen, in schmutzigen Stuben, mit blechernen Löffeln schlecht bereitete Speisen zu essen, und zum Nachtlager mit einer Schütte Stroh vorlieb zu nehmen. „Und doch, sagte er öfter zu Schlicht, wollte ich gerne mein Leben lang mit blechernen Löffeln Wassersuppen essen und auf Stroh schlafen, wenn ich nur die Last vom Herzen hätte, mit der mich jene Mordthat beschwert.“

Waller und Schlicht waren sehr gute Schützen. Sie schossen manches Stück Wild. Einige Bauern nahmen ihnen das Wildpret zu wohlfeilen Preisen ab, und verkauften es weiter. Diese Art von Schleichhandel wurde aber bald entdeckt, und die Bauern wurden scharf bestraft; sie wollten damit nichts mehr zu schaffen haben. Waller und Schlicht wußten das geschossene Wild nicht mehr anzubringen, und geriethen in die äußerste Noth. Waller fand es unerträglich, daß er in Lumpen einhergehen mußte, und kein frisches Hemd anzuziehen hatte. Sie fielen nunmehr Reisende an. Es war um eben diese Zeit, als sie den Bruder der Frau von Finkenstein berauben wollten. Waller hatte seinen Anschlag vorzüglich auf die reine Wäsche gerichtet, die er in dem Felleisen zu finden hoffte. Einige Zeit nachher begegnete Waller in dem Walde einem fürstlichen Jäger. Der Jäger legte die Flinte auf ihn an und rief: „Halt, oder ich schieße dich nieder!“ Waller kam ihm zuvor, und versetzte ihm einen Schuß, an dem der Mann innerhalb drey Tagen starb. Diese zweite Mordthat beschwerte Wallers Gewissen so sehr, als die erste. Er verzweifelte fast, und verließ mit Schlicht diese Gegend des Waldes auf immer.

Waller kam nun mit Schlicht in das waldige Gebirg, in dem die zerstörte Ritterburg lag. Diese Gegend voll schroffer Felsen und düsterer Wälder gefiel ihm. Er störte Tage lang in den Trümmern der zerfallenen Burg herum, entdeckte die zwey noch unversehrten Gewölbe, und beschloß

hier seinen Wohnplatz aufzuschlagen. Schlicht war damit zufrieden; ihm war alles recht, was Waller that. Er hing ihm mit der treuesten Ergebenheit an; aus Dankbarkeit betrachtete er sich als Wallers Diener. Er hatte als Soldat kochen und waschen, und als Bedienter seines Hauptmanns Alles, was zur Bedienung eines Herrn erforderlich ist, gelernt. Er leistete dem armen Waller tausenderley Dienste; er arbeitete, lief, rannte — und stahl für ihn.

In einer abgelegenen Schenke des Waldes ward Schlicht mit Jost bekannt. Waller und Schlicht nahmen ihn in ihre Gesellschaft auf; sie achteten ihn aber wenig, und betrachteten ihn bloß als ihren Unterhändler, der ihnen das geschossene Wildpret verkaufte. Jost mußte indeß das Wildpret sehr wohlfeil geben, und überdieß vertrank er meistens die eine Hälfte des Geldes, brachte nur die andere Hälfte und sagte, er habe nicht mehr Geld gelöst. Waller und Schlicht geriethen wieder in große Noth, und plünderten hie und da einen friedlichen Wanderer aus. Einmal erblickten Jost und Schlicht eine schöne Kutsche, die schwer bepackt durch den Wald fuhr. Schlicht ließ sich von Jost bereden, mit ihm die Kutsche anzufallen. Allein die zwey Kaufleute, die darin saßen, waren bewaffnet, und wehrten sich furchtbar. Beide Räuber kamen nun selbst in Gefahr, und mußten für ihr eigenes Leben fechten. Sie wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt; aber auch einer der zwey Kaufmänner wurde schwer verwundet, und starb einige Tage nachher an seinen

Wunden. Schlicht vernahm diese Todesnachricht mit Schrecken, ward tief betrübt, und weinte bittere Thränen; Waller aber verboth ihm, je mehr in Josts Gesellschaft einen Reisenden anzugreifen. Es gab auch hiezu wenig Gelegenheit mehr. Reisende, bey denen etwas zu holen war, vermieden diese Gegend, und von Zeit zu Zeit durchstreiften Soldaten den Wald, die Straße zu sichern.

Jost und Schlicht griffen in ihrer Noth zu einem andern verzweifelten Hülfsmittel. Sie unternahmen in finstern Nächten hie und da in die Häuser benachbarter Orte einen Einbruch, wozu Jost die Gelegenheit auskundschaftete. Waller wehrte ihnen dieses nicht; allein er zog nie mit ihnen. Nur ein einziges Mal forderte er selbst gang unerwartet die andern auf, mit ihm in das Pfarrhaus zu Haselbach einzubrechen. Schlicht war über diesen Vorschlag sehr verwundert, besonders da sie eben jetzt bey Geld waren, und keine sonderliche Noth litten. Jost schüttelte den Kopf und sagte: „Dieser Pfarrer wird zwar für sehr gelehrt gehalten, allein sein Vermögen ist ganz und gar unbedeutend, und er ist ärmer als eine Kirchenmaus. Bey dem ist nichts zu holen.“ Waller sagte lächelnd: „Ich denke dort größere Schätze zu finden, als ihr euch vorstellen könnet. Ihr müsset mir aber helfen, mich derselben noch heute Nacht zu bemächtigen.“ Mit leichter Mühe drangen sie in das nur wenig verwahrte Pfarrhaus. Der Pfarrer war, was Waller wohl wußte, eben verreiset; und die alte Haushälterin blieb in ihrer wohl verriegelten Kammer, und ließ sich

weder sehen noch hören. Waller begab sich mit seinen zwey Raubgehülfen nur in das Studirzimmer des Pfarrers, fiel sogleich über die Bücher her, suchte sich mehrere aus, stopfte alle Taschen damit voll, und gab auch seinen Gefährten noch einige zu tragen. Schlicht sagte: „Warum nehmen Sie denn lauter solche kleine? Nehmen Sie da von den ungeheuer großen; die sind gewiß viel mehr werth, und ich will sie Ihnen gerne nachschleppen.“ Jost lachte und sagte: „Nicht wahr Schlicht, du meinst, es sey bey den Büchern, wie bey dem Mastvieh, wo man für einen Ochsen freilich mehr bezahlt, als für ein Kalb.“ Waller lächelte, und befahl ihnen, ohne sonst noch etwas zu nehmen, sogleich weiter zu ziehen. Er war mit seinem Funde höchst zufrieden. Schlicht und Jost aber beklagten sich, daß sie in dem Pfarrhause zwar viele Bücher, aber kein Geld bekommen hätten. „Schweigt, sprach Waller, denn ich versichere euch, diese Bücher machen mir zuverlässig mehr Vergnügen, als ihr euch mit tausend Gulden zu verschaffen wüßtet.“ So war Waller zu seinen Büchern gekommen. Bey diesem Einbruche ist noch dieses merkwürdig, daß Waller, ohne daß Schlicht und Jost es bemerkten, an die Stelle, wo die Bücher gestanden, so viel Geld legte, als sie ungefähr werth gewesen. Der Namen des Pfarrers, der in den Büchern stand, verrieth übrigens, daß die Räuber auch diesen Einbruch begangen hatten. Dietrich war aber nicht dabey gewesen; er kam erst einige Zeit nachher in ihre Gesellschaft.

Waller fühlte sich, obwohl ihm die Bücher eine sehr angenehme Unterhaltung gewährten, dennoch bey seiner armseligen Lebensart mit jedem Tage unglücklicher. Das Bewußtseyn seiner bösen Thaten, besonders der begangenen zwey Mordthaten, quälte ihn unaussprechlich. Dabey war es ihm sehr schmerzlich, daß er von seinen Aeltern und Geschwistern schon seit Jahren nicht das Geringste mehr gehört hatte. Da kam Schlicht einmal in dem Walde auf einen Platz, wo man mehrere Eichen gefällt hatte. Ein junger Mensch von feinem blühenden Aussehen, schälte die Rinden ab. Er war ein Gerbergesell, der in Hirschfelden in Arbeit stand. Schlicht redete ihn an. Beide merkten sogleich an ihrer Aussprache, sie seyen Landsleute. Sie betrachteten einander näher. „Ey, grüß dich Gott, rief jetzt Schlicht erfreut, du bist ja Friedrich Rist; ich bin des Schreiners Valentin sein Peter, und bin mit dir in die Schule gegangen.“ Rist erkannte ihn, und grüßte ihn freundlich. Schlicht erkundigte sich sehr angelegentlich nach seiner Mutter, und seinen Geschwistern. „Sie leben noch, sprach Rist; allein ich kann dir nicht genug sagen, wie betrübt sie darüber gewesen, daß du desertirtest. Deine Mutter ist vor Jammer fast gestorben; in Zeit von Einem Jahre ist sie um zehn Jahre älter geworden.“

Schlicht trocknete sich die Augen, und fragte nach allen Verwandten und Bekanten, besonders nach dem alten Schullehrer Ziegler. „Der ist in seinem hohen Alter noch frisch und gesund!“ sagte Rist; von den übrigen Bekannten waren aber viele

gestorben. Schlicht erkundigte sich hierauf nach Wallers Familie; jedoch ohne zu sagen, daß Waller in der Nähe sey. „Ach Du mein Gott, sagte der Gerber, die guten Leute sind zu bedauern; der älteste Sohn, der Karl, der ehemals von Jedermann gelobt wurde, und wegen Dessen man seine Aeltern und Geschwister glücklich pries, hat sie alle sehr unglücklich gemacht. Er hat durch seine Freveltat ihnen viele mächtige Feinde zugezogen und sie um alle ihre vornehmen Freunde und Gönner gebracht. Die Geschichte mit dem Duell' ist dir ja bekannt. Der treffliche Vater ist bald darauf vor Gram gestorben, und die gute Mutter folgte ihm bald nach in das Grab. Der Bruder ist ein rechtschaffener, sehr geschickter junger Mann; allein er ist immer nur Advokat, und kann kein sicheres Brod und keine eigentliche Anstellung erhalten; die älteste Schwester ist verheirathet; aber auch diese Heirath wäre vielleicht wieder zurück gegangen, wenn die beiden Verlobten, als die Mordgeschichte bekannt wurde, nicht schon dreimal wären verkündet gewesen. Du kannst dir also denken, daß die Hochzeit nur in der Stille gehalten wurde, und es dabey sehr traurig zuging. Die zwey jüngsten Schwestern sind sehr tugendhafte und schöne Fräulein; allein sie werden sich kaum ihrem Stande gemäß verheirathen können. Die Luise führt indessen ihrem Bruder die Haushaltung; Lotte ist bey ihrer verheiratheten Schwester. Der alte Graf hat die Ermordung seines Sohnes noch nicht verschmerzt, und er und seine vielen mächtigen Verwandten sind nicht nur gegen

Karl, sondern auch gegen seine Geschwister noch immer höchst erbittert. Das ist nun freilich nicht recht; denn die Geschwister können ja nichts für die blutige That ihres Bruders. Allein so ist nun einmal die Welt. Die guten Geschwister — auch Karl — werden indeß von der ganzen Bürgerschaft sehr bedauert."

Der wackere Gerber fragte nun auch nach Schlichts Umständen; er hatte sogleich gemerkt, Schlicht sey ein Wildschütze, und Schlicht läugnete es nicht. Rist hatte Mitleid mit ihm, und redete ihm sehr freundschaftlich zu. „Laß das Wildschießen, sagte er unter anderm, und ernähre dich lieber ehrlich und redlich mit Holzhacken. Ein Wildschütze hat nur mehr eine Handbreit zu einem Räuber, und ein Räuber kaum mehr einen Fingerbreit zu einem Mörder."

Schlicht seufzte und ging. Er eilte zu Waller, und erzählte ihm Alles, was er eben vernommen hatte. Waller ward höchst bestürzt. Er weinte über den Tod seiner geliebten Aeltern heiße Thränen, und das Schicksal seiner Geschwister durchschnitt ihm das Herz. „An all dem Jammer bin ich schuld, sprach er; ich bin der unseligste Mensch auf Erden. O was für mannigfaltiges Elend richtet eine einzige böse That an! Und wie leicht wäre sie zu vermeiden, wenn man seine unbändigen Leidenschaften bändigen wollte!" Er hatte bisher noch immer einige Hoffnung genährt, die Duellgeschichte werde nach und nach in Vergessenheit kommen, und er werde wieder in sein Vaterland zurück kehren können. Allein

nunmehr entschloß er sich, mit Schlicht nach Amerika auszuwandern. Er sah wohl ein, daß hiezu vieles Geld erforderlich sey. Da kam ihm der unglückliche Einfall in das Schloß Finkenstein einzubrechen. Er schmeichelte sich mit der höchst unsichern, thörichten Hoffnung, es in Amerika schon so weit zu bringen, daß er der Herrschaft das geraubte Geld wieder werde ersetzen können.

Er redete darüber mit Schlicht, und Schlicht mußte den Raubanschlag dem Jost und dem Dietrich vortragen. Waller rechnete dabey vorzüglich auf Dietrichs Geschicklichkeit im Eröffnen der Schlösser. Sie unternahmen es, den Anschlag auszuführen — der allen ihren Räubereien mit Einem Mal ein Ende machte.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Wallers Verurtheilung.

Als die Bestätigung des Urtheils über die vier Gefangenen angekommen war, begab sich der Amtmann mit seinem Aktuar und den Gerichtsdienern in den düstern alterthümlichen Gerichtssaal, wo die zwölf alte, ehrwürdige Gerichtsmänner, nebst mehreren ansehnlichen Bürgern bereits versammelt waren. Waller wurde zuerst vorgeführt. Es herrschte, indem er mit seinem gewöhnlichen Anstande in den Saal trat, eine feierliche Stille. Man sah, obwohl seine unordentliche Lebensart und das lange Elend im Kerker ihn entstellt hatten, noch deutlich, daß er ehemals ein sehr schöner

Mann gewesen seyn mußte. Der Amtmann las ihm das Urtheil vor, wegen Raubes und Mordes durch das Schwert vom Leben zum Tode hingerichtet zu werden.

Waller hörte sein Todesurtheil mit großer Standhaftigkeit an, und sagte, als das Lesen zu Ende war: „Herr Amtmann! Das Urtheil, das Sie mir vorgelesen haben, ist gerecht. Ich habe es nicht anders erwartet, und unterwerfe mich der Strafe. Da ich alle meine Pflichten gegen die menschliche Gesellschaft vernachläßigt, und sogar auf die göttliche Gesetze nicht geachtet habe, so will ich wenigstens die einzige Pflicht, die mir noch übrig ist, erfüllen — und mein Haupt willig dem Schwerte darbieten, um den verletzten Rechten der Menschheit und der strafenden Gerechtigkeit Gottes Genüge zu leisten."

„Lieber Herr Amtmann, sprach er weiter, Sie wissen meine Geschichte. Sie haben sich meine Zeugnisse von der Universität zu verschaffen gewußt. Sie haben sie in Hinsicht meiner Studien vortrefflich und auch in Hinsicht meiner Sitten vorzüglich gefunden — meine unglückliche Neigung zu Schlägereien allein abgerechnet. Ja, ich darf behaupten, ich war, was meine ganze übrige Lebensweise betrifft, untadelich. Ich könnte jetzt als ein so angesehener Beamter, wie Sie sind, vor Ihnen stehen. Allein mein verabscheuungswürdiger Jähzorn, den ich durch die Kraft der Religion leicht hätte besiegen können, verdarb Alles. Er ist die Ursache an dem Elende meines Lebens. Ich kann Sie versichern, nach jenem

unseligen Augenblicke, da ich meinen Jugendfreund ermordet, hatte ich keine ruhige Stunde mehr. Glauben Sie mir, jene blutige That stand mit mir auf, und ging mit mir zu Bette. Sie verursachte mir tausend schlaflose Nächte. Ich beweinte sie mit heißen Thränen. Da der Wein meine hitzige Gemüthsart noch mehr entflammt hatte, so habe ich mir vorgenommen, keinen Wein mehr zu trinken. Dieser Vorsatz war von keiner sonderlichen Bedeutung. Doch habe ich ihn gehalten. Noch fester habe ich mir vorgenommen, nie, nie mehr in meinem ganzen Leben Menschenblut zu vergießen. Diesen Vorsatz habe ich leider auf eine schreckliche Art gebrochen. Freilich war es bloß Nothwehre, daß ich jenen Jäger erschoß. Es war kein vorbedachter Mord, sondern der unüberlegte Entschluß eines unseligen Augenblicks. Doch, das soll keine Vertheidigung seyn. Der Jäger war von der Obrigkeit dazu aufgestellt, Wildschützen und verdächtige Leute aufzugreifen. Ich wußte längst, daß ich in diese Klasse von Menschen gehöre, und leicht in den Fall kommen könne, angehalten zu werden. Ich hätte mich der obrigkeitlichen Gewalt nicht widersetzen sollen, sondern dem von ihr aufgestellten Diener stehen, und mich ergeben sollen. Ich beweinte den Unglücklichen, und diese zweite Mordthat verdoppelte die schreckliche Last, die mein Gewissen beschwert. Uebrigens kann ich Ihnen vor Gott betheuern, nur Hunger und äußerste Noth verleiteten mich, Menschen anzufallen; jedoch war ich bey all meinen Drohungen mit blankem Säbel,

selbst beim Gebrauche des Schießgewehrs immer darauf bedacht, nie einen Menschen zu verwunden, oder sein Leben in Gefahr zu setzen."

„Ich habe in meiner Wildniß viel über mein vergangenes Leben nachgedacht. Der verwilderte Wald umher stimmte mit meiner verfinsterten Gemüthsart überein; die Ruinen des zerstörten Schlosses waren mir ein Sinnbild meines zertrümmerten Glückes. Ich bethete, was man von einem Räuber und Mörder nicht denken sollte, da oft um Gnade und Erbarmung zu Gott. In der Abgeschiedenheit meines Kerkers, in dem Angesichte des nahen Todes und der Ewigkeit schmerzte mich meine gräßliche Lebensweise noch tiefer!"

„Großer Gott, rief er, Du weißt es! Das Leben eines Räubers war mir höchst zuwider, ja unerträglich. Es ist wahrhaft etwas Schauerliches, sich zu den Thieren des Waldes verstoßen zu sehen; sich ohne Lebensgefahr in kein Dorf mehr wagen dürfen; alles Umganges mit rechtlichen Menschen, aller Annehmlichkeiten des Lebens entbehren, Hunger, Frost, Nässe, Schlaflosigkeit, beständige Verfolgung ertragen zu müssen, und sich gleichsam im Kriegszustande mit dem ganzen menschlichen Geschlechte zu befinden. Kein Mensch, der nur einen Funken gesunde Vernunft, nur ein Fünklein menschliches Gefühl hat, wird je eine solche Lebensart wählen, wenn er nicht, so wie ich, durch Thorheit und Verbrechen gewaltsam in dieselbe hineingerissen wird. Ein solches Leben, zu dem ein Räuber sich selbst verurtheilt, wäre schon eine furchtbare Strafe — wenn auch nicht Ketten

und Tod das Ende davon wären. Und doch ist dieses schauerliche Leben mit all seinen Beschwerden und Entbehrungen noch nichts, noch ein kühler Thau gegen die Hölle, die in meinem Innern aufloderte. Nun, Gottlob! dieses Leben endet jetzt. Möchte es nicht so schmachvoll enden — möchte ich diese Qualen nicht in jene Welt mit hinüber nehmen — möchten dort nicht noch schrecklichere Qualen auf mich warten."

Er schwieg eine Weile, und sagte dann: „Ich hätte in früheren Jahren, wo ich von Aeltern, Geschwistern, Lehrern und Freunden allgemein geschätzt und geliebt wurde, freilich nicht geglaubt, daß ich einmal so schmachvoll auf dem Blutgerüste unter dem Schwerte des Scharfrichters sterben würde. Ach, welche süßen Hoffnungen haben sich meine seligen Aeltern, mein edler, rechtschaffener Vater, meine fromme Mutter von ihrem damals so hoffnungsvollen Sohne gemacht! Mit welcher Liebe hingen meine Geschwister an mir, ihrem geliebten Bruder! Welche Freude hatten Aeltern und Geschwister, wenn ich am Ende des Schuljahres in die Ferien, oder wie man in meinem Vaterlande sagt, in die Vakanz kam, und ihnen die herrlichsten Zeugnisse von meinem Fleiße und Wohlverhalten vorlegen konnte! Wie bothen sie Alles auf, mir Vergnügen zu machen!"

„O — rief er mit herzdurchdringender Stimme und brach in einen Strom von Thränen aus — es ist schrecklich! Gottlob, daß meine geliebten Aeltern meinen schmählichen Tod nicht mehr erlebten!"

Er konnte vor Schmerz lange nicht mehr reden. Endlich fing er wieder an: „Bester Herr Amtmann!

Sie haben als ein edler Mann an mir gehandelt! Sie begegneten mir immer menschlich, und haben mir mein langes Kerkerelend so viel möglich erleichtert. Sie hätten mich gern gerettet, wenn ich noch wäre zu retten gewesen. Ihre Pflicht gestattete es nicht, ich weiß das. Sie hatten Mitleid mit mir. Auch in diesem Augenblicke sehe ich eine Thräne in ihrem Auge glänzen, die Sie vergebens zu verheimlichen suchen. Diese Ihre Güte wolle Ihnen Gott vergelten! Ich würde Ihnen dankbar die Hand bieten, wenn es nicht die Hand eines Räubers und Mörders wäre, die wohl kein ehrlicher Mann, ohne sich entehrt zu glauben, fassen mag. Empfangen Sie denn bloß in Worten meinen innigsten, gefühltesten Dank!"

„Ihre unverdiente Güte macht mich so kühn, noch einige Bitten zu wagen."

„Zuerst bitte ich Sie, verehrtester Herr Amtmann, um Verzeihung, daß ich gerade in Ihrem Amtsbezirke gegen die Gesetze handelte; daß ich, da Sie ohnehin mit Arbeiten überhäuft sind, Ihnen so viele Stunden raubte, die Sie besser hätten anwenden können; daß ich Ihnen so viele unangenehme Schreibereien verursachte! Indeß haben Sie ja selbst einige Male zu bemerken die Güte gehabt, daß ich durch Verstellung und unnützes Läugnen Ihnen diese traurigen Geschäfte nicht erschwert und vervielfältiget habe."

„Dann ersuche ich Sie, in meinem Namen der gnädigen Herrschaft abzubitten, daß ich ihr durch meinen Raubanschlag Unruhe machte und sie in Schrecken versetzte. Versichern Sie Hochdiesel-

be, daß es meine Absicht nicht war, in dem Schlosse Jemandes Blut zu vergießen. So ist es auch in der That. Deßhalb gestattete ich auch nicht, daß Jost, der etwas betrunken war und überhaupt wenig Ueberlegung hat, sich bewaffnete. Ich dachte, den Raub bloß durch Drohungen und plötzlichen Schrecken, wenn nicht ganz unbemerkt und in der Stille, durchzusetzen. Meine Absicht war nur, so viel Geld in meine Gewalt zu bekommen, um mich von Jost und Dietrich auf immer zu trennen, und mit Schlicht mein Glück in einem andern Welttheile zu versuchen. Ich betrachtete das Geld, das ich rauben wollte, als eine Art erzwungenen Anlehens, das ich dermaleinst wieder zu erstatten dachte; aber dieß war, wie ich nun wohl einsehe, eine thörichte Hoffnung. Jener Raubanschlag war und bleibt ein strafwürdiges Verbrechen, und ich will ihn nicht beschönigen. Mein Schicksal ist entschieden; ich bin ein armer, verlorner Mensch. Allein ich wünschte doch, daß Sie, Herr Amtmann, und die gnädige Herrschaft mich nicht für noch schlechter ansehen, als ich es wirklich bin!"

„Ich habe noch eine weitere dringende Bitte, die Sie mir ja nicht abschlagen wollen! Sie wissen, daß mein gegenwärtiger Name nur ein erborgter Name ist. Da ich fern von meinem Vaterlande ohne bleibende Stätte so durch die Welt dahin wallte, so nannte ich mich Waller. Ich bitte Sie bey Allem, was heilig ist, lassen Sie nicht meinen Familiennamen, sondern bloß meinen angenommenen Namen, unter dem ich die Verbrechen, wegen deren ich hingerichtet werde, began-

gen habe, in das gedruckte Todesurtheil setzen. Es leben von mir noch vier Geschwister. Ein Bruder und eine Schwester waren damals, als ich entfloh, bereits erwachsen — vortrefflich erzogen, sehr edel und tugendhaft. Meine jüngern zwey Schwestern waren, als ich sie das letzte Mal sah, beinahe noch Kinder, allein ungemein liebliche, hoffnungsvolle Mädchen. Alle wurden durch meine Duellgeschichte und den darauf erfolgten Tod unserer geliebten Aeltern in die tiefste Betrübniß versetzt. So tief indeß dieses mein Vergehen sie schmerzte, so hart sie die Schmach, die auch auf sie fiel, empfanden; so ist es, nach den freilich verkehrten Begriffen von Ehre, doch nicht so entehrend, einen Menschen im Duelle zu tödten, als einen gemeinen Raubmord zu begehen. Ach, was würden die gefühlvollen Herzen meiner Geschwister empfinden, welch ein Schrecken würde alle meine ehrliebenden Verwandten ergreifen, wenn sie in den öffentlichen Blättern lesen würden, ich sey als Räuber und Mörder unter der Hand des Henkers gestorben! Ach, ersparen Sie — ich bitte Sie noch einmal inständig — einer schuldlosen Familie, die immer auf Ehre hielt, eine solche Schmach, über die sie sich zu Tod kümmern würde. Sollte indeß irgend ein rechtlicher Mann, der vielleicht den Namen Waller führt, sich dadurch beschimpft fühlen, daß ich mir seinen Namen widerrechtlich zueignete, so wollen Sie in dem Todesurtheile bemerken, daß ich meine Verbrechen unter dem angemaßten Namen Waller begangen habe."

„Und dann — möchte ich Sie noch bitten,

daß ich den unglücklichen Schlicht noch einmal sprechen dürfe. Er ist zwar wenig gebildet, und hat nicht sonderlich viel Verstand. Er ist ein Räuber und Mörder wie ich. Doch gegen mich war er die treueste Seele, die man sich nur immer denken kann. Der arme Mensch hätte an meinem Kopfe hundert Dukaten verdienen, und überdieß noch als Deserteuer und Wildschütze Verzeihung erlangen können, wenn er meinen verborgenen Aufenthalt entdeckt hätte. Allein er that es nicht, sondern nahm sich meiner in meinem Elende getreulich an. Seine Treue und Ergebenheit gegen mich ist größtentheils Schuld an seinem gegenwärtigen Elend. Mein Gewissen macht mir Vorwürfe, daß ich den treuen Menschen nicht auf eine bessere Lebensbahn leitete. Gestatten Sie mir daher, daß ich, bevor ich auf der Richtstätte mit ihm zusammen treffe, ihn noch einmal sehe. Ich möchte ihm für seine treuen Dienste in dieser Welt noch einmal danken — ich möchte ihm noch ein Wort an das Herz reden, damit er, seine Vergehen bereue und eines seligen Todes sterbe. Aus dem Munde seines Mitschuldigen, den er schätzt und liebt, wirkt ein solches Wort vielleicht am tiefsten."

„Endlich bitte ich Sie noch: Schicken Sie mir einen würdigen Geistlichen, der mir beistehe, meine schwere Rechnung mit Gott abzuschließen. Ich bin leider viele Jahre nicht mehr in den öffentlichen Gottesdienst gekommen; ich habe durch meine Verbrechen und meine wilde Lebensweise mich selbst von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen. Da ich lange Zeit wie ein Heide lebte, so will ich doch wenigstens als ein Christ sterben."

„Thun Sie das!" sagte der Amtmann, versprach alle seine Bitten zu erfüllen, und both ihm die Hand. Waller blickte mit seinen großen schwarzen Augen voll Thränen ihn gerührt an, drückte ihm die Hand, wandte sich schnell um, und wurde nun in ein besonderes Zimmer geführt, um sich da auf den großen Schritt in die Ewigkeit vorzubereiten.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Schlichts Gefangenschaft und Verurtheilung.

Schlicht brachte die Tage seiner Gefangenschaft in stiller Betrübniß zu. Er hatte durch das kleine, mit starken eisernen Stangen vergitterte Fenster seines Kerkers die Aussicht auf die Kirche. Das Geläute der Glocken ging ihm immer tief zu Herzen. Er hörte die Orgel, den Gesang der versammelten Gemeinde, und die Melodie manches ihm bekannten Liedes deutlich herüber in sein Gefängniß. Er war zu traurig, um mitzusingen; er bethete aber inbrünstig mit, indem er den Inhalt des Liedes, oft unter vielen Thränen, überdachte. Der Gottesacker, der die Kirche umgab, die vielen Gräber, Kreuze und Leichensteine erweckten sehr ernste Gedanken in ihm; bey jedem Leichenbegängnisse, das er mit ansah, durchschauerte ihn der Gedanke an seinen eigenen nahen Tod. „Ach, dachte er, als einmal eine Mutter begraben wurde und ihre vielen Kinder an dem Grabe laut weinten und jammerten, wie wird es meiner Mutter seyn, wenn sie meinen so schmäh-

lichen Tod vernimmt!" Er nahm sich vor, ihr vor seinem Tode noch einmal zu schreiben; da erhielt er, wenige Tage, bevor ihm sein Todesurtheil angekündet wurde, ganz unerwartet einen Brief von ihr.

Die Mutter schrieb: „Liebster Sohn! Ich bin wegen Deiner in großen Sorgen, und kann vor schwerem Kummer nicht ess.. und nicht schlafen. Ich wußte zwar wohl, daß an das Stadtgericht dahier geschrieben worden, du seyest zu Hirschfelden in amtliche Untersuchung gekommen; man möchte daher Auskunft geben, wie du dich dahier aufgeführt habest. Das hiesige Amt berichtete, du habest dich als Knabe und Jüngling immer gut betragen, seyest immer still, fleißig und arbeitsam gewesen, habest auch als Soldat für dein Vaterland tapfer gefochten, und eine Ehrenmünze erhalten. Freilich wurde nicht verhehlt, wie du jenes Geld verspieltest, und darauf desertirtest. Indeß wurde doch dabey bemerkt, jenes Geld sey längst erstattet, und da nächstens ein Generalpardon für alle Deserteurs werde bekannt gemacht werden, so könntest du, wenn jene Untersuchung, wie deine gute Gemüthsart hoffen lasse, zu deiner Ehre ausfalle, ungehindert in dein Vaterland zurückkehren."

„Das war auch meine Hoffnung, lieber Peter. Da ich von Hirschfelden nichts mehr weiter vernahm, so glaubte ich, die Untersuchung, in die du verwickelt worden, habe dir keinen weitern Nachtheil gebracht, und es sey keine Rede mehr davon. Ich dachte immer, unser Peter wurde von seinem seligen Vater und von mir fromm und christlich erzogen. Er wird seinen ersten Fehler, zu dem ihn die Spiel-

sucht verleitete, auch den letzten seyn und sich nicht zu noch ärgeren Sünden und Lastern verführen lassen. So dachte ich, und bethete Tag und Nacht für dich. Und da nun der Generalpardon hier in der Stadt unter Trommelschlag ausgerufen wurde, da zitterte mir das Herz vor Freude; und da diese allgemeine Begnadigung in allen Zeitungen gedruckt zu lesen war, so hoffte ich jeden Tag, dich von Angesicht zu sehen."

„Allein da kam der Gerbergesell, der Friedrich Rist, der mit dir in die Schule gegangen, aus der Fremde zurück, und besuchte mich. Ich mußte weinen, als er zu mir in die Stube trat, und so wohl aussehend und gut gekleidet vor mir stand; ich hatte schon gehört, er werde jetzt die Werkstätte seines Vaters übernehmen, und sey bereits Bräutigam. „Ach, sagte ich zu ihm, möchte doch auch mein Peter bald zurück kommen, und die Werkstätte seines Vaters, die schon so viele Jahre geschlossen ist, wieder eröffnen." Allein Rist erzählte mir mit weinenden Augen, du liegest, als des Raubes und Mordes beschuldigt, noch immer zu Hirschfelden im Gefängnisse, und Jedermann glaube, man werde dich hinrichten. Er habe dich im Gefängnisse besuchen wollen; aber kein Mensch dürfe zu dir. Wenn ich dir schreiben wolle, sagte er, so müsse ich es gleich thun; sonst werde mein Brief dich schwerlich mehr am Leben antreffen."

„Ach liebster Peter, was soll ich denken, was soll ich sagen? Ich konnte es nicht glauben. „Nein, rief ich, einen Räuber und Mörder haben mein seliger Mann und ich an unserm Sohne nicht er-

zogen!" Ich starb fast vor Jammer. Dein Bruder, der Johann Baptist, der dahier als Zimmermann gut und glücklich verheirathet ist, und deine Schwester, die Marie, die den Wagner Michael Berner heirathete und mit ihm in einer sehr zufriedenen Ehe lebt, glaubten es auch nicht. Dein Bruder und deine Schwester eilten, sobald sie die traurigen Nachrichten von dir vernommen hatten, sogleich zu mir, mich zu trösten. Beide, besonders die Marie, machten mir gute Hoffnung."

„Ja, ich habe noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Ich hoffe noch immer, du werdest im fremden Lande mit deinem Handwerke dich redlich ernährt haben, und nun, wie andere Handwerksbursche, von deiner Wanderschaft zurück kommen, dich dahier verheirathen, und der Trost und die Freude deiner alten, bald siebenzigjährigen Mutter werden!"

„Ach, liebster Sohn, ich kann es dir nicht verhehlen, ich hatte, seit du deine Fahne und dein Vaterland verlassen hast, viele traurige Stunden. Ich war oft todtbetrübt. Indeß war ich ernstlich darauf bedacht, dem Herrn Hauptmanne das Geld zu ersetzen. Ich spann Tag und Nacht, und netzte den Faden mit tausend Zähren. Ich sparte, so gut ich konnte, und aß fast nichts als Wassersuppen. Als ich die Hälfte des Geldes beisammen hatte, brachte ich es dem Herrn Hauptmann. Er war sehr gnädig gegen mich und sagte: „Ach der arme, unglückliche Mensch! Er war als Soldat tapfer und als mein Bedienter ein treuer Diener. Ich konnte mich auf ihn verlassen. Wenn nur das verwünschte Spielen nicht gewesen wäre. Indeß bin ich überzeugt,

wenn ich ihm das Geld versiegelt übergeben hätte, so hätte er es nicht angegriffen. Allein, daß ich zu bequem gewesen, es zu versiegeln, und es ihm gleich so in die Tasche gab, das war ein großer Fehler von mir. Einem Spieler Geld anvertrauen ist toll; Gelegenheit macht Diebe. Ach, wenn er mir doch nur seinen Fehler aufrichtig eingestanden hätte! Wahrhaftig, ich hätte ihm verziehen; er hätte als mein Bedienter, besonders aber mit Abschreiben, das Geld wieder abverdienen können. Da indessen die Hälfte der Schuld auf mir liegt, so ist es billig, daß ich auch die Hälfte des Geldes verliere." Der Herr Hauptmann schenkte mir die noch schuldige Hälfte, tröstete mich, und entließ mich sehr gütig.

„Nachdem diese Schuld abgetragen war, habe ich noch weiter für dich gesorgt, lieber Sohn! Ich hätte unser halbes Haus, nebst der Werkstätte und dem Handwerkszeuge, öfter sehr vortheilhaft verkaufen können; allein ich habe sie noch immer für dich aufgehoben. Ich habe auch noch ein kleines Kapital von hundert Gulden, wovon ich fünfzig Gulden erbte — und fünfzig Gulden ersparte, für dich bey der Stadt an Zins gelegt, damit du, wenn du zurück kämest, dir einen Vorrath von Arbeitsholz anschaffen, und auch andere nöthige Ausgaben bestreiten könnest. Doch, was sage ich! Ach, vielleicht ist es doch möglich, daß alle diese meine süßen Hoffnungen eitel sind! Ach, Peter, Peter, wenn es denn wirklich so seyn sollte, wenn du wirklich solltest hingerichtet werden, so bedenke doch das Heil deiner armen Seele, und thue aufrichtige Buße! Du warst für mich schon lange wie todt und ver-

loren. Mache, daß ich doch einst in jener Welt möge sagen können, wie es in dem Evangelium heißt: „Dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wieder gefunden.“

„Nun, lieber Peter, so sey denn Gott mit dir; Er verlasse dich nicht, es gehe nun zum Leben oder zum Tod. Du kannst dir leicht denken, daß ich in einem Alter von bald siebenzig Jahren und des Schreibens ungewohnt, einen solchen langen Brief nicht mehr hätte zusammen bringen können. Auch siehst du es an der Handschrift, daß ich ihn nicht geschrieben habe. Du wirst die Schrift wohl noch kennen. Dein ehemaliger Schullehrer, der bereits achtzig Jahre alt ist, schrieb den Brief in dem Namen deiner Mutter. Wir saßen von Morgens früh bis Mittag zusammen, und er schrieb unter Thränen, was ich weinend und schluchzend ihm sagte. Er grüßt dich auch, und ermahnt dich, du sollst nicht vergessen, was er dir und allen Schulkindern so oft gesagt hat: „Hütet euch vor Sünde; wer aber gesündiget hat, der bekehre sich von der Sünde zu Gott; denn Gott ist gnädig und barmherzig, und will nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er sich bekehre und lebe.“

„So lebe denn wohl, liebster Peter, lebe wohl — in dieser oder jener Welt! Ich hoffe, wir werden, wo nicht in dieser, doch in jener Welt einander wiedersehen! Gott lasse unser Wiedersehen in Freude seyn! Dein Bruder und deine Schwester, dein Schwager und die Schwägerin grüßen dich von Herzen, und bethen, so wie ich

beſtändig für dich. Wiewohl ich dieſen Brief nicht eigenhändig ſchrieb, ſo unterzeichne ich doch mit eigener Hand meinen Namen — deine getreue Mutter Chriſtine."

Schlicht las dieſen Brief unter heißen Thränen, und verbarg dann ſein Geſicht in das Stroh ſeines Lagers, und weinte bitterlich. Die Liebe ſeiner Mutter bewegte ihm das Innerſte ſeines Herzens. „O du gute Mutter, ſagte er ſchluchzend, wie treu haſt du, ſeit ich mich fern von dir in der Fremde befinde, für mich geſorgt, für mich gearbeitet, wegen meiner dich mit ſchlechter Koſt begnügt, um dem Herrn Hauptmanne das von mir veruntreute Geld zu erſetzen, und mir die väterliche Werkſtätte zu erhalten. Ach, ſo bald es mir geſtattet wird, will ich an dich ſchreiben, und dir mein ganzes Herz ausgießen!"

Mit Wehmuth und vielen Thränen gedachte er ſeines ehemaligen Lehrers. „O der redliche Greis! ſagte Schlicht, er war immer ein recht guter Mann und ein fleißiger Lehrer. Er hielt etwas auf mich, und ermahnte mich immer zum Guten. Er ſuchte uns Kindern auf allerley Weiſe gute und heilſame Lehren einzuprägen, und legte uns deßhalb zur Uebung im Schönſchreiben immer ſchöne Reimen zum Abſchreiben vor. Ich erinnere mich wohl noch der Schrift, mit der ich im letzten Schuljahre den Preis aus dem Schönſchreiben erhalten habe. Es war darin geſagt, daß der Weg der Tugend anfangs rauh und dornig ſey, aber zum Heil und Leben führe; daß hingegen der Weg des Laſters anfangs mit Blumen beſtreut ſey, aber zum Abgrund führe,

und mit Tod und Verderben endige. Ach damals, als ich diese Schrift schrieb, dachte ich freilich nicht, daß ich in den letzten Zeilen mein eigenes Schicksal, und gleichsam mein Todesurtheil schreibe! Hätte ich diese Worte doch früherhin besser zu Herzen genommen, so stünde es jetzt besser mit mir!"

Noch ganz besonders aber ging ihm die Versicherung zu Herzen, daß sein Hauptmann ihm gerne verziehen, und ihm Gelegenheit verschafft hätte, das entwendete Geld zu erstatten. „Ach, sprach er, daß ich es doch damals gewußt hätte, daß er mir verzeihen würde, so wäre ich nicht heimlich entwichen; ich hätte meinen Fehler bekannt und um Gnade gefleht. Ich sehe nun wohl ein, wie wahr jener Spruch sey, den ich in der Schule auswendig lernen mußte: „Wer seine Sünde verheimlicht, dem geht es nicht gut; wer sie aber bekennt und ablegt, der wird Barmherzigkeit finden."

Ueberhaupt sah Schlicht jetzt im Gefängnisse sein ganzes Leben anders an, als vormals am Spieltische oder in seiner Räuberhöhle. „Ich Thor, sprach er, ich beging immer einen neuen Fehler, um den Folgen des vorigen Fehlers auszuweichen, und ließ mich so von einem Vergehen immer zu einem noch größern verleiten. So wurde ich aus einem Spieler ein untreuer Diener, dann Deserteur, Wildschütze und Räuber — und zuletzt gar ein Mörder. Ach, hätte ich das Spielen, vor dem ich so oft gewarnt wurde, und es oft selbst verwünschte, aufgegeben und mich die falsche Hoffnung des Gewinnes nicht betriegen lassen, so wäre all das Unheil verhütet worden. Hätte ich dem Herrn Hauptmann meine Verun-

treuung einbekannt, so hätte ich Verzeihung erlangt; meine Dienstzeit wäre nun längst aus, und ich wäre wohl schon in meiner Vaterstadt als Bürger ansäßig! Hätte ich auch noch als Deserteur mich freiwillig gestellt, so wäre ich freilich nicht ohne Strafe geblieben; allein ich wäre doch wieder angenommen worden, und hätte durch treue Dienste und Tapferkeit mein Vergehen wieder gut machen können. Hätte ich dem Wildschießen, bey dem ich doch nur Hunger und Kummer litt, entsagt und mich auf einem abgelegenen Bauernhofe im Walde als Knecht verdingt, so wäre ich doch kein Räuber geworden — und wenn ich noch als Räuber, wo ich oft in Todesgefahr kam und mein Gewissen sich mächtig regte, auf den verlassenen guten Weg zurück gekehrt wäre, so hätte ich meine Hände doch nicht mit Menschenblut befleckt! — Ach, mein Gott, daß ich so lange Zeit in keine Predigt mehr gekommen, das vollendete mein Unglück. Wenn der Mensch nicht wenigstens einmal in der Woche an Gott und Gottes heilige Gebothe erinnert wird, so verwildert er ganz."

Bald, nachdem Schlicht den Brief seiner Mutter erhalten hatte, ward er in die Gerichtsstube geführt und der Amtmann las ihm das Todesurtheil vor. „O Mutter, liebste Mutter, rief Schlicht, nur um dich ist es mir; an mir ist nichts gelegen! Ich bin ein elender Mensch, ich habe den Tod hundert und tausendmal verdient. O die verdammten Karten! O das verwünschte Spiel! Doch — ich sterbe gern! Gott sey nur meiner armen Mutter und meiner armen Seele gnädig!"

Er ging — und auch er wurde in eine be-

sondere Kammer gebracht, um die drey letzten Tage seines Lebens seiner Vorbereitung zum Tode zu widmen.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Schlicht und Wallers letzte Lebensstunden.

Sobald Schlicht in die Kammer getreten war, fiel er auf die Knie, stützte die Arme auf einen Sessel, verbarg das Gesicht in beide Hände, und vergoß einen Strom von Thränen. Der Soldat, der neben der Thüre Wache stand, hatte Mitleid mit ihm und sprach: „Weine nicht so schmerzlich; ein ehemaliger Kriegsmann sollte den Tod nicht fürchten.“ „Ach, sagte Schlicht, ich weine nicht, weil ich jetzt sterben muß; sondern weil ich so sündig gelebt habe. Mit diesen Zähren flehe ich zu Gott um Verzeihung meiner Sünden, und um eine glückselige Sterbestunde.“

Ueber eine Weile trat der Pfarrer von Hirschfelden herein. Schlicht stand auf, und begrüßte ihn freundlich. Der Pfarrer winkte ihm, nieder zu sitzen, setzte sich zu ihm, tröstete ihn, und ermahnte ihn, sein Herz zu Gott zu wenden, und von ganzem Herzen Buße zu thun. „Lieber Herr Pfarrer, sagte Schlicht, so wie ich in diese Kammer herein trat, aus der ich nicht mehr heraus komme, bis ich zum Tode geführt werde, war es mein erster Gedanke, mich von ganzem Herzen zu Gott zu bekehren. Ja, Gott wolle mir Gnade geben, daß ich, nach so vielen zu meinem

Verderben mißbrauchten Jahren meines Lebens, doch wenigstens diese drey Tage zu meinem Heile anwenden möge.“ Der Pfarrer war über Schlichts bußfertigen Sinn sehr erfreut, und sagte, er wolle ihm Zeit lassen, sein Gewissen wohl zu erforschen und seine Sünden aufrichtig zu bereuen, um sie dann zu bekennen und die heilige Kommunion zu empfangen. Er versprach wieder zu kommen, und ging. Abends kam er zur bestimmten Stunde, wie er es versprochen hatte, wieder, ersuchte den Soldaten, indessen draußen vor der Thüre Wache zu halten, und blieb über zwey Stunden. Es war bereits dunkel, als er den bedauernswerthen Schlicht, der aber seinem nahen Tod nun sehr getrost entgegen sah, verließ.

Nachdem der Pfarrer fort war, trat der Kerkermeister mit Licht herein, brachte Tischtuch, Teller, ein paar Flaschen mit Bier und Wein, nebst Gläßern, und fing an den Tisch zu decken. Es war so gebräuchlich, jeden armen Sünder die letzten drey Tage noch gut zu bewirthen, wie denn auch eine solche Mahlzeit das Henkersmahl genannt wurde. Schlicht hatte den ganzen Tag nichts gegessen, und verbat sich auch jetzt die Mahlzeit; er aß nur ein wenig Suppe, und ersuchte dann den Kerkermeister, ihm Dinte, Feder und Papier zu bringen. Schlicht schrieb seiner Mutter folgenden Brief:

„Allerliebste, beste Mutter! Euren lieben Brief habe ich erhalten, und mit nassen, rothgeweinten Augen wohl hundertmal gelesen. O Gott, wie groß ist Eure Liebe zu mir, die ich aus diesem Briefe aufs neue ersah! Wie schmerzt es mich,

daß ich, Euer unglücklicher Sohn, alle Eure Hoffnungen, die Ihr Euch von mir gemacht habt, und noch machet, vereitelt habe. Leider traf mich Euer liebevoller Brief noch im Gefängnisse, und ich schreibe Euch diese Zeilen mit gefesselter Hand. Ja, das Todesurtheil ist über mich ausgesprochen, und wenn Ihr diese Zeilen, die ich mit meinen Thränen benetze, lesen werdet, ist mein Blut schon längst unter dem Schwerte geflossen, und die Hand, die diesen Brief schrieb, modert im Grabe. Nächsten Freitag morgens zwischen neun und zehn Uhr werde ich hingerichtet."

„Liebste Mutter! Der blutige Tod, der mir bevorsteht, ist noch das Wenigste, was mir mein Herz beschwert. Mein Jammer um Euch hat die Todesfurcht aus meinem Herzen verdrängt. O wie schlecht habe ich Euch die große Liebe vergolten, die Ihr von meiner Kindheit an mir erzeigt habt! Ihr seyd immer eine gute Mutter gewesen, habt mich zu allem Guten ermahnt, mich fleißig in die Schule und zur Kirche geschickt, mich vor allem Bösen gewarnt, mich als einen kleinen, muthwilligen Knaben, wenn es nöthig war, auch abgestraft. O wie viele Zähren habt Ihr vergossen, als ich zum Soldaten ausgehoben wurde, wie habt Ihr mir die treuesten Ermahnungen, Euren mütterlichen Segen und wohl den letzten Heller, den Ihr hattet, mit auf den Weg gegeben! Ihr habt mir sogar noch Euer mit nächtlichem Spinnen mühsam verdientes Geld geschickt, das ich undankbarer Sohn oft leichtsinnig verspielte. O noch denke ich des Augenblicks, da ich Euer mütterli-

ches Angesicht das letzte Mal gesehen habe! Ich lag verwundet in dem Militärspitale; eine Kugel hatte mich in die Schulter getroffen. Ich litt lange Zeit große Schmerzen, war sehr traurig, und wegen eines heftigen Fiebers in Todesgefahr. Da riefen auf einmal ein paar Kammeraden: „Peter, deine Mutter kommt!“ Ihr tratet mit weinenden Augen an mein Bett. Ihr hattet die weite Reise gemacht, mich zu besuchen, mich zu trösten, mir in meiner Krankheit beizustehen. O wie oft habt Ihr, als Ihr so neben meinem Krankenlager gesessen, mit aufgehobenen Händen zu Gott gefleht, Er wolle mich mit dem Leben davon kommen lassen. Allein es ist wohl wahr: Der Mensch weiß nicht, um was er bittet; wir sollten um nichts bethen, als Gott wolle das thun, was Er als das Beste für uns erkennt. Ach, daß ich damals an meiner rühmlichen Wunde gestorben wäre! Ich wäre dann mit Ehren unter den Boden gekommen, und nicht in solche Sünden und Verbrechen hinein gerathen. Euch, liebste Mutter, wäre vieler Jammer erspart worden. Aber nun muß ich ungerathener Sohn Eure grauen Haare noch mit Schmach in das Grab bringen.“

„Nun, liebste Mutter, was geschehen ist, steht nicht mehr zu ändern. Mir bleibt nichts mehr übrig, als meine Sünden zu bereuen, und meine Strafe geduldig zu leiden. Ich habe mich auch mit Gott ausgesöhnt. Der Geistliche, dem ich eben diesen Abend mein letztes Sündenbekenntniß abgelegt habe, und aus dessen Hand ich morgen das Brod des Lebens empfangen werde, wird Euch das

bezeugen. Er hat mir versprochen, Euch diesen Brief zu schicken, und selbst noch einen Brief beizulegen, um Euch, wie ich hoffe, zu berichten, daß ich Buße gethan und bis zum letzten Augenblicke in einem bußfertigen Sinne und in dem Vertrauen auf meinen göttlichen Erlöser verharrt habe. O wie will ich morgen bey der heiligen Kommunion bethen, Jesus, der sich als das reine, schuldlose göttliche Lamm für die Sünden der Welt opferte, wolle sich auch meiner erbarmen, und auch meine Sünden hinweg nehmen. Ach, ich hoffe getrost, Er habe mir verziehen, und werde, wenn ich nun bald vor ihm erscheine, als ein gnädiger Richter mich mit freundlichen Augen anblicken. Ja, ich bin getrost im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, und auf die Liebe Jesu, der ja in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, unter denen ich der allergrößte bin."

„Und nun, liebste Mutter, möchte ich auch Euch noch um Verzeihung bitten. Ach, daß ich Euer mütterliches Angesicht noch einmal sehen könnte! O wie wollte ich Euch da auf meinen Knien abbitten, daß ich gegen eine so gute, fromme, treue Mutter ein so böser, gottloser, ausgearteter Sohn gewesen, und daß ich einer so ehrliebenden Mutter durch meine schlechte, ehrlose Aufführung so viele Schande machte; denn Ihr seyd nicht Schuld an meinem Elende. Ihr habt Alles an mir gethan, was eine gute Mutter an ihrem Sohne nur immer thun kann. Gott wolle es Euch vergelten, da ich es Euch so schlecht vergolten habe. Ich bitte Euch unter heißen Thränen noch einmal

verzeiht mir! Ich kann in dieser Welt nicht mehr erfahren, daß Ihr mir verziehen; ich hoffe es aber so gewiß, als wenn ich es schriftlich von Euch hätte. Euer Brief, der mir in meinem Gefängnisse mein Gewissen sehr schärfte, und mir unzählige, reumüthige Thränen auspreßte, aber auch mir vielen Trost gewährte, und im Tode noch Trost gewähren wird, ist mir ein Unterpfand dafür."

„Liebste Mutter! Ich habe da noch die kleine silberne Denkmünze, die ich einst wegen meiner Tapferkeit als ein Ehrenzeichen erhalten habe. Um sie nicht zu entehren, habe ich sie nicht mehr an meinem Rocke, sondern immer nur unter meiner Weste getragen. Sie war mir immer sehr werth. Als ich eingefangen und durchsucht wurde, bat ich, mir sie nicht zu nehmen, und man ließ sie mir. Ich wollte sie mit ins Grab nehmen. Allein nun schick' ich sie Euch, als ein Andenken von Eurem unglücklichen Sohne. Wenn Ihr das Ehrenzeichen ansehet, so denkt: „Mein armer Sohn war doch nicht immer ganz ehrlos, so tief er auch in Sünde und Laster versunken war; er war doch einst ein guter Sohn und ein tapferer Vertheidiger seines Vaterlandes." Die Denkmünze, die einst so hell und glänzend war, sieht nun freilich dunkel und fast schwarz aus; doch Ihr könnet sie ja wieder reinigen lassen, daß sie wieder hell und schön werde. O daß auch meine von Sünden verdunkelte Seele, durch Gottes Gnade gereiniget, hell und schön vor Gott erscheinen möge! Ich hoffe es durch die Gnade Jesu Christi!"

„Unter vielen Thränen habe ich in Eurem

Briefe gelesen, daß mein lieber Herr Hauptmann, gegen den ich so schlecht gehandelt habe, mich nicht verabscheute, und noch so gnädig gegen mich gesinnt war. Ich danke ihm, daß er Euch die Hälfte des ihm schuldigen Geldes nachgelassen hat, so wie ich Euch, gute, ehrliche Mutter danke, daß Ihr die Hälfte des Geldes bezahlt habt."

„Mit großer Rührung habe ich in Eurem Briefe gelesen, daß mein ehemaliger lieber Schullehrer meiner noch immer so liebreich gedenke. Ich mußte schon weinen, als ich die Aufschrift des Briefes sah, und seine mir wohlbekannten Buchstaben erkannte, die immer noch sehr kräftig sind. Ach, ich unseliger Mensch! Auch ihm muß ich in seinem hohen Alter noch Kummer und Betrübniß machen! Ich lasse ihn noch einmal von Herzen grüßen, und bitte auch ihn um Verzeihung. Er soll für seinen unglücklichen Schüler, oder vielmehr für die abgeschiedene Seele desselben beten."

„Liebste Mutter! Ich habe die ganze Nacht an diesem Briefe geschrieben. Ich habe schon in meinem Gefängnisse, ehe das Todesurtheil, das ich nicht anders erwartete, über mich ausgesprochen worden, nicht nur Euren Brief immer gelesen, sondern auch immer nachgedacht, was ich Euch Alles schreiben wolle. Darum ist dieser Brief so lange geworden. Jetzt bricht der Tag an, und die Morgenhelle scheint durch das schwarze eiserne Gitter meines Fensters. Ich muß nun noch beten, und mich auf die heilige Kommunion — ach die letzte in dieser Welt! — vorbereiten. Ich schließe deßhalb dieses lange Schreiben. Meinen lieben

Bruder, meine innig geliebte Schwester, alle lieben Freunde, Schwager, Schwägerin, und noch besonders meinen alten, ehrwürdigen Lehrer grüße ich recht aus dem innersten Grunde meines tiefgerührten, liebevollen Herzens. Was ich vergessen habe, wird der Geistliche, der mich auf die Richtstätte begleitet, Euch noch schreiben. Lebt denn wohl, liebste, beste Mutter! wiewohl wir uns auf Erden nicht mehr sehen, so werden wir uns, das hoffe ich zu Gott, doch im Himmel wieder sehen. Euer bis in meinen — ach so schauerlichen! — Tod, dankbarer und getreuer Sohn Peter."

Als Schlicht mit Schreiben fertig war, bethete er mit Inbrunst, und las in dem Gebethbuche, das ihm der Pfarrer da gelassen hatte, sehr andächtig die Kommuniongebethe. Jetzt kam der Kerkermeister herein und sagte, Waller wolle ihn noch sprechen. Schlicht folgte dem Kerkermeister in das Zimmer, in dem auch Waller auf den Knien lag und bethete. „Schlicht!" rief Waller und sprang auf. Sie stürzten einander in die Arme, daß ihre Ketten rasselten. Beide weinten schmerzlich. Waller sagte endlich: „Liebster Schlicht, ich habe schon vernommen, daß du dich von Herzen zu Gott bekehrt habest; das habe ich auch gethan. Nun ist Alles gut. Da wir als Sünder lebten, so wollen wir doch wenigstens als Büßer sterben. Das ist das Einzige, was wir noch thun können. Ich habe dich zu vielem Bösen verleitet; ohne deine Anhänglichkeit an mich wärest du nicht so elend geworden. Verzeih, verzeih mir, liebster Freund, du, der einzige Freund, der mir in meinem Elende

noch übrig geblieben, und mich nicht verlassen hat." — Schlicht weinte und schluchzte noch heftiger. Sie setzten sich zusammen, und redeten noch mit einander. Waller betheuerte, es nun zu erfahren, und Schlicht bestätigte es, daß der Mensch nur im Glauben an Christus und seine versöhnende Liebe, und in der Hoffnung des ewigen Lebens muthig und getrost in den Tod gehen könne.

Jetzt kam der Kerkermeister, zündete auf einem weißgedeckten Tische zwey Wachskerzen an und sagte, der Herr Pfarrer komme, Beiden die heilige Kommunion zu reichen. „Lieber Schlicht, sprach Waller, wir haben Beide fern und entfremdet von Gott und Christus so dahin gelebt; wir wollen nun auch Beide zugleich uns mit Gott und unserm göttlichen Erlöser wieder vereinigen." Sie empfingen Beide die heilige Kommunion mit Thränen der Reue und Andacht, und betheten die Gebethe, die der Geistliche ihnen vorbethete, inbrünstig nach.

Nachdem sie noch lange still für sich gebethet, sollte Schlicht wieder in seine besondere Kammer abgeführt werden. „So geh denn hin! sagte Waller. Wir wollen im Vertrauen auf Christus und im Glauben unserer Väter getrost sterben. Es bedarf keines langen Abschieds für die kurze Trennung. Der Tod wird uns — morgen um neun Uhr — von einander scheiden, aber uns sogleich wieder vereinigen. Lebe wohl — die wenigen Stunden, die wir in dieser Welt noch zu leben haben, und Gott sey mit dir!"

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Josts Lebensgeschichte.

Jost erschien in dieser Geschichte bisher als ein Mann, der sich durch seinen strafbaren Leichtsinn und seine Neigung zum Trunk verächtlich, ja durch die lasterhafte Lebensart eines Räubers verabscheuungswerth gemacht hat. Wer ihn in seinem gegenwärtigen Zustande mit dem welken, bleichen, runzelvollen Gesicht, und in dem schlechten, zerlumpten Anzuge erblickte, konnte kaum glauben, daß Jost einst der stattlichste, wohlaussehendste Mann in Hirschfelden gewesen, und die feinsten Kleider von so kostbarem Tuche getragen, desgleichen sich der vermöglichste Bürger kaum anzuschaffen vermochte. In der That war Jost ehemals der reichste Mann in der Gegend, und er hätte auch der glücklichste seyn können, wenn er nicht von dem Wege der Tugend abgewichen wäre. Sein Bauernhof war der größte weit umher, und seine Aecker waren die besten und seine Wiesen die schönsten auf der ganzen Flur; er hatte nicht nur keine Schulden, sondern noch ansehnliche Kapitalien auf Zins anliegen; seine Ehegattin war wegen ihrer Tugend und Schönheit allgemein geachtet, und liebenswürdigere Kinder, als die seinigen, gab es in ganz Hirschfelden nicht. Es ist merkwürdig, und lehrreich zu hören, wie Jost von dem größten Wohlstande zu einem solchen Elende herabgekommen, und sich sein trauriges Schicksal selbst bereitete. Der Jammer aber den er über sein treffliches Weib und seine guten Kinder brachte, von

denen er seit Jahren getrennt lebte, macht seine Geschichte höchst rührend.

Jost war der Sohn eines sehr rechtschaffenen Landmannes, der in Hirschfelden einen eben nicht großen, aber sehr gut bestellten Bauernhof besessen hatte. Da Jost seine Aeltern früh verlor und mehrere Geschwister hatte, so fiel das Erbtheil, das ihn traf, nicht gar beträchtlich aus. Allein Jost war der gewandteste, rüstigste junge Bursch in Hirschfelden, immer munter und lustig, wohl gewachsen und von einer ungemein frischen blühenden Gesichtsfarbe. Er verstand sich auf alle ländliche Arbeiten sehr gut; eine ganz besondere Geschicklichkeit aber zeigte er in Behandlung der Pferde; er wußte das wildeste junge Roß, das sonst jeden Reiter abwarf, zu bändigen und zuzureiten, und beim Fahren verstand er die Pferde so leicht und sicher zu lenken, daß er kaum seines gleichen fand. Als nun der alte Kutscher in dem Schlosse Finkenstein krank wurde, ließ der gnädige Herr den Jost ersuchen, einstweilen die Stelle des Kutschers zu versehen. Jost that dieses sehr gern, und machte seine Sache so vortrefflich, daß er nach dem Tode des alten Mannes den Kutscherdienst erhielt. Der hübsche, junge Kutscher nahm sich in seiner scharlachrothen Staatslivree mit Gold auch sehr gut aus, und wußte sich, wenn er stattlich auf dem Kutschenbock sitzend so im Galopp daher fuhr, ein ganz eigenes Ansehen zu geben. Er bildete sich auf seine Gestalt, seinen Scharlachrock, seinen Schnurrbart und den Hut mit der breiten goldenen Borde, den er immer etwas seitwärts aufsetzte, nicht wenig ein.

Da wurde nun einst das Kirchweihfest zu Hirschfelden gefeiert. In allen Wirthshäusern war Abends Tanzmusik. Beim goldenen Hirsch aber, dem ersten Gasthofe des Fleckens, fanden sich die angesehensten und vermöglichsten Bürger und Bauern mit ihren Söhnen und Töchtern ein. Unter den vielen Gästen befand sich auch der alte Müller von Haselbach, Andreas Laub, ein sehr rechtschaffener und verständiger Mann. Er hatte seine Mühle bereits seinem Sohne übergeben und sich zu Haselbach, unweit der Mühle, ein artiges und ziemlich geräumiges Nebenhaus erbaut. Allein vor einem halben Jahre war sein Bruder, der reichste Bauer zu Hirschfelden, als Wittwer gestorben, und hatte eine einzige Tochter von etwa achtzehn Jahren hinterlassen. Der Müller wollte, als ihr Vormund, die Aufsicht des großen schönen Bauerngutes selbst so lange übernehmen, bis seine junge Base Marianna sich würde verheirathet haben; und er war deßhalb mit seiner Ehegattin nach Hirschfelden in das Haus seines Bruders gezogen. Marianna war ein sehr wohlgesittetes Bauernmädchen, von sanfter, freundlicher Gemüthsart, schön und von schlanker Gestalt, und ihr lieblich blühendes Angesicht war von ungemeiner Anmuth. Der alte Müller wollte ihr die Freude, wie die übrigen Töchter im Flecken am Kirchweihfeste zum Tanze zu gehen, eben nicht wehren; jedoch ohne seine Aufsicht hätte er sie um Alles in der Welt nicht zum Tanze gehen lassen. Er war deßhalb mit seiner Müllerin auf ein Glas Wein in den Gasthof gekommen, und Marianna saß zwischen Beiden an einem der

ersten Tische. Sie war sehr zierlich, mehr städtisch als ländlich, in himmelblauen Taffet gekleidet, und das nette goldene Häubchen, wie es damals vermögliche Jungfrauen trugen, stand ihr so schön, als wäre es eine goldene Krone; ihre Sittsamkeit zierte sie aber noch mehr als Gold und Seide.

Jetzt kam auch Jost herein, dem die Herrschaft erlaubt hatte, auf ein paar Stunden zum Tanze zu gehen. Er hatte sich sehr herausgeputzt. Er prangte in seiner scharlachrothen Livree mit Gold, und hatte anstatt seiner ungeheuer großen Kutscherstiefel leichte Tanzschuhe angezogen, auf denen helle silberne Schnallen glänzten. Auch hatte er weiße Handschuhe angelegt, und sich gleich einem Hochzeiter mit einem Blumenstrauß geschmückt. Er ging vor allen andern Gästen auf den alten Müller zu, und grüßte ihn und die Müllerin auf das freundlichste. Der Müller hatte in dem Schlosse Finkenstein öfter Früchte gekauft, und Jost hatte sie ihm aufladen helfen. Daher kannte Jost den Müller. Indeß galten seine freundlichen Grüße nicht so fast den alten Leuten, als der jungen Base, und er bat sehr höflich um die Erlaubniß, mit Mariannen einige Reihen tanzen zu dürfen. Der Müller wollte es dem herrschaftlichen Kutscher nicht abschlagen; Gertrud, die alte Müllerin aber sagte, sie rechne es sich zur ganz besondern Ehre, daß der hochfreiherrliche Herr Kutscher ihre Base zum Tanz aufziehe. Jost, dessen bäuerische Sitten in dem Schlosse ziemlich abgeschliffen worden, wußte Mariannen während des Tanzes sehr viel Artiges zu sagen; die sittsame Marianna aber schlug erröthend

die Augen nieder, und lobte blos seinen schönen Blumenstrauß. Jost machte, indem er sich tief verneigte, ihr mit dem Strauße sogleich ein Geschenk.

Der alte Müller sah es nicht gern, daß Jost sich mit Marianna so bekannt mache. Er stand auf, bezahlte seine Zeche, und ging mit seiner Müllerin und mit Marianna nach Hause. Allein die gute Marianna konnte den artigen Jost, der sich an Gestalt, Kleidung und Betragen vor andern Bauernsöhnen so sehr auszeichnete, nicht vergessen, und wünschte ihn zu heirathen. Sie redete mit ihrem Vormunde, und entdeckte ihm nicht ohne Erröthen ihren Wunsch. Der kluge Andreas schüttelte jedoch den Kopf und sagte: „Du bist ein gutes Kind, liebe Marianna; aber noch jung und unverständig. Ich zweifle, ob du mit dem Menschen glücklich seyn würdest. Ein Schritt, der über das Glück des ganzen Lebens entscheidet, will wohl überlegt seyn. Der Jost ist zwar ein hübscher, flinker Bursch, allein er ist auch stolz und eitel. Dazu liebt er lustige Gesellschaften zu sehr, und überall, wo es nur immer eine Tanzmusik oder ein Kegelschieben giebt, ist er dabey. Auch hat er, wie ich gewiß weiß, eine Neigung zum Trunk. Aus Furcht vor der Herrschaft nimmt er sich zwar so ziemlich in Acht. Wenn er aber so auf einmal reich und sein eigener Herr seyn würde, so könnte er leicht ganz anders ausfallen, als du denkst. Er könnte übermüthig, ein Verschwender und Vollsäufer werden. Du, liebe, gute Marianna, würdest dann sehr unglücklich seyn, und tausend Zähren weinen."

Marianna wurde sehr traurig; sie bemühte sich

indeß, Joſt zu vergeſſen. Allein Joſt wußte ſie hie und da zu treffen, und ihr zu ſchmeicheln. Er ſtellte ſich ſo fromm an, als wäre er der tugendhafteſte aus allen Jünglingen weit umher; er betrug ſich ſehr eingezogen und beſcheiden, gab ein paar ſeiner luſtigen Trinkbrüder, die nicht im beſten Rufe ſtanden, ganz auf, und wann man ihm bey Hochzeiten oder andern feſtlichen Anläſſen das zweyte Glas Wein einſchenken wollte, weigerte er ſich, als wollte man ihm Gift zu trinken geben. Marianna freute ſich ſehr, und hoffte an ihm einen ſehr tugendhaften Mann zu bekommen. Der alte Andreas blieb aber bey ſeinem ungläubigen Kopfſchütteln, und ſagte bedenklich: „Wenn es ihm mit ſeiner Frömmigkeit und Tugend nur auch Ernſt iſt! Er ſchmeichelt mir zu viel, und Schmeicheln iſt nicht weit von Heucheln. Ich fürchte, es ſteckt ein arger Schelm in ihm! Er macht es wie ein Fiſcher, der den eiſernen Angelbacken unter der Lockſpeiſe verbirgt. Du, liebe Marianna, biſt eines beſſern Mannes werth. Schlag dir alſo dieſen Joſt aus dem Sinn. Beſſer jetzt ein kurzes Leid, als dereinſt ein lebenslanges Elend.“

Marianna war bereit, den guten Rath zu befolgen. Allein, bevor ein Jahr verging, ſtarb zu ihrem großen Unglück der kluge, rechtſchaffene Andreas. Die alte Müllerin, Baſe Gertrud, betrachtete ſich nun als Mariannens einzige Rathgeberin. Gertrud war nicht ohne Verſtand, und nach ihrer Art fromm; allein ſie war zu eitel, um recht vernünftig und von Herzen fromm zu ſeyn. Sie war in ihrer Jugend ſchön geweſen

und dabey sehr reich, und ihr war deßhalb von Vielen, die sie heirathen wollten, geschmeichelt worden. Jost wußte dieses Alles wohl, und suchte durch andächtige Gespräche und Schmeicheleien ihre Gunst zu gewinnen. Als sie einst in das Schloß Finkenstein kam, wo sie wegen der Hinterlassenschaft ihres seligen Mannes Einiges vorzubringen hatte, begrüßte Jost sie auf das freundlichste, meldete sie sogleich, führte sie der Herrschaft vor, und lobte sie bey dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau ganz übermäßig, was der eitlen Müllerin ganz ausnehmend gefiel. Jost erzeigte sich gegen sie auf alle erfinnliche Weise gefällig und dienstfertig. Er bemerkte, die alte Müllerin könne in ihrem alten Gebethbuche mit kleinem Drucke nicht mehr wohl ohne Brille lesen; sie schäme sich aber, in der Kirche eine Brille aufzusetzen und für alt zu gelten. Da er nun bald darauf mit der Herrschaft eine Reise machte; so brachte er ihr das nämliche Gebethbuch in einer neuen Auflage mit sehr großem Drucke, in rothen Saffian gebunden und mit Silber beschlagen, von der Reise mit, und verehrte es ihr. Die alte Base, die in dem neuen Buche ohne Brille besser, als in dem alten mit der Brille lesen konnte, war hocherfreut. Sie ließ in der Freude ihres Herzens sich deutlich merken, daß es ihr gar lieb seyn würde, wenn ihre junge Base Marianna einen so artigen, frommen und rechtschaffenen Mann bekäme. Jost sagte seufzend: „Ach, ich wäre es nicht werth, der Vetter einer so vortrefflichen Frau zu werden, als die liebwertheste Frau Gertrud ist. Wenn mir aber

der Himmel je ein so großes Glück bescheren sollte, so müßte die hochverehrteste Frau Base auf immer bey mir und Mariannen wohnen. Da wollten wir sie auf den Händen tragen, damit sie nicht etwa mit ihrem Fuß an einen Stein anstoßen möge." Gertrud war über diese Reden entzückt, lief mit dem schönen Gebethbuche zu Marianna und rief: „Den Jost nimm und keinen andern; Jost ist dermalen der frömmste und tugendhafteste Mensch in ganz Europa." Marianna heirathete den Jost. Das Hochzeitmahl wurde in dem Gasthofe zum goldenen Hirsch gehalten, und war sehr prächtig; man wußte die Menge der Gäste kaum unter zu bringen. Denn Marianna war überall geschätzt, und Jost wurde als herrschaftlicher Kutscher um der Herrschaft willen geehrt. Seit vielen Jahren wurde in Hirschfelden keine so fröhliche Hochzeit gefeiert.

Anfangs lebte Marianna mit Jost sehr vergnügt. Zwar wollte es ihr nicht gefallen, daß Jost sogleich ein paar schöne Pferde, fast so schön wie die herrschaftlichen Pferde, anschaffte, und eine artige zweisitzige Kutsche dazu kaufte, die sehr zierlich gebaut und herrlich lackirt war. Indeß verzieh Marianna dem ehemaligen Kutscher diesen Aufwand, zumal Jost behauptete, diese jungen kräftigen Pferde taugen zum Feldbau ohne Vergleich besser, als das alte paar Ackergäule, die er verkauft hatte. Auch schmeichelte es Mariannen, wann sie so neben Jost in dem schönen Kütschchen saß, und Jost, mit großer Geschicklichkeit die muthigen Pferde lenkend, die junge wohlgekleidete Frau auf ein benachbartes Kirchweihfest oder auf den Jahrmarkt in die

Stadt kutschirte. Aber als Marianna einige Wochen krank war, und das Bett hüten mußte, fuhr Jost öfters allein in die Stadt, und ließ sie zu Hause krank liegen. Sie konnte in dem Hauswesen nicht nachsehen, und die Dienstbothen thaten, was sie wollten. Marianna bat ihn sehr liebreich, zu Hause zu bleiben, weil sonst die Hauswirthschaft Schaden leiden würde. Allein er achtete nicht auf ihre Bitten, und Marianna fieng an zu fürchten, Jost habe sie nicht aus Achtung und wahrer Zuneigung, sondern nur ihres Reichthums wegen geheirathet.

Eines Morgens schickte Jost sich wieder an, in die Stadt zu fahren, wo eben englische Reiter ihre Künste sehen ließen. Marianna stellte ihm vor, daß es eben jetzt Aerndtezeit, daß er zur Aufsicht über die Arbeiter unumgänglich nöthig sey, daß man auch die Pferde nicht entbehren könne, und daß es sehr unschicklich und der Landwirthschaft höchst nachtheilig seyn würde, jetzt eine Lustfahrt zu machen. Jost aber wurde unwillig, gab ihr grobe Reden, verließ zornig die Stube, und schlug die Thüre heftig hinter sich zu. Gertrud hatte ihn zanken gehört, kam in die Stube, fragte, was es gebe, und sagte dann zu Marianna: „Warte nur, ich will ihm Sitte lehren! Verlaß dich auf mich.“ Gertrud dachte, Jost, der sich gegen sie bisher immer unendlich dienstfertig und unterthänig erzeigt hatte, werde ihr augenblicklich gehorchen. Sie trat, als Jost eben die schönen Braunen vor die gelblackirte Kutsche gespannt hatte, heraus in den Hof, stellte beide Arme in die Seite, und sagte mit Nachdruck: „Was soll das seyn, Vetter, am hellen Werktage, wo man nicht Hände ge-

nug zur Arbeit finden kann, spazieren zu fahren? Auf der Stelle spannt aus, und bleibt zu Haus! Ich befehle es Euch!" Der zornige Jost antwortete trotzig: „Mir habt Ihr nichts zu befehlen; ich bin Herr im Hause." Gertrud war höchst aufgebracht, und fing an zu schelten, Jost aber rief voll Zorn: „Wenn es Euch hier in meinem Hause nicht mehr gefällt, so zieht wieder in Euer Haus zu Haselbach; dort könnet Ihr nach Belieben die Frau spielen. Ich aber lasse mich von Euch nicht schimpfen, Frau Drude!" Er stieg in die Kutsche, haute wüthend auf die Pferde los, und fuhr in wildem Galopp zum Hofthore hinaus. Gertrud blieb erstaunt und wie versteinert eine Weile stehen, und konnte anfangs keine Worte finden, ihren Grimm auszulassen. „O der undankbare Bösewicht! rief sie endlich; mich aus dem Hause zu schaffen, meinen schönen Namen so zu verdrehen, und mich eine Drude zu nennen! So, wie in diesem falschen, hinterlistigen Heuchler, habe ich mich noch in keinem Menschen betrogen. Ich mag das schöne Gebethbuch, das er mir geschenkt hat, gar nicht mehr ansehen. Wenn es kein Gebethbuch wäre, so würde ich es in das Feuer werfen. Ich will aber keine Zeile mehr darin lesen. Nein, jetzt gleich will ich mein altes Gebethbuch mit dem kleinen Drucke und meine Brille wieder hervorsuchen. Ich schäme mich nun nicht mehr an der Brille; der Schurke hat mir eine viel ärgere Brille auf die Nase gesetzt." Die Dienstbothen lachten heimlich über Gertruds Aerger; Marianna aber, die am Fenster stand und Alles gehört hatte, weinte. Die aufgebrachte Gertrud wollte mit dem heuchleri-

schen Menschen, der sie so hintergangen hatte, nicht mehr unter einem Dache wohnen; mit Reue und Scham erkannte sie nun ihre Thorheit, der guten Marianna zu einer solchen Heirath gerathen zu haben; sie mochte das bevorstehende Unheil, das sie gestiftet hatte, nicht mit ansehen. Sie fing, ungeachtet Mariannens Bitten und Thränen, auf der Stelle an einzupacken, zog nach Haselbach, und überließ die trostlose Marianna ihrem Jammer.

Der rohe, gefühllose Jost war froh, der alten Base los zu seyn, und wurde von Tag zu Tag schlimmer. Er gieng auf alle Scheibenschießen, und büßte, wiewohl er ein guter Schütze war, und zu Zeiten das Beste gewann, vieles Geld ein. Denn er gab in seinem Stolze große Trinkgelder, hielt beinahe die ganze Schützengesellschaft zechfrey und verschwendete wohl noch einmal so viel Geld, als er gewonnen hatte. Im Herbste, als in der Gegend die Treibjagen gehalten wurden und gute Schützen willkommen waren, zog er immer mit, und bekümmerte sich wenig darum, wie die Knechte indessen die Wintersaat bestellten. Oft kam er spät in der Nacht betrunken nach Hause. Marianna machte ihm am andern Tage sanfte Vorwürfe. Da schalt er sie, und schlug sie einmal gar. „Ach, seufzte sie dann im Stillen, du guter alter Andreas, wie hattest du so Recht! Ja wohl, der Schein betriegt; und nicht Alles, was glänzt, ist Gold. Ich sah mehr auf die angenehme Gestalt, als auf Tugend und Rechtschaffenheit; ich bin nun dafür bestraft, daß ich deinen guten Rath nicht befolgte.“

Mariannens Jammer war unbeschreiblich. Sie

war eine edle, gute Seele — eine treue, liebevolle Ehegattin, eine gute, zärtliche Mutter, eine verständige und fleißige Hauswirthin. Sie suchte noch immer durch Güte und freundliche Bitten ihren verschwenderischen Mann auf den guten Weg zurück zu bringen. Sie machte sich die größte Herzensangelegenheit daraus, ihre Kinder fromm und gut zu erziehen. Sie arbeitete unermüdet, sparte mit Einsicht, und führte die Aufsicht über die Hauswirthschaft mit Verstand. Allein sie hatte nichts davon als grobe Begegnung von ihrem Manne; sie mußte das Hauswesen dem Untergange immer näher kommen sehen. Die Saumseligkeit und Verschwendung des Mannes war zu groß.

Jost fing nun einen Kornhandel an. Er merkte bald, daß er dabey mehr verliere, als gewinne. Allein er setzte ihn doch fort, um einen Vorwand zu haben, überall herum zu schwärmen und groß zu thun. Er war in seinem größten Vergnügen, wenn sich in dem Wirthshause einige Müßiggänger und schlechte Hauswirthe zu ihm gesellten, ihn lobten, und ihm versicherten, den reichen Mayerbauer Jost rühme man im ganzen Lande. Er ließ dann Champagnier bringen, den er nur den Spritzwein nannte, schenkte seinen liederlichen Gästen fleißig ein, und bezahlte für alle die ganze Zeche. Manchmal spielte er auch um große Thaler, nicht weil er das Spiel sonderlich liebte, sondern bloß um sich als einen reichen Mann zu zeigen, der das Geld nicht zu achten brauche. Er wurde, da er meistens berauscht war, schändlich betrogen, und verlor große Summen. Oft war er Montags in seiner schönen Kutsche ausgefahren, und kam erst am Samstage spät zu Nacht wieder nach Hause.

Marianna bat ihn oft mit aufgehobenen Händen, wenn er sie auch nicht mehr achte, doch seine Kinder zu bedenken. Sie trat mit ihren Kindern, zwey lieblichen Mädchen und einem holden Knaben, den sie noch auf dem Arme trug, vor ihn hin, und die Mädchen mußten den Vater bitten, sie nicht in Unglück zu brinzen. Noch wäre er zu retten gewesen, wenn er Mariannen Gehör gegeben hätte. Allein er schrie: „So habe ich in diesem Hause doch keinen Augenblick Ruhe!" und brach in die schrecklichsten Flüche aus. Am andern Morgen, Sonntags unter der Predigt, saß er schon wieder im Wirthshause. Da er nunmehr den Wein nicht immer zu bezahlen vermochte, so fing er das Brantweintrinken an, und wurde ein ganz elender, verächtlicher Mensch. Sein großes Bauerngut kam vollends in Verfall. Seine ehemals so schönen Aecker waren so schlecht bestellt, daß man sie aus allen heraus kannte. Mancher ehrliche Bauersmann, der daran vorbey ging, sagte: „Man möchte weinen, wenn man sie nur ansieht." Sie trugen nicht einmal mehr die Kosten des Anbauens, das Jost immer durch fremde Hände besorgen ließ. Seine Kapitalien hatte Jost längst aufgekündet und durchgebracht. Es fehlte ihm nun immer an Geld, seine verschwenderische Lebensart fortzusetzen. Er hatte seinen Reichthum für unerschöpflich gehalten, und erfuhr nun, daß man auch einen Brunnen erschöpfen könne. Allein er kam doch nicht zur Besinnung, sondern verkaufte bald einen Acker, bald eine Wiese, und machte heimlich Schulden bey Christen und Juden. Da er auf die bestimmte Zeit nicht bezahlen konnte, klagten sie — und es wurde gegen Jost die Vergantung ausgesprochen.

Marianne wußte wohl, daß ihr Mann schlecht stehe; aber daß er gar so viele Schulden habe, hatte sie doch nicht gedacht. Es war ihr daher ganz unerwartet, als der Amtmann mit dem Aktuar und zwey Gerichtsmännern in die Stube trat, und ihr ankündete, daß man ein Verzeichniß von der ganzen Hauseinrichtung, dem vorräthigen Getreide, dem Vieh und allen Ackergeräthschaften zur Versteigerung aufnehmen müsse; daß man ihr nichts lassen könne, als ihre und ihrer Kinder Kleider und Bette. Sie erschrak, daß sie zitterte, faßte, laut weinend, ihre Kinder in die Arme und rief: „O meine lieben Kinder, wie wird es euch ergehen!“ Jost aber, der trotz seiner schmachvollen Lebensart sich noch immer stolz und hochmüthig betrug, war entlaufen, und hatte Weib und Kinder in ihrer größten Noth hülflos zurück gelassen. Mancher vernünftige Bürger oder Bauersmann sagte: „Jost ist ein warnendes Beispiel, wie Vergnügungssucht, Arbeitsscheu, Trinklust und Verschwendung den reichsten Mann an den Bettelstab bringen, und sein Herz gegen Weib und Kind so hart und unempfindlich machen können, wie einen Kieselstein.“

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Mariannens und Josts fernere Geschichte.

Marianne mußte nun ihr väterliches Haus, in dem sie geboren und erzogen war, verlassen. Sie wußte nicht wohin, und konnte nichts als weinen — und zu Gott bethen, Er wolle sich ihrer erbarmen, und ihr Hülfe und eine Zuflucht verschaffen.

Da kam in der Abenddämmerung Base Gertrud, und sagte: „Liebste Marianne! Ich habe gefehlt, daß ich dir gerathen habe, den liederlichen Jost zu heirathen. So klug ich sonst bin, so habe ich mich in ihm doch geirrt. Aus zu großem Vertrauen auf ihn habe ich es auch bey dem Heirathsvertrage außer Acht gelassen, dir dein weibliches Recht und ein hinreichendes Auskommen zu sichern. Komm du aber nur zu mir; mein Haus und Alles, was ich habe, will ich von ganzem Herzen mit dir theilen. Du kannst sogleich morgen bey mir einziehen.“ Marianna war über diesen Antrag sehr erfreut und getröstet. Gertrud wollte in den gegenwärtigen unrühmlichen Umständen den sich in Hirschfelden nicht sehen lassen; sie reisete auf der Stelle wieder nach Haselbach zurück.

Marianna stand am nächsten Tage sehr frühe auf, und packte Ihre Habseligkeiten zusammen. Ihre Kinder schliefen noch; sie weckte nur ihre älteste Tochter Elisabeth, und ging mit ihr in die Kirche. Hier dankte sie mit innig gerührtem Herzen Gott für alle Wohlthaten, die ihr in dieser ihrer Mutterkirche zu Theil geworden, für alles Gute, das sie in ihrem Vaterorte Hirschfelden genossen, und auch für alle überstandene Leiden; sie empfahl sich, ihre Kinder, und auch ihren Mann der Barmherzigkeit Gottes. Sie ging dann auf den Gottesacker, und weinte an den Gräbern ihres Vaters, ihrer Mutter und ihres Vormundes, des redlichen Andreas, die schmerzlichsten Thränen. Nach diesem begab sie sich zu dem Herrn Pfarrer, um für die Liebe und Treue, mit der er sie im Christenthume unterwiesen, ihm noch einmal zu danken, und sich mit allen den Ihrigen in

sein frommes Gebeth zu empfehlen. Auch ihre gute Freundinnen, die noch mit ihr in die Schule gegangen waren, besuchte sie noch einmal, und nahm Abschied von ihnen. Der Abschied von Katharina, der Ehegattin des Kerkermeisters, ging ihr am meisten zu Herzen, und sie weinte an ihrem Halse, wie von traurigen Ahnungen ergriffen, die heißesten Thränen. Gegen Abend, nachdem das Wenige, was sie noch hatte, auf einen Wagen geladen war, setzt sie sich gleich einer Flüchtenden, die von ihrem Eigenthume nur Weniges mehr retten konnte, mit ihren drey Kindern auf den geladenen Wagen, und fuhr schmerzlich weinend nach Haselbach.

Base Gertrud kam ihr unter der Hausthüre entgegen, und begrüßte sie und die Kinder mit herzlicher Freundlichkeit und mit Thränen in den Augen. Sie räumte ihr das einzige kleine Gastzimmer mit einer Nebenkammer ein, und bedauerte nur, nicht mehr so reich zu seyn, als ehemals, und Andern nicht mehr so viel Gutes erweisen zu können, als sie wünschte. Marianne wußte wohl, daß Gertrud selbst wenig mehr Uebriges habe. Die gute Base war in der That durch ihre Eitelkeit beinahe arm geworden. Schlechte, verschwenderische Leute hatten ihr zu schmeicheln gewußt, daß sie ihnen Geld lehnte, das dann meistens verloren ging. Sie hatte nur noch einige kleine Kapitalien, nebst einem ziemlich ansehnlich Leibgeding an Lebensmitteln. Selbst das Haus war ihr nur auf Lebenslang zugesichert. Es rührte daher Mariannen um so mehr, daß Gertrud ihr so gerne mittheilte, und sich so wohlthätig gegen sie erzeigte.

Sogleich nach dem Abendessen ging Marianne auf ihre Stube, brachte die zwey kleinern Kinder in der Kammer zu Bette, und blieb mit Elisabeth noch einige Zeit auf. Sie dankte Gott, daß Er ihr in ihrer Noth für jetzt eine so erwünchte Zufluchtsstätte verschafft hatte. Indeß fiel es ihr freilich sehr schwer, daß sie um ihren schönen großen Hof gekommen, und den Aufenthalt in diesem Hause nur der Barmherzigkeit ihrer Base zu danken habe. Als die Thurmuhr schlug, deren Klang ihr ungewohnt war, dachte sie mit Schmerzen an den schönen Marktflecken Hirschfelden zurück, wo sie ihre Kindheit und Jugendjahre so glücklich zugebracht hatte. Es war ihr sehr schmerzlich, daß sie in so vieler Hinsicht so vieles verloren habe, und sie brach in Thränen aus. Elisabeth weinte mit ihr, tröstete sie aber und zeigte sich zur Freude der Mutter als ein sehr wohl unterrichtetes Kind von vielem Verstande und sehr edlem Herzen. „Weinet nicht, liebste Mutter! sagte sie unter Anderm. Es sind ja doch nur zeitliche Dinge, die wir verloren haben, und sie wären uns doch einmal genommen worden. Wir haben nichts mit in diese Welt gebracht, und werden auch nichts mit uns hinaus nehmen, als was wir Gutes gethan haben. Wenn wir nur einmal in den Himmel kommen, so ist an dem Hofe nichts gelegen. Sey es, daß wir jetzt arm sind; der liebe Gott ist reich genug, uns zu erhalten. Wir können arbeiten, und Gott wird den Fleiß unsrer Hände segnen. Ihr hattet zu Hirschfelden freilich ein größeres Haus und einen großen Garten, viele Aecker und Wiesen, Pferde, Kühe und Schafe, auch Waldungen. Allein Ihr hattet auch viel mehr Sorgen; Ihr hat-

tet Tag und Nacht keine Ruhe, und die Knechte und Mägde machten euch vielen Verdruß. Seyd froh, daß ihr aus dem Getümmel heraus seyd. Wir konnten manchen Tag kaum eine halbe Stunde so ruhig mit einander reden, wie jetzt. Dabier habt ihr doch mehr Ruhe; wir können Gott ungestörter dienen, erfreuliche Gespräche führen, auch in einem guten Buche lesen. Mit der Hülfe Gottes werden wir hier vergnügt und zufrieden leben. Auf ihn wollen wir vertrauen und gutes Muthes seyn." Marianne gab ihr Recht, umarmte sie mit Thränen, und sagte: „Du bist ein gutes Kind, liebe Elisabeth, du bist mein Trost in meinem großen Leiden. Ja wir wollen uns nicht kümmern, sondern uns auf Gott verlassen."

Mariannens größter Kummer war ihr unglücklicher Mann; sie wußte nicht, wo er sich aufhalte und wie es ihm gehe. Sie bethete bey dem Morgen- und Abendsegen mit ihren Kindern allemal für ihn, und fast immer mit Thränen in den Augen. Sie redeten auch unter Tags viel von ihm. „Ach, sagte Marianne sehr oft, wenn er nur jetzt zurückkehren, sich bessern, arbeiten und das Trinken lassen wollte! Wir könnten uns dann wohl ernähren, und auch jetzt noch glücklicher leben, als ehemals." Base Gertrud war aber noch immer sehr aufgebracht über ihn. „Er soll mir mein Haus nicht mehr betreten, sagte sie, der falsche, undankbare Mensch! Ich half ihm zu einem so großen Glücke, und er brachte nicht nur Weib und Kinder in Elend und Schande, sondern erzeigte auch mir nicht mehr die geringste Ehrerbietigkeit oder Dankbarkeit. Ewig kann ich ihm nicht verzeihen." Marianna bat sie vor den Kindern den Vater nicht

zu schmähen, und Elisabeth sagte: „Ach, liebste Base, ich bitte Euch, verzeiht ihm doch! Der liebe Gott verzeiht ja auch dem größten Sünder, wenn er sich bessert. Und der Vater bessert sich gewiß noch! Der große Reichthum, zu dem der Vater so schnell gekommen, hat ihn zu manchem Bösen verleitet; Armuth, Elend und Noth werden ihn auf bessere Gedanken bringen." „Ja, ja, sagte Barbara, die jüngere Schwester, der Reichthum ist kein so großes Glück, als man denkt; er hat den Vater und uns alle unglücklich gemacht." Der kleine Joseph sagte: „Der Branntwein ist noch viel schlimmer, als der Reichthum, und richtet noch viel mehr Unheil an; Gott hätte ihn gar nicht erschaffen sollen." Gertrud lachte über die Einfalt des Kindes; die Mutter aber hatte Thränen in den Augen.

Marianne wußte sich in ihre dürftige Lage sehr gut zu schicken. Sie kleidete sich sehr einfach, und trug nichts mehr von Seide. Sie hatte noch einige Ringe mit guten Steinen, goldene und silberne Ketten nebst anderm Schmucke; sie beschloß, dergleichen Dinge zu verkaufen, um für die Kinder ein kleines Kapital an den Zins zu legen. Gertrud wollte das nicht zugeben. Allein Marianne sagte: „Es schickt sich nicht mehr für mich dergleichen Schmuck zu tragen; es ist der elendeste Bettelstolz, wenn arme Leute groß thun wollen; ja es ist eine Thorheit, sich über Vermögen zu kleiden. Dieser überflüßige Putz, zu Geld gemacht, auf Zinse gelegt, und so in zwanzig Jahren verdoppelt, kann einmal meinen Kindern zur nöthigen Kleidung verhelfen; ja ohne dieses angelegte Geld fehlte es meinem Joseph da, vielleicht

einmal an einem warmen Rocke für den Winter, oder sehr wahrscheinlich an dem nöthigen Lehrgelde, ein richtiges Handwerk zu lernen." Marianne arbeitete von frühem Morgen bis zum späten Abend, um ihre verarmten Kinder auch jetzt ordentlich zu kleiden, und ihnen einmal doch wenigstens etwas zu hinterlassen. Sie nähte und strickte für die Leute und verdiente damit nicht wenig, und wann man das Heu oder das Korn hereinbrachte, und es an Arbeitern fehlte, dünkte sie sich nicht zu gut, als Tagwerkerin mit dem Rechen oder der Sichel in das Feld zu gehen, und im Schweiße ihres Angesichts zu arbeiten. Auch die Kinder hielt sie fleißig zum Spinnen und andern kleinen Arbeiten an. Ihre größte Angelegenheit war, ihre Kinder fromm und christlich zu erziehen. „Wenn sie gut erzogen sind, sagte sie, sind sie nicht arm. Die gute Erziehung wird ihnen den Mangel an Reichthum ersetzen." Sie bethete morgens und abends, und vor und nach Tisch immer sehr andächtig mit ihnen, nahm sie mit in die Kirche, und schickte sie fleißig in die Schule, die in Haselbach trefflich bestellt war. Die Kinder lernten sehr gut, und Elisabeth erhielt bey der Prüfung den ersten Preis. Die Mutter freute sich sehr über den Fleiß ihrer Tochter; die Base aber hatte über die ehrenvolle Auszeichnung eine gar unbeschreibliche Freude. Wann nun die Mutter, die Base, die Kinder und die Magd an den langen Winterabenden spannen, las Elisabeth aus dem schönen Büchlein vor, und alle horchten mit Freuden zu. Der Herr Pfarrer hatte mehrere schöne Bücher, die er den Leuten zu lesen gab. Elisabeth bat sich von

Zeit zu Zeit eines aus, damit sie oder ihre Schwester zu Hause abends daraus vorlesen könne. Mariannen war dieß sehr lieb. „Das ist kein Versäumniß, sagte sie; wir müssen für die Nahrung der Seele noch mehr besorgt seyn, als für die des Leibes.“ Das Lernen, vereint mit der guten Erziehung, brachte an den Kindern auch sichtbar recht gute Früchte; alle wurden sehr gehorsam, fleißig und eingezogen. Marianne dachte oft: „Ich muß es wirklich als ein Glück ansehen, daß mir Gott die große Sorgenlast auf dem Hofe abgenommen und mich hieher versetzt hat. Dort hatte ich nicht Zeit, mich der Erziehung meiner Kinder so ganz zu widmen, wie hier, und ihr Vater ermahnte sie wenig zum Guten, sondern gab ihnen vielmehr Aergerniß. Dort wären sie sicher verdorben worden; hier aber werden sie mit der Hülfe Gottes gute Menschen werden. So weiß Gott Alles recht zu machen, und ich kann Ihm nicht genug danken.“

Fridolins Aeltern waren Mariannens nächste Nachbarn, und sie konnten einander in die Fenster sehen. Nachmittags, wann die Kinder in der Schule waren und Base Gertrud bey irgend einer vermöglichen Bäuerin in der Kaffeevisite war, ging Marianne mit ihrer Nähterey oder ihrem Spinnrädchen zu den wackern Leuten hinüber. Sie war da in dem armen, niedrigen Stübchen viel lieber, als in zahlreicher Gesellschaft. Niklas und Margaretha hatten aufrichtiges Mitleid mit ihr und wußten sie am besten zu trösten. Die herzliche Frömmigkeit der guten Leute und die selige Eintracht, in der sie lebten, thaten ihr im Herzen wohl. „Wie glücklich und vergnügt sind sie bey all ihrer Armuth, dachte sie, und wie war ich

bey allem Reichthume, wegen dem üblen Betragen und der feindseligen Gemüthsart meines Mannes, so unglücklich! Es ist doch wahr, was Salomon sagt: „Besser wenig mit Gottesfurcht, als große Schätze mit Unruhe; besser ein Schüsselein Gemüse mit Liebe, als ein Mastochs mit Haß und Zwietracht."

Fridolin besuchte von Zeit zu Zeit seine Aeltern, und Beide hatten allemal eine große Freude. Allemal brachte er ihnen auch etwas mit, feines weißes Brod, vorzüglich schönes Obst, oder eine Flasche Wein. Der Vater redete ihm dann jedesmal liebreich zu, immer vor Gottes Augen zu wandeln, andächtig zu bethen, seiner Herrschaft treu zu dienen, und weder zur Rechten noch zur Linken einen Fingerbreit von Gottes Wegen abzuweichen. Marianne hörte, wenn sie eben zugegen war, diese väterlichen Ermahnungen immer mit gerührtem Herzen an. „Mein Gott dachte sie, welch ein Glück ist es doch, wenn ein Kind einen guten Vater hat! Es ist recht traurig, daß mein Mann seine Kinder nicht zum Guten ermahnte, ihnen ein böses Beispiel gab, und sie jetzt ganz verlassen hat. Ach, ein Vater, der für die Erziehung seiner Kinder nicht sorgt, zieht sich eine schwere Verantwortung zu!"

Niklas ging noch immer fleißig in den Wald. Er war zwar wegen seines schwachen Arms nicht mehr im Stande, Bäume zu fällen, und zu Scheitern zu machen. Er haute, mit Bewilligung der Herrschaft, bloß Haselstäbe ab, deren es um Haselbach eine Menge gab, und verkaufte sie in der Stadt den Faßbindern zu Reifen, und den Siebmachern zu Siebböden. Eines Tages traf er ganz unerwartet den Joft an, der eben einen Büschel Birkenreiser zusammen band. Joft

hatte indessen allerley Schicksale gehabt. Er hatte wieder bey einer Herrschaft Dienste als Kutscher gesucht, und sie gefunden. Man war mit seiner Geschicklichkeit im Besorgen und Lenken der Pferde sehr zufrieden; allein da er sich ein paarmal betrank, jagte man ihn fort. So ging es ihm bey mehreren Herrschaften. Er wurde nunmehr Postillion; allein auch da ließ er das Trinken nicht. Der Postmeister sah bald, daß man sich auf Jost nicht verlassen könne, und Jost mußte den gelben Rock, auf den er sich nicht weniger einbildete, als ehemals auf den rothen, wieder ausziehen. Gegenwärtig verlegte er sich auf das Besenbinden. Niklas redete ihm zu, wieder zu seinem guten Weibe und seinen lieben Kindern zurück zu kehren. Allein Jost schüttelte den Kopf und sagte: „Nein! Nach dem, was vorgegangen ist, mag mein Weib mich sicher nicht mehr vor Augen sehen; und von der Gnade der hoffärtigen Base Gertrud zu leben, wäre mir vollends unausstehlich.“ Niklas erzählte dieses, sobald er nach Hause gekommen, Marianen. Sie aber sagte: „Ach mein lieber Niklas, macht doch, daß Ihr meinen Mann bald wieder antreffet und sagt ihm, ich lasse ihn bitten, er solle doch wieder zu mir und unsern Kindern zurückkommen; ich werde ihn mit offnen Armen aufnehmen, und auch die Kinder werden sich freuen, ihren lieben Vater wieder zu sehen.“ Marianna redete auch mit Base Gertrud und bat sie, dem unglücklichen Jost ein Plätzchen in ihrem Hause zu vergönnen. Gertrud sagte mit vornehmer Miene: „Wenn er mich wegen der Grobheit, mit der er mich Drude nannte, demüthig um Verzeihung bittet, so werde ich ihn nicht

verstoßen, sondern ihn Gnade finden lassen vor meinen Augen.“ Niklas ging nun alle Tag in den Wald, um Jost zu treffen; denn er wußte nicht, wo Jost sich aufhielt. Er begegnete ihm und sagte, daß Marianna ihn erwarte, und Gertrud ihn nicht abweisen werde. Jost zeigte keine Lust, zurück zu kehren. Da sprach Niklas: „Jost, es ist nicht gut und christlich, daß Ihr Euer gutes, treues Weib verlassen habt, und Euch um Eure Kinder nichts mehr bekümmert. Auch fürchte ich, ihr treibt neben dem Besenbinden noch ein anderes Handwerk, das nicht recht ist. Kommt lieber mit mir, und ernährt Euch redlich; arbeitet im Taglohne und Ihr könnet dann Eurem Weibe und Euren Kindern, wie das Eure Schuldigkeit ist, hinreichendes Brod verschaffen.“ „Ey, sagte Jost höhnisch, du, der du einst als Taglöhner bey mir gearbeitet, meynst du, ich sey nun um nichts mehr besser, als du, und soll auch ein Taglöhner werden? Nichtwahr, das würde dich und deines Gleichen freuen; da hättet ihr etwas zu lachen und zu spotten? Nein, nein, das Graben und Holzspalten bin ich nicht gewohnt; und obwohl ruchlose Wucherer mich um meinen schönen Hof gebracht haben, so steht mir die Nase doch noch zu hoch, ein so armer Schlucker zu werden, wie du bist. Ich kann mich nicht mit Wassersuppen und Erdäpfeln begnügen; ich weiß mir bessere Kost zu verschaffen.“ Niklas sagte bekümmert: „Glaubt mir Jost, der weise Salomon hat Recht: Ungerechtes Brod mag immerhin wohl schmecken, allein am Ende hat man den Mund doch voll Kieselsteine.“ Jost wandte sich zornig von ihm und vermied von nun an diese Gegend

des Waldes ganz, um dem Niklas, der es so gut mit ihm meinte, nicht mehr zu begegnen.

Marianna hörte lange Zeit nichts Gewisses mehr von ihrem Manne. Indeß verbreiteten sich von ihm mancherley üble Gerichte, die ihr großen Kummer machten. Bald hörte sie, er sey Wildschütze geworden, bald sagte man, er habe sich gar zu Dieben und Räubern gesellt. In jener Nacht, da man in Finkenstein einbrechen wollte, wurden auch in Haselbach mehrere Männer geweckt, um gegen die Räuber zu ziehen. Marianna erschrak, und seufzte: „Gott gebe, daß mein Mann nicht auch unter ihnen sey!" Sie konnte die übrige Nacht kein Auge mehr schließen, und brachte den ganzen folgenden Tag in Angst und Schrecken zu. Als sie mit ihren Kindern und der alten Base eben beim Nachtessen saß, kamen mehrere Leute zugleich in die Stube, und erzählten, Jost sey einer von den drey Räubern die man eingefangen, und nach Hirschfelden gebracht habe. Marianna wollte es nicht glauben. Allein einige Männer sagten: „Glaubt uns, Marianna, er ist es gewiß! Wir haben ihn ja einfangen helfen." Einige Weiber schrien: „Ja, ja, so ists! Wir kommen ja eben von Hirschfelden; wir standen dabey als man ihn, kreuzweis geschlossen, vom Wagen abgeladen hat. Er hatte seinen Rausch noch nicht recht ausgeschlafen." Base Gertrud brach in einen heftigen Zorn und viele Schmähungen aus. Marianna aber zitterte, bebte, rang die Hände, und konnte kein Wort vorbringen. Sobald die Leute fort waren, fiel sie mit ihren Kindern auf die Knie, und bethete mit ihnen weinend und schluchzend für den Vater.

Während Jost zu Hirschfelden im Gefängniße lag, kam Fridolin sehr oft nach Haselbach, und besuchte seine Aeltern. Marianna erkundigte sich allemal angelegentlich, ob er ihr nichts von ihrem Manne erzählen könne. Fridolin wußte nichts zu sagen, als daß der Amtmann Alles sehr geheim halte; daß man aber allgemein glaube, Jost habe sich großer Vergehen schuldig gemacht. Nach Verlauf eines Jahres kam der gute Fridolin in aller Frühe eilfertig und sehr bestürzt zu seinen Aeltern, und brachte ihnen die Nachricht, daß man dem Jost heute das Leben absagen werde. Ich bin, mit Erlaubniß der gnädigen Herrschaft, hierher geeilt, sagte er, Euch dieß zu sagen, damit Ihr die bedauernswerthe Marianna auf diesen traurigen Fall vorbereiten könnet, ehe sie die Nachricht davon durch das Gericht vernimmt." Beide Aeltern lobten Fridolins liebreiche Vorsicht, und der Vater ging mit schwerem Herzen hinüber zu Marianna, und suchte ihr die schreckliche Botschaft so schonend beizubringen, als es ihm nur möglich war. Allein Marianna, merkte schon an seinem schreckenblassen Angesichte und seinen Augen voll Thränen, daß er ihr nichts Gutes anzukünden habe. Als er endlich das Schreckenswort ausgesprochen hatte, Jost werde durch das Schwert hingerichtet werden, da sank sie fast in Ohnmacht; die Kinder fingen laut an zu weinen und zu schreyen; Gertrud kam auch herein. Marianna saß todenbleich da, als hätte man ihr selbst das Leben abgesagt; sie konnte lange nicht reden. Endlich rief sie: „Nun, lieber Vater im Himmel, ist das Maaß meiner Leiden voll; ach wenn es

möglich ist, so nimm diesen bittern Kelch von mir!" Sie wollte sogleich nach Hirschfelden, ihren Mann noch einmal zu sehen. Allein die Base sagte: „Nein, das gebe ich nicht zu; Jedermann würde ja mit Fingern auf dich zeigen. Laß ihn, und bleibe da! Helfen kannst du ihm ja doch nicht, und für ihn bethen kannst du auch hier. Du weißt ja auch nicht einmal, ob es ihm lieb wäre, dich zu sehen; erfreulich könnte es ihm einmal nicht seyn, da er dich in so großes Unglück, und uns alle in so große Schande gebracht hat."

Marianna aber sprach: „Ach, er ist ja doch mein Mann; ein treues Weib verläßt ihren Mann auch im größten Unglück nicht, daß er sich durch eigene Schuld zugezogen hat. Noch bin ich aber wie betäubt; ich muß mich erst sammeln, und wieder zur Besinnung kommen." Sie ersuchte alle Umstehende zu schweigen, und bethete in der Stille, indem sie Augen und Hände zum Himmel erhob. Endlich wendete sie sich zu Niklas und sprach: „Ach liebster Nachbar, ich bitte Euch, lauft doch sogleich nach Hirschfelden, und macht, daß Ihr meinen unglücklichen Mann zu sehen bekommt. Die Kerkermeisterin, die Katharina, wird euch gern Gelegenheit dazu verschaffen. Sagt ihr, ich laß sie freundlich grüßen, und sie darum bitten. Seht dann selbst zu, wie mein Mann sich in sein schreckliches Schicksal zu finden wisse, und ob er auch Buße thue. Bringt ihm tausend Grüße von mir! Erzählt ihm, daß Ihr es mit Euren Augen gesehen, wie groß mein Jammer sey, was für einen Antheil ich an seinem Unglück nehme, und wie mir sein naher Tod zu

Herzen gehe! Sagt ihm, daß ich kommen wolle, in seinen letzten Stunden ihm noch Trost zu bringen! Fragt ihn, ob es ihm recht sey, daß ich komme? — Sagt ihm, er dürfe nicht fürchten, daß ich ihm Vorwürfe machen werde! — Alles sey vergeben und verziehen — nur Mitleid erfülle mein Herz — ich wäre bereit, mein Leben für ihn zu geben.'' — Sie konnte vor heftigem Weinen nicht mehr weiter reden.

Niklas versprach, ihm alles getreulich zu melden, eilte erst nach Hause, sagte zu Margarethe, sie solle indessen zu Marianna hinüber gehen, ihr beistehen, sie trösten, und bey ihr bleiben, bis er wieder komme; und machte sich dann auf den Weg nach Hirschfelden. Nachmittags kam er zurück; und erzählte: Daß Waller, Schlicht und Jost diesen Morgen wirklich zum Tode verurtheilt worden, daß man aber Dietrichs Urtheil noch nicht bekannt gemacht habe, weil er eben krank darnieder liege; daß Waller und Schlicht ihre Uebelthaten reumüthig eingestanden, ihr Urtheil als gerecht anerkannt, und sich bereit zeigten, sich demselben zu unterwerfen; daß aber Jost in allen Verhören seine Vergehen hartnäckig geläugnet, und obwohl er derselben überwiesen worden, dennoch beständig seine Unschuld betheure und das Urtheil ungerecht nenne; daß er Marianna durchaus nicht mehr sehen wolle, indem es zu nichts dienen würde, als unnöthiger Weise seinen Kummer zu vermehren und auch ihr das Herz schwer zu machen; daß er dem Herrn Pfarrer von Hirschfelden, der sich alle erdenkliche Mühe gebe, ihn zur Erkenntniß seiner Fehler zu bringen, scheu und mißtrauisch begegne, durchaus nichts von Buße

und Besserung wissen wollte, und sich leider als einen ganz verstockten Sünder zeige.

„O Gott, rief Marianna und schlug die Hände zusammen, das ist noch das Entsetzlichste von Allem! Ich meynte, meine Leiden könnten nicht mehr grösser werden; nun aber sind sie unermeßlich! Nun laß ich mich nicht mehr aufhalten, nach Hirschfelden zu gehen. Mit allen meinen drey Kindern will ich zu ihm in das Gefängniß. Ich will versuchen, ob ich ihn nicht zur Buße bewegen könne. O Base, liebste Base! Bestellt doch sogleich ein Fuhrwerk für uns; ich will mich indessen ankleiden." „Je nun, sagte die Base, so will ich denn gehen, und ein Fuhrwerk bestellen. Aber so große Eile hat es nicht. Es ist früh genug, wenn du erst in dunkler Nacht zu Hirschfelden ankommst. Die Schande wäre zu groß, wenn du, in so traurigen Umständen, noch am hellen Tage in den Flecken hinein fahren wolltest, wo du ehemals die angesehnste Bäuerin gewesen."

Die Base ging; als sie zurück kam, hatte Marianna sich und ihre Tochter Elisabeth indessen schwarz angekleidet; die übrigen Kinder hatten noch keine schwarzen Kleider. „Was soll denn das seyn, sagte die Base, was willst du mit den Trauerkleidern?" „Ach, sagte Marianna, wir fahren ja zu einem Leichenbegängnisse, und zwar zu dem traurigsten von der Welt!" Marianna ging zehnmal an das Fenster, um zu sehen, ob das Fuhrwerk noch nicht komme. Endlich kam es; es war ein gemeiner Bauernwagen, auf dem sich Stroh und anstatt der Sitze ein paar Säcke mit Spreu befanden. „Das ist wohl ein armseliges Fuhrwerk, sagte die Base; ich hätte

dir gerne eine Kutsche bestellt, wenn in dem Dorfe eine zu haben wäre." Allein Marianna sagte: „Ach, wer möchte doch in solchen Umständen noch an eitle Pracht denken! Nur Gedanken an Tod und Ewigkeit sollten unser Herz erfüllen." Sie setzte sich mit ihren Kindern auf den Wagen. Beinahe das ganze Dorf, Männer, Weiber und Kinder, hatten sich um den Wagen versammelt. Viele weinten; Marianna rief noch von dem Wagen herab: „Ihr guten, lieben Leute, ich danke euch herzlich für euer Mitleid, und bitte euch inständig, bethet, o bethet für mich, meine Kinder und meinen unglücklichen Mann!"

Der Wagen fuhr ab; alle sahen ihm gerührt nach, bis er in dem Hohlwege zwischen den Hügeln bey Haselbach verschwand. Alle bedauerten Marianna; viele schmähten laut über Jost; nicht wenige, die den Jost um das Glück, Mayerbauer zu werden, beneidet hatten, zeigten Schadenfreude. Der redliche Niklas aber sagte: „Liebe Nachbarn! Ihr habt es für ein großes Glück angesehen, daß Jost Besitzer des großen Mayerhofes zu Hirschfelden geworden; allein für ihn war dieses scheinbare Glück — der Weg zur Richtstätte. Lernet da, ohne Gottesfurcht, Demuth, und treue Erfüllung unsrer Berufspflichten gereicht auch das größte Glück uns zum Verderben."

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Mariannens Fürbitten für Jost.

Als es bereits Nacht war, kam Marianna an das Schloß Finkenstein, an dem der Weg vorbey

führte. In dem Speisesaal brannten mehrere Lichter. Marianna ließ den Fuhrmann halten, und stieg mit ihren Kindern ab; sie bat den Thorwächter, anzufragen, ob sie die gnädige Herrschaft nicht auf einige Augenblicke sprechen könnte. Er war sehr bereitwillig, sie zu melden, und hieß sie mit ihren Kindern einstweilen in der Thorstube warten. Fridolin kam, mit einer brennenden Kerze auf einem zierlichen Leuchter, eilends herab, grüße sie wehmüthig und mit Thränen in den Augen, und leuchtete ihr hinauf in den Speisesaal.

Herr von Finkenstein und seine Gemahlin, die mit ihren zwey Kindern noch bey Tische saßen, wurden innigst gerührt, als Marianna, todtenbleich und in schwarzen Trauerkleidern, mit ihren drey Kindern in den Saal trat. Fritz und Luise betrachteten mit nassen Augen die Arme Mutter und die drey unglücklichen Kinder. Marianna blieb in einiger Entfernung von der Tafel stehen, und konnte anfangs vor Weinen kein Wort hervor bringen. Sie blickte mit ihren großen blauen Augen voll Thränen, indem sie ihr weißes Tuch fest zwischen den erhobenen Händen hielt, so schmerzlich zum Himmel, daß man, ohne selbst zu weinen, sie kaum ansehen konnte. Ihre Tochter Elisabeth, ihr treues Ebenbild, die mit ihren gefalteten Händen zitternd neben ihr stand, und die zwey kleinen Kinder, die mit dem kleinen Händchen beständig die Thränen von den blühenden Wangen abwischten, erregten fast noch mehr Mitleid. Die Frau von Finkenstein konnte die Thränen nicht mehr zurück halten; sie stand auf, holte selbst einen Sessel herbey, nahm Marianna freundlich bey

der Hand und sprach: „Ich habe großes Mitleid mit Euch; kommt, setzt Euch zu mir!" Marianna schüttelte sanft den Kopf und sagte: „Ich muß zuvor bey dem gnädigen Herrn meine Bitten vorbringen; seyen Sie meine Fürbitterin, liebste gnädige Frau!" Frau von Finkenstein sagte hierauf: „Du Fritz und du Luise, geht mit den drey Kindern indessen in das Zimmer da, und tröstet sie. Du aber, Fridolin, bringe den kleinen Gästen etwas zu essen; sie werden wohl hungrig seyn." Die Kinder gingen mit einander in das nächste Zimmer, Fridolin aber eilte hinab in die Küche.

Herr von Finkeinstein sprach voll des herzlichsten Mitleids zu Marianna: Gute Frau! Ihr kommt wohl, um für das Leben Eures Mannes zu flehen; allein das ist vergebens.

„Ich weiß das leider! sagte Marianna; sonst würde ich, und wenn auch nur noch ein Fünklein von Hoffnung da wäre, ihn vom Tode zu erretten, nicht mehr von meinen Knien aufstehen, bis ich Gnade für ihn erfleht hätte. Allein da es nun einmal unmöglich ist, ihm durch Bitten und Flehen das Leben zu retten, so möchte ich gern eine andere Bitte vorbringen. Wie ich höre, will sich mein unglücklicher Mann nicht einmal bekehren! Das ist mir noch ohne Vergleich schrecklicher, als der blutige Tod, der ihm bevorsteht; ja als das Schwert des Henkers, wenn ich auch meinem eigenen Hals darunter beugen sollte. Ach, wenn der verblendete Mann innerhalb der kurzen Frist von drey Tagen sich nicht bekehren sollte, so gestatten Sie ihm doch, bester gnädiger Herr, ich bitte Sie flehentlich, eine

längere Zeit dazu. Eine unsterbliche Seele ist doch das Kostbarste auf Erden; alle Schätze der Welt sind nichts dagegen. O Gott, ich würde vor Entsetzen und Jammer keine drey Tage mehr leben, wenn mein Mann unbußfertig sterben, und ewig verloren gehen sollte."

„Beste Marianna, sprach Herr von Finkenstein, seine Stunden sind gezählt; sein Urtheil ist von dem Landesherrn unterzeichnet; ich kann den Augenblick seines Todes nicht weiter hinausrücken."

„Nun denn, sagte Marianna, so sey es! Ich hoffe indessen, Gott werde mir die Gnade verleihen, mit meinen Thränen und Bitten den verhärteten Mann zu erweichen, und zur Buße zu bewegen. Sonst, weiß ich wohl, würde sein Leib nicht einmal auf dem Gottesacker begraben werden. Allein auch Mörder — ach Gott, verzeih ihm seine Sünde! — werden sonst sogleich neben der Richtstätte in eine Grube verscharrt. Und da habe ich nun noch eine Bitte! Ach, wenn der bedauernswerthe Mann sich anders bekehrt, so gestatten Sie doch, lieber gnädiger Herr, daß er auf dem gemeinschaftlichen Kirchhofe bey andern Christen seine letzte Ruhestätte finde. Kinder weinen oft nach Jahren noch an dem Grabe ihrer Aeltern. Meine armen Kinder, diese bald vaterlose Waisen, könnten ja ohne Schaudern das Grab ihres Vaters nicht einmal besuchen. Schlagen Sie einer trostlosen Mutter, die bald Wittwe seyn wird, diese Bitte nicht ab."

„Es sey, sprach Herr von Finkenstein; in dem Todesurtheile ist hierüber nichts ausdrücklich bestimmt; ich werde darauf antragen, daß die

Leiche des Unglücklichen auf den Gottesacker begraben werde."

Nun, Gottlob! sagte Marianna; allein zürnen Sie nicht, daß ich noch eine dritte Bitte vorbringe. Meine Kinder verlieren nun auf eine schauerliche Art ihren Vater. Die Kinder eines Hingerichteten sind überall verachtet und zurückgesetzt. Ich bitte Sie, bester gnädiger Herr, lassen Sie die bedauernswerthen Kinder Ihrer Gnade empfohlen seyn, und beschützen Sie, wenn es je nöthig seyn sollte, die armen Waisen, die schon unglücklich genug sind, vor Spott und Hohn."

„Ich werde mich von nun an ihrer als Vater annehmen, sagte Herr von Finkenstein; ich werde es bey strenger Strafe verbiethen, nur ein nachtheiliges Wort von dem traurigen Schicksale ihres Vaters zu reden; viel weniger seine Wittwe und Kinder, die ja an allem unschuldig sind, zu schmähen oder zu lästern. Mit seinem blutigen Tode, mit dem er der strafenden Gerechtigkeit Genüge leistet, sey alles vergessen. Kann ich Euch oder Euern Kindern eine Gefälligkeit erweisen, so werde ich es sicher thun. Verlaßt euch darauf."

„Nun, Gott sey Dank! sagte Marianna; ich vertraue auf Ihr Wort." Sie wollte gehen; allein Frau von Finkenstein sagte: „Bleibt noch ein wenig, liebe Marianna; Ihr seyd ganz erschöpft. Ich will Euch Etwas zu essen bringen lassen. Ihr braucht Kraft zu dem wichtigen Geschäfte, das Ihr vorhabt." Marianna sagte: „Die Liebe zu meinem Manne, die Sorge für sein Seelenheil, vor Allem der Beistand des lieben Gottes werden mir Kraft

dazu geben. Allein essen kann ich jetzt nicht; ich bin schon satt von Betrübniß und Traurigkeit.“ „So trinkt wenigstens ein Gläschen Wein, sagte die liebreiche Frau. Es steht ja in der heiligen Schrift: „Den Traurigen gieb Wein.“ Sie klingelte dem Fridolin; er kam, vernahm ihre Befehle, und brachte auf einem Teller ein reines Glas, und ein Teller mit weißem Brod. Die gütige Frau führte Marianna zu dem Sessel, schenkte ihr von dem Weine, der auf der Tafel stand, ein, und schnitt ihr von dem Brode vor. Marianna trank ein klein wenig, und aß ein paar Bissen Brod. „Aber nun, sagte sie, muß ich gehen. Ich habe keine Ruhe, bis ich wegen des Seelenheils meines Mannes außer Sorgen seyn kann. Die Augenblicke sind kostbar; ich darf keinen davon unbenützt verlieren.“ Sie stand auf, rief ihren Kindern, bezeigte dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau ihren innigsten Dank, befahl den Kindern, der gnädigen Herrschaft die Hand zu küssen, und ging. Herr und Frau von Finkenstein begleiteten sie bis an die Stiege. Fridolin aber leuchtete der tiefbetrübten Mutter und den Kindern hinab bis an den Wagen, tröstete sie, so gut er konnte, und rief ihnen, als sie auf dem Wagen saßen, mit weinenden Augen noch zu: „Gott gebe zu Eurer Reise seinen Segen; um dieß werde ich Ihn unausgesetzt und inständig bitten.“

Als Herr von Finkenstein mit seiner Gemahlin wieder in das Zimmer trat, sprach er: „Welch ein treues Weib; wahrhaftig treu und verständig!“ „Und was sie für liebenswürdige Kinder hat! sagte

die Frau. Die kleine Elisabeth mit ihrem lieblichen Gesichtchen und ihren schönen blauen Augen gleicht ganz ihrer Mutter. Ich erinnere mich noch wohl, wie die Mutter als Braut neben Jost am Altare stand. Marianna war damals in ihrem Brautkranze wahrhaftig bildschön; und auch Jost sah sehr hübsch und blühend aus. Mehrere Leute sagten: Ein schöneres Paar könnte man wohl nicht zusammen bringen; sie schicken sich vollkommen zusammen. Allein einige verständige Männer wollten schon damals Mariannens Wahl nicht gut finden; daß aber die Heirath gar so übel ausfallen, und ein so schreckliches Ende nehmen werde, hätte doch kein Mensch geglaubt. Sonst, denke ich, würden die Leute die schöne Braut an den Haaren noch von dem Altare hinweg gezogen haben!"

Herr von Finkenstein sprach: „Wie glücklich hätte dieser Jost, als der Ehegatte eines so guten, liebenswürdigen Weibes, als der Vater so holder Kinder und als der Besitzer eines so großen ansehnlichen Bauerngutes leben können! und wie unglücklich machte er die gute, sanfte Marianna und seine armen Kinder, am allerunglücklichsten aber sich selbst! Sein Uebermuth und seine Verschwendung, vorzüglich seine Neigung zum Trunk brachten über ihn und alle die Seinigen unermeßlichen Jammer! Wie viel Unheil richten doch böse Leidenschaften — Sünde und Laster unter den Menschen an! Ach, wenn mancher Mann das bedächte, wie elend er durch sein unordentliches Leben Weib und Kinder mache — dieser Gedanke allein müßte ihn schon abhalten, Böses zu thun! Es ist doch ein

rechter Jammer mit den menschlichen Leidenschaften! Die Menschen könnten auf Erden so glücklich leben, wie schuldlose Kinder in dem väterlichen Hause, wenn ihre verderblichen Leidenschaften nicht wären, oder vielmehr, wenn die Menschen sich ihre Leidenschaften nicht über den Kopf wachsen ließen. Allein daher kommt alles menschliche Elend auf Erden."

„So ist es leider! sprach die Frau. Sogar die gute Marianna machte sich durch ihre leidenschaftliche Neigung zu Jost unglücklich. Sie glaubte, als ein unerfahrnes junges Mädchen, nur ihren Augen, sah nur auf Josts hübsche Gestalt und seinen blendend rothen, mit Gold verbrämten Rock, nahm den guten Rath ihres verständigen, wohlmeinenden Vormunds nicht zu Herzen — und ward unglücklich für ihr ganzes Leben! Wie viele Thränen hat sie schon geweint! Wie mußte es sie schmerzen, als ihr Mann ihr so rauh und undankbar begegnete, sie sogar mit Schlägen mißhandelte, und ihr schönes, väterliches Erbtheil Haus und Hof, verschwendete? Und was steht der armen Wittwe noch weiter bevor! Sie, die ehemals so reich war, ist nun arm, und kann ihren armen Kindern wenig geben! Wie schwer muß das der liebevollen Mutter fallen! Und wenn die Kinder auch reich wären, so würden doch die meisten Menschen sich scheuen, den Sohn oder die Tochter eines Hingerichteten zur Ehe zu nehmen. Den Kindern bleibt fast nichts übrig, als lebenslang zu dienen, und auch da wird man noch Bedenken finden, sie in Dienste zu nehmen. All dieses Elend hat die bedauernswerthe Marianna durch ihre unüberlegte Neigung zu einem Menschen, dessen Tu-

gend und Rechtschaffenheit sie nicht hinreichend geprüft hatte, selbst veranlaßt."

„Sie leidet allerdings nicht ganz unverschuldet, sagte Herr von Finkenstein; allein die alte Base Gertrud hat die größere Schuld. Sie hat mit ihrer elenden Leidenschaft, sich immer geschmeichelt zu sehen, mit ihrer albernen Eitelkeit, zu dem Jammer der unglücklichen Marianna das Meiste beigetragen. Wenn das unverständige alte Weib nicht in ihrem Alter noch so eitel gewesen wäre, so hätte sie Josts Schmeicheleien verachtet, ihrer jungen Base von dieser Heirath abgerathen, und die folgsame Marianna hätte ihrem Rathe gewiß Gehör gegeben. So aber redete Gertrud ihr noch zu. Gertrud hat sich an ihrer guten Base schwer versündigt. Wer sollte es glauben, daß die Eitelkeit, eine so kleinliche Leidenschaft, die man kaum für Sünde hält, ein so großes Unheil stiften könne! So ist jede Leidenschaft verderblich. Gott bewahre uns vor allen Leidenschaften, und gebe uns Kraft, unsere ungeordneten Neigungen zu beherrschen!"

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Marianna besucht Jost im Gefängnisse.

Marianna war indeß mit ihren drey Kindern auf dem Leiterwagen in finsterer Nacht zu Hirschfelden angekommen. Sie hatte unterwegs beständig gebethet und stille Zähren vergossen. Sie fing an zu schluchzen, als sie an ihrem ehemaligen schönen Hause vorbey fuhr, und durch die Stuben-

fenster, bey dem röthlichen Scheine einer Oellampe, ihr ganz fremde Gesichter erblickte. Sie erschrak, als sie zu dem uralten Gerichtshause kam, in dem die Gefängniße waren. Sonst sah man da zu Nacht nur in der untern Stube Licht, wo der Kerkermeister wohnte; jetzt aber waren alle Fenster erleuchtet. Der Wagen hielt vor dem Eingange. Beide Thürflügel standen offen, der Hausgang war erleuchtet, und zu jeder Seite der Thüre stand ein Soldat, ihn zu bewachen.

Der Kerkermeister kam mit einem Lichte heraus. „Ach Gott, Marianna, seyd Ihr es! rief er. Ihr kommt zu einem großen Jammer.“ „Grüß Euch Gott, lieber Georg, sprach Marianna; o sagt mir doch, wie stehts mit meinem Manne? Thut er Buße?“ „Nein, sprach der Kerkermeister, davon mag er nicht einmal hören. Das ist eben der größte Jammer!“ Marianna stieg mit ihren Kindern ab. Der Kerkermeister führte sie in seine Stube. Katharina, das Weib des Kerkermeisters, grüßte sie freundlich, und sagte mit gefalteten Händen und herabströmenden Thränen: „O Gott Lob, daß Ihr kommt, und auch Eure Kinder mitbringt. Nun fasse ich Hoffnung, Euer Mann werde sich bekehren. Wenn er euch sieht, der er so viel Böses zugefügt hat, und die ihn nun doch nicht verläßt, sondern mit treuer Liebe noch zu ihm eilt — wenn er seine Kinder ansieht, die er so unglücklich gemacht hat — da muß sein Herz erweicht werden, und wenn es auch von Stahl wäre.“ Marianna bat den Kerkermeister, sie zu ihrem Manne zu führen, und ersuchte die Kerker-

meisterin, die drey Kinder einstweilen bey sich zu behalten. Sie wollte zuerst allein mit ihrem Manne reden, und dann dem Kerkermeister es sagen, wenn man die Kinder bringen solle.

Der Kerkermeister nahm den eisernen Leuchter mit der brennenden Kerze, den er auf den Tisch gestellt hatte, und ging voraus. Marianna folgte ihm mit klopfendem Herzen und bebenden Knien die steinerne Wendeltreppe hinauf. Sie trat in die Armensünder-Stube, und entsetzte sich, als sie ihren Mann erblickte, der todtenbleich und mit fürchterlichem Barte und verwilderten Haaren an einem schweren eichenen Tische saß, an den seine Füße mit Ketten angeschlossen waren. Sie konnte vor Schrecken nicht sogleich reden. Jost aber schrie mit entsetzlicher Stimme: „So kommst du dennoch! O laß mich, laß mich! Ich will — ich kann dich nicht sehen.“ Er legte seine in einander geschlungene Arme auf den Tisch, verbarg sein Gesicht darein, und redete kein Wort mehr.

Marianna fiel ihm zu Füßen und sprach: „Lieber Jost! Wende dich nicht von mir! Sieh mich an! Ich komme nicht, um dir Vorwürfe zu machen! Mir ist es gar nicht um das Zeitliche — um Geld und Gut und Ehre bey den Menschen! Mag Haus und Hof immer verloren seyn, wir müssen doch einmal sterben und Alles verlassen. Mir ist es nur um das Ewige. Deßhalb komme ich hieher. Ach, rette, rette deine Seele! Gedenke der ersten Jahre unserer Ehe! O wie glücklich waren wir da! Ich liebe dich, trotz unsers Elends, noch immer. Verstoße dein treues

Weib nicht! Erbarme, ach erbarme dich meiner und rette — da sonst nichts mehr zu retten ist — doch wenigstens deine Seele.“ Jost antwortete nicht; er verbarg noch immer sein Gesicht vor ihr, und blieb damit und mit seinen verschlungenen Armen auf dem Tische liegen, und sah sie nicht an.

Marianna merkte aber, daß er heimlich schluchze und weine; sie winkte dem Kerkermeister. Der Kerkermeister brachte ihre drey Kinder. „Jost“, fing Marianna wieder an,“ sieh da deine Kinder! Deine Elisabeth, deine Barbara, deinen kleinen Joseph. Sie wollten ihren lieben Vater noch einmal sehen! Ach bald werden sie verwaiset seyn, und keinen Vater mehr haben! Ist dein Herz denn gar von Stein? Magst du sie nicht einmal mehr ansehen? Hast du ihnen kein Wort mehr zu sagen? Sollen sie gehen, und in ihrem ganzen Leben den Jammer im Herzen tragen, unser Vater hat uns ganz, ganz verstoßen. Er starb unbußfertig und ohne alles menschliche Gefühl, und seine Seele brennt — was der barmherzige Gott in Gnade abwenden wolle, — ewig in der Hölle.“ Jost richtete sich mit einem tiefen Seufzer langsam auf. Er sah sein Weib und seine Kinder lange mit einen scheuen Blicke an. „Liebes Weib, sagte er endlich, du gute, treue Seele, ach ich habe dich unaussprechlich elend gemacht! Liebste Kinder! Elisabeth, Barbara, Joseph, ach ich habe euch um Gut und Ehre, um Alles gebracht. Ach flucht mir nicht! Ich will mich nun von ganzem Herzen bekehren. Ich dachte immer, wenn ich kein Zeichen von Buße an mir blicken lasse, so werde man mich nicht hinrichten; denn der Tod ist mir nach einem

solchen Leben etwas Entsetzliches. Allein nun will ich gerne sterben — und bußfertig sterben, aus Liebe zu euch.“ Er weinte und schluchzte so heftig, daß er nicht mehr reden konnte. Endlich sagte er: „Liebste Marianna! Laß mich jetzt eine Weile allein, und geh mit den Kindern hinunter in die Stube. Ihr aber, Georg, laßt mir den Herrn Pfarrer rufen. Seyd alle getrost! Ich will mich nun mit Gott aussöhnen, und keine meiner vielen Sünden unbereut mit in die Ewigkeit nehmen.“

Marianna ging mit ihren Kindern hinunter in die Stube, und der Kerkermeister leuchtete ihnen. Die Kerkermeisterin zündete eine Laterne an, und eilte, den Pfarrer zu rufen. Er kam sogleich, grüßte Marianna freundlich, sagte ihr einige Trostworte und ging dann hinauf zu ihrem Manne. Marianna aber sprach zu der Kerkermeisterin: „Ich bitte Euch, liebe Katharina, behaltet mich und meine Kinder über Nacht. Ich will mit der schlechtesten Kammer vorlieb nehmen. Ich scheue mich in ein Wirthshaus oder sonst zu Jemand zu gehen; ich bin zu betrübt, um mit den Leuten zu reden. Auch möchte ich in der Nähe meines Mannes bleiben. Laßt mich also da! Ich brauche kein Bett. Denn wie könnte ich jetzt schlafen! Wenn Ihr indeß meinen Kindern ein Bett verschaffen könntet, so wäre es mir lieb.“ Katharina machte in der Nebenkammer für die Kinder Betten zurecht. Die Kinder schliefen, von Müdigkeit und vielem Weinen ganz ermattet, bald ein. Marianna aber kniete in der Kammer nieder, und bethete ohne Unterlaß, daß ihr Mann doch wahre Buße thun möge.

Der Pfarrer, der sich lange bey Jost aufgehalten hatte, kam endlich in die Stube des Kerkermeisters herab, und ließ Marianna rufen. „Seyd getrost, sprach er zu ihr; ich hoffe, Euer Mann werde nunmehr selig sterben.“ Nachdem er sie sehr liebreich und geistvoll getröstet, sagte er noch: „Morgen frühe will Euer Mann die heilige Kommunion empfangen; es ist ihm lieb, wenn Ihr auch dabey zugegen seyn wollet.“ Der guten Marianna war es sehr trösilich, dieses zu hören. Sie brachte die Nacht im Gebethe zu.

Am andern Morgen sehr frühe sagte Jost zum Kerkermeister: „Lieber Georg! Seyd doch so gut, und geht zu dem Herrn Oberamtmann und ersucht ihn, ein wenig zu mir zu kommen. Ich möchte ihm gerne abbitten, und nun meine Missethaten einbekennen.“ Der Amtmann kam sogleich, und Jost sprach mit Thränen in den Augen: „Bester Herr Oberamtmann! Ich bitte Sie reumüthig um Verzeihung, daß ich Sie so lange Zeit schändlich belogen, und Ihnen dadurch so viele Mühe und Arbeit gemacht habe. Ich thörichter Mensch meynte, man könne mich nicht verurtheilen, so lange ich nichts eingestehe. Allein ich sehe nun wohl, daß diese Meynung irrig war, und daß ich dabey nichts gewann, sondern mir nur größere Leiden zuzog. Ich bekenne jetzt, daß ich alle Missethaten, deren ich im Urtheile beschuldigt werde, wirklich begangen habe. Das Urtheil enthält kein unwahres Wort; es ist Alles so, wie sie mir es vorgelesen haben — und ich verdiene den Tod.“ Der Amtmann war von Josts reumüthigem Bekenntnisse sehr gerührt, ließ es von dem Aktuar kurz zu Papier bringen, both dann dem be-

kehrten Sünder mit Herzlichkeit die Hand, sprach ihm Trost und Muth ein, und entfernte sich.

Marianna weckte nunmehr ihre Kinder. Elisabeth war sogleich bereit, mit ihr zu dem Vater zu gehen, und, während er die heilige Kommunion empfing, gegenwärtig zu seyn, und für ihn zu bethen. Allein die kleinern weinten und wollten nicht mehr zu ihm. „Wollt ihr denn euren lieben Vater nicht mehr sehen, bevor er stirbt?" sagte Marianna. „Ach, rief der kleine Joseph, der liebe Vater kommt mir gar so fürchterlich vor! Ich zittere vor ihm, laß mich doch da, liebe Mutter."

Marianna ging mit ihrer Tochter Elisabeth hinauf zu ihrem Manne. Sein Aussehen war nun ganz verändert. Sein Blick war nun heiter und sein Angesicht ruhig und freundlich; auch hatte man ihm den furchtbaren Bart abgenommen, und ihm, wie man in jenem Lande den armen Sündern zu thun pflegte, ein Kleid von weißer Leinwand mit schwarzem Kragen angezogen. Jost streckte Mariannen die Hand entgegen, und rief: „Liebstes Weib! Gott hat mir, wie ich hoffe, verziehen. O verzeih mir nun auch du! Ach, ich habe dir oft sehr hart begegnet und dich um Alles gebracht! Es reuet mich nun von ganzem Herzen. O verzeih, verzeih deinem armen unglücklichen Manne!" Marianna sagte: „Gott wolle mir so verzeihen, wie ich dir verzeihe, liebster Mann!" Sie konnte vor Weinen und Schluchzen die Worte kaum hervorbringen. Auch Elisabeth fing an, laut zu weinen. „Nun, nun, sprach Jost, seyd doch nicht gar so traurig! Danket vielmehr mit mir Gott, daß Er mich, wie ich

hoffe, wieder zu Gnaden aufgenommen; und bethet für mich, damit ich standhaft bleibe bis an das Ende."

Jost empfing die heilige Kommunion unter vielen Thränen und mit großer Andacht. Marianna, Elisabeth und die Kerkermeisterin knieten indeß umher, und zerflossen in Thränen. Der Geistliche winkte ihnen hierauf, zu gehen, und blieb noch einige Zeit allein bey Jost.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Mariannens letzte Unterredung mit Jost.

Marianna besuchte ihren Mann den Tag über einige Male, und sprach mit ihm über ewige, und auch über die nöthigen zeitlichen Angelegenheiten. Abends besuchte sie ihn mit ihrer Tochter Elisabeth das letzte Mal. Er grüßte Beide sehr liebreich und sagte: „Gottes Barmherzigkeit ist unendlich! Er giebt mir großen Trost ins Herz, und Muth zu sterben. Er wolle auch Euch trösten und stärken."

Der Kerkermeister hatte eben den Tisch gedeckt, und brachte jetzt die Suppe. „Ey wie, Georg, sagte Jost zu ihm; bringt noch ein paar Teller. Ich möchte mit meinem guten Weibe und meiner lieben Tochter in dieser Welt doch noch einmal zu Nacht essen." Beide sagten, es sey ihnen jetzt gar nicht um das Essen. „Ach, sagte Jost, seyd nicht gar so traurig! Es geht nun Alles recht! Ich fürchte nun den Tod nicht mehr. Seyd auch Ihr gutes Muthes. Esset was Weniges; denn wie ich höre, habt ihr den ganzen Tag fast nichts genossen. Ihr

sehr ganz blaß und krank aus; ihr braucht eine kleine Erquickung." Sie setzten sich an den Tisch, und aßen etwas weniges.

Jost betrachtete seine Tochter, die er lange nicht mehr gesehen hatte, und die indeß sehr gewachsen war, mit väterlichem Wohlgefallen. „Wie vergnügt hätte ich manchen Abend mit Weib und Kindern zu Hause zubringen können, sagte er, wenn ich meine Freude nicht auswärts gesucht hätte! Ach, ein Mann, der seine besten Freuden nicht daheim, unter den lieben Seinigen zu finden weiß, ist schon verloren! — Aber wo sind denn Barbara und Joseph? Ich möchte sie doch auch noch einmal bey mir am Tische haben!" Marianna sagte, sie würden späterhin noch kommen.

Jetzt kam der alte Jäger Moritz um Jost noch einmal zu sehen. Jost both ihm die Hand und sagte: „Lieber, ehrlicher Moritz, es ist mir ein rechter Trost, daß Ihr mich noch einmal besucht. Ich bin Euch noch vielen Dank schuldig — und habe Euch Vieles abzubitten. Ach, ich elender Mann erblicke ja fast keinen Menschen, dem ich nicht etwas abzubitten hätte! Zwar als wir zu Finkenstein noch neben einander dienten, sind wir immer sehr gut mit einander ausgekommen. Ihr habt mich oft zurecht gewiesen, und ich habe Euch damals immer gefolgt. Als Wildschütz aber habe ich Euch vielen Verdruß gemacht. Verzeiht mir! Noch mehr Schaden und Herzenleid habe ich als Räuber der gnädigen Herrschaft zufügen wollen. Ich lasse auch sie um Verzeihung bitten — und für alles Gute danken, das sie mir erwiesen hat, als ich noch in ihren Diensten war. Sagt dem gnädigen Herrn und der

gnädigen Frau, daß ich meine hinterlassene Witwe und Waisen fußfällig ihrer Gnade, ihrem Schutze und ihrer Unterstützung empfehle.“

Moritz hatte den Fridolin mitgebracht, der aber an der Thüre stehen geblieben, und herzlich weinte. „Komm doch näher her, lieber Fridolin! sagte Jost. Du bist ein guter Knabe, daß du um mich elenden Menschen weinest. Weißt du noch, wie wir uns dort in dem Walde bey Haselbach das erste Mal gesehen haben? Dietrich hat dort, indem er jene Rehziege schoß, seine Laufbahn als Wildschütz angefangen; du aber zeigtest dich schon damals als einen gutherzigen, ehrlichen Knaben, indem du mit dem jungen Rehe Mitleid hattest, und es dem Jäger bringen wolltest. Die zweierley Lebenswege, die ihr Beide eingeschlagen, führten euch auch zu zweierley Ziel. Dietrich liegt, wie ich, in Ketten und Banden, und hat nichts Gutes zu erwarten; dir aber geht es wohl, und du kannst noch ein glücklicher Mann werden. Bleibe auf dem guten Wege, den du betreten hast; bleibe ehrlich und redlich. Du siehst es an Dietrich und mir, was Unredlichkeit für ein trauriges Ende nimmt. Lebe wohl, bethe für mich, und wenn du einmal meinen armen Kindern etwas Gutes erweisen kannst — so thu es!“

Jetzt trat der Pfarrer herein. Jost nahm das kleine Bildniß des gekreuzigten Erlösers, das ihm der Pfarrer gereicht hatte, in die Hand, küßte es und sagte: „Lieber Herr Pfarrer, bethen Sie mir ein Gebeth vor!“ Der Pfarrer bethete ihm vor, und Jost sprach ihm mit großem Nachdrucke jedes Wort nach: „Göttlicher Erlöser, Du, das einzige Heil

reuiger Sünder! Heute sehe ich Dich nur noch im Bilde — morgen aber von Angesicht zu Angesicht. Blicke mich dann freundlich an, und sey mir ein gnädiger Richter. In Deine Hände empfehle ich meinen Geist! Dir empfehle ich mein Weib und meine Kinder! Tröste Du sie, wie du sterbend Deine liebe Mutter getröstet hast. Verzeih Du mir, wie Du dem reumüthigen Sünder, der neben Dir gekreuzigt war, verziehen hast. Erhalte mich in Deiner Gnade bis an mein letztes Ende, und nimm mich dann zu Dir auf in Dein Reich!"

Jost bat jetzt den Pfarrer, ihm das Bildniß des Gekreuzigten zu schenken. Das kleine Kreuz war von schwarzem Holz; das Bildniß aber war von vergoldetem Messing. „Gern, sagte der Pfarrer, schenke ich es Euch; aber was wollet Ihr damit anfangen?" Jost sprach: „Das sollen Sie sogleich sehen!" Er wendete sich zu Elisabeth, und sagte: „Liebe Tochter! Ich kann dir und deinen Geschwistern kein Erbtheil hinterlassen. Allen Reichthum, den Eure Mutter mir zugebracht hat, habe ich verschwendet. Ich vermache dir nun dieses Kreuz, wiewohl auch das mir erst diesen Augenblick geschenkt wurde. Es ist Alles, was ich dir geben kann. Mit diesem Kreuze in der Hand werde ich sterben; es wird mit meinem Blute bespritzt werden. Der Herr Pfarrer hier wird nach meinem Tode es dir zustellen. Habe es stets vor Augen, und erinnere dich bey dem Bilde an Denjenigen, den es vorstellt, den Erlöser, der am Kreuze starb, die Sünder selig zu machen. Wenn Er nicht wäre, so müßte ich verzweifeln, und ginge ewig verloren.

Lerne Ihn immer mehr erkennen; liebe Ihn, vertraue auf Ihn, beobachte jedes seiner Worte. Werde Ihm nie untreu! Weiche nie von seiner heiligen Lehre ab, wie das dein unglücklicher Vater gethan hat. Ehre und liebe deine gute Mutter, der ich so vielen Jammer gemacht habe. Mache du ihr Freude, da ich nichts als Leiden über sie gebracht habe. Mache du gut, was ich gefehlt habe!"

„Ach Gott, seufzte er und blickte zum Himmel auf, verzeih Du mir, daß ich mein liebes Weib, die immer fromm und gut war, so geplagt und ihr die Liebe zu mir so schlecht vergolten habe. Verzeih, lieber Gott, daß ich über meine unschuldigen Kinder eine so große Schmach bringe! Jedermann wird sie darum ansehen, daß man ihren Vater hinrichtete. Sie werden meinen Namen kaum ohne Erröthen nennen können! Ach, Elisabeth, rief er, in einen Strom von Thränen ausbrechend, verzeih deinem unglücklichen Vater! Sieh diese meine Thränen, und fluche einst nicht meinem Andenken." Elisabeth und die Mutter weinten laut. Auch der Geistliche, der alte Moritz, Fridolin, der Soldat, der an der Thüre wache hielt, und wer sonst noch da war, hatte Thränen in den Augen. Der Pfarrer suchte Vater, Mutter und Tochter zu trösten.

Der Kerkermeister kam jetzt herein, und sagte dem Pfarrer heimlich in das Ohr, der Scharfrichter von Schlehenhürst stehe schon lange vor der Thüre, dem Missethäter nach altem Gebrauche abzubitten, daß er ihn morgen durch das Schwert vom Leben zum Tode bringen werde; er könne unmöglich mehr länger warten. Der Pfarrer sprach hierauf zu Jost,

Marianna und Elisabeth: „Nun, Ihr lieben Leute, machet einander das Herz nicht gar so schwer. Macht es kurz mit dem Abschied! Ihr, gute Marianna, nehmet doch den Trost mit Euch, daß Ihr Euren Mann im Himmel wieder sehen werdet. Auch du, liebe Elisabeth, wirst deinen Vater dort wieder finden. Geh nun mit deiner Mutter! Dein Vater muß nun sein Herz noch zu Gott wenden; ich — auch Andere — haben noch mit ihm zu reden. Geht hin, und bethet für ihn."

Marianna und Elisabeth weinten heftiger. Jost sah den Pfarrer an, und sagte: „Ich hätte wohl noch etwas im Sinne! Allein ich wage es kaum. Ich möchte meiner Tochter noch gerne den väterlichen Segen geben! Allein darf ich mit dieser meiner Hand, mit der ich Blut vergossen habe, mein Kind segnen?" „Ihr dürft, Jost! sagte der Pfarrer. Ihr seyd ein Sünder, aber auch ein Büßer. Im Himmel ist ja Freude bey allen heiligen Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut. Gott hat Euch wieder zu Gnaden aufgenommen; Euer göttlicher Erlöser hat Euch durch sein vergossenes Blut Verzeihung erworben. Segnet Eure Tochter im Vertrauen auf Gott und auf unsern Erlöser, und Euer Segen wird nicht vergebens seyn. Knie nieder Elisabeth!"

Die Kerkermeisterin, die mit Josts zwey andern Kindern jetzt eben zur Thüre herein kam, führte sie zu dem Vater, damit er sie zugleich mit Elisabeth segne. Sie knieten zu Elisabeths beiden Seiten nieder. Als der Vater diese seine zwey Kinder erblickte, weinte er noch schmerzlicher. „Nun denn,

sprach er mit fast gebrochener Stimme, der barmherzige, allmächtige Gott — Vater, Sohn und heiliger Geist — segne dich, liebe Elisabeth, und dich, liebe Barbara, und dich, lieber Joseph, und eure liebe, gute Mutter! Er wolle die Schmach von Euch nehmen, die ich über Euch brachte. Er wolle, da ich Euch unglücklich machte, Euch Glück und Segen geben! Er wolle geben, daß ich selig sterbe, und daß wir alle einst im Himmel wieder zusammen kommen! Lebt wohl — lebt ewig wohl!"

Der Pfarrer begleitete Mutter und Kinder hinaus, führte sie hinab in die Stube des Kerkermeisters, und redete ihnen sehr liebreich zu. Sie wurden etwas ruhiger. Marianna war sehr angegriffen. Der Pfarrer fürchtete für ihr Leben; er nahm sich deßhalb vor, zu verhindern, daß sie ihren Mann noch einmal sehe. „Bethet für ihn, gute Marianna, sagte er; das ist das Einzige, und auch das Beste, was Ihr noch für ihn thun könnet. Bethet mit allen Euren drey Kindern! Das Gebeth einer frommen Mutter und ihrer schuldlosen Kinder bleibt nie unerhört!"

Lange bevor der Tag anbrach ging Marianna mit ihren drey Kindern in die Kirche, um den ganzen Morgen, besonders aber zur Stunde der Hinrichtung, für ihren unglücklichen Mann zu bethen. Sie kniete in den letzten Stuhl. Mit Anbruch des Tages wurde, wie das in Hirschfelden bey Hinrichtungen gebräuchlich war, mit der großen Glocke geläutet. Es waren wohl wenige Menschen in Hirschfelden, die bey diesem ernsten Glockenzeichen nicht seufzten, und um eine selige Sterbstunde für die

drey Missethäter betheten. Marianna aber schauderte bey dem ersten Glockenschlage zusammen, und zerfloß mit ihren Kindern in Thränen. Sie hatte ihre Zuflucht auch deßhalb in die Kirche genommen, um von dem blutigen Schauspiele nichts zu sehen; sie mußte aber doch Vieles hören, das ihre Betrübniß vermehrte, und sie öfter in Schrecken setzte. Die Kirche lag an der Straße, und so hörte Marianna das dumpfe, immer lautere Getümmel der immer mehr anwachsenden Menschenmenge, die in Hirschfelden zusammen strömte, um die Hinrichtung zu sehen; das Rasseln der vielen Bauernwagen, die mit Menschen beladen herein fuhren, erschütterte sie; noch mehr erschreckte sie der plötzliche Trommelschlag der Soldaten, die zu Hirschfelden einrückten, um bey der Hinrichtung Ordnung zu erhalten. Endlich ertönte wieder die große Glocke — das Zeichen, daß die Missethäter jetzt zur Richtstätte hinausgeführt wurden. Marianna war es nicht anders, als dringe ihr ein Schwert durch die Seele; sie fürchtete jeden Augenblick umzusinken, und hielt sich mit mühe an dem Kirchenstuhle. Außer ihr und ihren drey weinenden Kindern war keine Menschenseele in der Kirche, ihr zu helfen. Da kam die mitleidige Kerkermeisterin, schloß die fast ohnmächtige Marianna in ihre Arme, benetzte ihr Angesicht mit Thränen, setzte sich zu ihr auf die Bank, und sprach ihr Trost ein. Die Theilnahme und Liebe Katharinens, ihrer Jugendfreundin, erquickte Marianna, daß sie in ihrem Jammer nicht verging.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Die Hinrichtung.

Während Marianna, vor Jammer beinahe ohnmächtig, in der Kirche bethete, und ihre Kinder zum Gebeth ermahnte, wurde ihr Mann, nebst seinen zwey Mitschuldigen, unter Begleitung der Soldaten aus dem Gefängnisse heraus, und vor das Rathhaus geführt. Alle Fenster der benachbarten Häuser waren gedrängt voll Menschen; eine unzählige Menge Volkes erfüllte den großen Platz vor dem Rathhause. Der Aktuar las einem der Uebelthäter nach dem andern das Todesurtheil öffentlich vor, und warf jedem den gebrochenen Stab vor die Füße. Waller sagte: „Das Urtheil ist gerecht, ich unterwerfe mich ihm.“ Schlicht sagte eben so. Jost aber rief laut: „Ich danke meiner Obrigkeit für meine wohlverdiente Strafe; Gott sey meiner armen Seele gnädig!“

Von dem Rathhause zog man hinaus zur Richtstätte. Ein Offizier zu Pferd, mit einer Schaar Soldaten zu Fuß, eröffnete den Zug. Waller ging mit festem, männlichen Schritte einher. Er hatte sich ausgebethen, ihm die Hände nicht zu binden, indem doch an kein Entrinnen zu denken sey; indeß hielt er die Hände immer fest gefaltet, und hatte seinen Hut unter dem Arm. Der Pfarrer von Haselbach, dem er einst Bücher entwendet, der ihn aber die letzten drey Tage her sehr lieb gewonnen hatte, begleitete ihn. Schlicht, dem der Pfarrer von Schlehenhürst beigegeben war,

folgte. Endlich kam Jost, dem, als einem seiner Pfarrkinder, der Pfarrer von Hirschfelden beistand. Der Amtmann, der Aktuar und einige andere Gerichtspersonen ritten neben her. Eine Schaar Soldaten beschloß den Zug.

Als der Zug sich der Richtstätte näherte, waren bereits die große Wiese, in deren Mitte das Blutgerüst errichtet war, die nächsten Anhöhen, einige Holzstöße, und viele zusammengeschobene Bauernwagen ganz mit Menschen bedeckt; mehrere Knaben und junge Bursche waren sogar auf die Bäume gestiegen. Man sah fast nichts, als Menschenköpfe. Die Soldaten, deren rothe Federbüsche und blitzende Bajonette hoch aus dem Gedränge hervorragten, schlossen einen Kreis um die Richtstätte, in dem sich der Amtmann mit seinem Gefolge und der kommandirende Offizier zu Pferd befanden. Auf der Richtstätte erblickte man mehrere Knechte des Scharfrichters; hinter ihnen stand er selbst, in einen blauen Mantel gehüllt, unter dem er das Richtschwert verbarg. Waller wurde zuerst hinauf geführt. Er trat in seinem gewöhnlichen grünen Ueberrocke, den Hut in der Hand, auf der Richtstätte etwas vorwärts, überblickte mit seinen hellen, schwarzen Augen die ungeheure Volksmenge, verneigte sich gegen den Amtmann und den Offizier, gegen die Soldaten und das Volk, und sprach: „Ich zweifle nicht, die Meisten unter dieser unübersehbaren Menschenschaar werden Mitleid mit uns unglücklichen Verbrechern haben. Wir sind allerdings große Uebelthäter; allein doch auch Menschen! Jeder von euch denke: Ich bin Mensch, und

was je einem Menschen begegnete, kann auch mir begegnen.“ Er gab den Hut einem Gerichtsdiener, erhob seine Hände, blickte schmerzvoll zum Himmel, und rief: „Vater im Himmel, sieh da deinen verlornen Sohn, der reumüthig zu dir zurückkehrt. Ach, verstoß — verstoß ihn nicht!“ Er wandte sich gegen den fürchterlichen Stuhl in Mitte der Richterstätte, und erblickte den Scharfrichter, der den Mantel abgeworfen hatte, und in scharlachrother Weste und mit aufgestülpten Hemdärmeln dastand, und das große blanke Schwert in der Hand hielt. Waller entfärbte sich ein wenig, faßte sich aber sogleich wieder, und sagte zu ihm: „Mir die Augen zu verbinden, wird wohl nicht nöthig seyn?“ Man sagte ihm, das Gesetz erfordere es so. „Nun denn, sagte er, so thut in Gottes Namen Eure Pflicht.“ Er setzte sich auf den Stuhl, schlug an die Brust, und rief so laut, daß es Allen durch Mark und Beine ging: „Gott, sey mir armen Sünder gnädig!“ Man verband ihm die Augen, das Schwert blitzte und sein Kopf fiel. Der mit Blut überströmte Rumpf wurde auf den Boden gelegt und der Kopf daneben. Schlicht sah zitternd zu, schauderte zusammen, und sagte mit bebender Stimme: „Gott sey ihm gnädig, und lasse ihn nach so vielen Leiden nun Ruhe finden; Er erbarme sich auch meiner — und tröste meine arme Mutter!“ Schlicht wurde eben so enthauptet, und Kopf und Rumpf neben Wallers blutige Leiche gelegt.

Hierauf betrat Jost, mit dem Bildnisse des Gekreuzigten in den gebundenen Händen, die Richt-

stätte. Er war Todtenbleich, zeigte aber dennoch großen Muth. Da er in Hirschfelden aufgewachsen, und in der ganzen Gegend umher fast jedem Kinde bekannt war; da er die Leute, die das Blutgerüst umgaben, beinahe alle kannte, und darunter das Angesicht manches Wohlthäters oder Jugendfreundes erblickte: so sprach er, wie er sich es vorgenommen hatte noch einige Worte an das versammelte Volk. Er dankte mit weinenden Augen Allen und Jeden, die ihm, von seiner Kindheit an, Gutes erwiesen hatten; er bekannte reumüthig, daß er die von Gott und der Obrigkeit über ihn verhängte Strafe verdient habe; er bat Alle, die er, beschädigt hatte, um Verzeihung; er wünschte, daß Alle, denen er ein böses Beispiel gegeben, an ihm nun ein warnendes Beispiel nehmen möchten. „Gott, rief er zuletzt, erbarme sich meiner — meines armen Weibes — meiner armen Kinder — unser Aller! Bethet für mich — ich will, wenn ich zu Gott komme, auch für euch bethen.“ Seine Worte gingen den Leuten sehr zu Herzen; auch diejenigen, die ihn wegen seiner schlechten Aufführung und seiner Uebelthaten verachtet und verabscheuet hatten, wurden gerührt, und ihr Unwillen verwandelte sich in Mitleid. Kein Auge blieb trocken. Die Knechte des Scharfrichters führten ihn nun zu dem von Blut tröpfelnden Stuhle, und verbanden ihm die Augen. Sein Blut sprang hoch empor — man ließ den Rumpf auf dem Stuhle sitzen, und legte ihm den abgeschlagenen Kopf auf den Schooß.

Das Volk sah mit stummen Entsetzen zu.

Der Pfarrer von Hirschfelden trat jetzt auf der Richtstätte vorwärts, um an das Volk eine Anrede zu halten. Er sah sehr blaß aus, und Thränen standen ihm in den Augen; er war so tief gerührt und erschüttert, daß er sich erst erholen mußte, bevor er sprechen konnte. Es war eine schauerliche Stille. Endlich fing er an:

„Fürchtet Gott und haltet seine Gebothe!“

Fürchtet Gott! Nur wahre Gottesfurcht kann jedes von Euch, sowohl das Alter als die Jugend, vor einem solchen traurigen Ende sicher stellen. Fürchtet Gott! Es ist ein allwissender, heiliger, gerechter Gott ober uns. Sein Auge sieht jede, auch die geheimste Missethat. Das Böse ist vor Ihm, dem Heiligsten, ein Gräuel. Er, der allgerechte Gott, straft alles Böse. — Fürchtet Gott! Wer von Euch zitterte und bebte nicht, als er das Schwert blitzen und das Blut hoch emporspritzen sah? Todesblässe verbreitete sich über viele tausend Gesichter. Die Strafe, die von der Obrigkeit an unsern unglücklichen Mitbrüdern vollzogen wurde, ist eine von Gott angeordnete Strafe. — Fürchtet Gott! Gott ist es, der das Schwert der Obrigkeit in die Hand gab, und sie führet das Schwert nicht vergebens. Allein alle, auch die schrecklichsten Strafen, die von Menschen an Menschen auf dieser Welt vollstreckt werden, sind nichts gegen jene Strafen, womit der gerechte, heilige Gott in jener Welt böse Menschen bestraft. Fürchtet Gott, der Leib und Seele in die Hölle verderben kann!“

„Haltet Gottes Gebothe! Die Uebertretung der Gebothe Gottes, die Sünde, ist das größte, das schrecklichste, das einzige Uebel auf Erden, viel furchtbarer, als das Schwert des Scharfrichters. „Die Sünde, sagt die heilige Schrift, ist ein zweischneidiges Schwert; ihre Wunden sind unheilbar.“ Die Sünde verwundet zweifach, zeitlich und ewig; ihre Wunden bringen den zeitlichen und den ewigen Tod. — Haltet Gottes Gebothe! Eine einzige Abweichung von Gottes Wegen zieht immer größere Fehltritte und Vergehen nach sich, und kann jedes von Euch auf die Richtstätte bringen. Den Ersten dieser Unglücklichen, deren Blut hier floß, brachte Jähzorn, den Andern Spielsucht, den Dritten Trinklust auf diese blutige Stätte.“

„Prägt daher diese Worte der heiligen Schrift: „Fürchtet Gott und haltet seine Gebothe.“ Eurem Herzen tief ein. Und damit Ihr sie getreulich beobachten, Gott fürchten und seine Gebothe halten möget: so vernehmet nur noch die zwey Worte unsers göttlichen Erlösers: Wachet und bethet!“

„Wachet! Jede der sieben Tod- und Hauptsünden fängt zuerst vom Kleinen an. Sie gleichet anfangs einem Funken, der eine große Feuersbrunst anrichten — einer kleinen übelverwahrten Spalte, die ein ganzes Schiff in den Abgrund ziehen kann. Wachet über die erste aufkeimende Neigung zum Bösen, und unterdrückt sie. Und wem sein Gewissen sagt, er sey bereits vom rechten Wege abgewichen, der kehre augenblicklich zu-

rück. Schmal ist der Weg, der zum Heile führt, breit der Weg, der ins Verderben führt, und viele sind, die darauf wandeln.“

„Bethet! — Bethet, um Kraft von Gott zu erhalten gegen die Versuchungen zur Sünde zu streiten und sie zu überwinden. Das Gebeth ist eine Gemeinschaft mit Gott. Wer nicht mehr bethen mag, ist schon von Gott abgeschieden — ein gottloser Mensch. Bethen und Wachen sind gleichsam zwey Flügel, die uns über alle Versuchungen dieses Erdenlebens zum Himmel erheben. Alle Erdenlust ist nichts; sie ist nur Lug und Trug. Wenn unsere unglücklichen drey Mitbrüder nur den zehnten Theil der Mühe, die sie auf Räubereien verwendeten, dazu angewendet hätten, Gottes Gebothe zu beobachten, so wären sie wackere, ehrenwerthe, ja wohl angesehene Männer geworden, anstatt ihr Blut an dieser schrecklichen Stätte zu vergießen.“

„O wie selig ist dagegen der Mensch, der weder rechts noch links ein haarbreit von Gottes Wegen abweicht, sich vor Sünde hütet, bethet, wachet — und arbeitet! Er hat immer sein ehrliches Auskommen, hat in jedem Leiden einen sichern Trost, und Gott läßt es ihm nie an dem nöthigen Lebensunterhalte fehlen. Sanft und selig stirbt er einst auf seinem ruhigen Sterbekissen. Nochmal: Fürchtet Gott! Haltet seine Gebothe! Wachet und bethet! Amen.“

So sprach der Pfarrer, und das Volk war tief erschüttert, und ging stillschweigend und mit manchem guten Vorsatze im Herzen aus einander.

Dreißigstes Kapitel.

Dietrichs letzte Lebenstage.

Dietrich war, einige Wochen bevor man seine drey Mitschuldigen zum Tode verurtheilte, in dem Gefängnisse krank geworden. Man ließ ihm den Arzt rufen, nahm ihm die Ketten ab, schlug in dem Gefängnisse eine Bettstätte auf, versah ihn anstatt des Strohlagers mit einem ordentlichen Bette, und sorgte für hinreichende Krankenpflege. Der Arzt und Pfarrer besuchten ihn öfters. Indeß war Dietrich den größten Theil des Tages hindurch ganz allein. Weder Sonne noch Mond schienen in seinen düstern Kerker; er sah durch das schwarze Eisengitter nichts, als die dunkelgraue Mauer eines alten baufälligen Hauses, das kaum eine Elle von seinem Fenster entfernt war. Die Zeit ward ihm schrecklich lange, und er hatte viele sehr traurige Stunden. Er wußte nicht, was man mit ihm vorhabe, und zweifelte immer, ob man ihn hinrichten, oder ob er mit dem Leben davon kommen werde. So schwebte er beständig zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Tod und Leben.

An jenem Morgen, da den drey Uebelthätern ihr Urtheil gesprochen wurde, merkte Dietrich wohl, daß in dem Gerichtshause etwas Besonderes vorgehen müsse. Sonst herrschte in dem alten, dunkeln Gebäude fast eine beständige Todesstille. Heute aber hörte er die Fußtritte mehrerer Menschen; Thüren wurden auf und zu geschla-

gen, Gewehre klirrten, und Ketten rasselten. Als Ruprecht, der Knecht des Kerkermeisters, ihm die Mittagssuppe brachte, fragte Dietrich: „Was giebts den heute, daß ihr einen solchen Lärmen machet?" „Was wird's geben, sagte der finstere, in seinem Berufe hart und fühllos gewordene Mann; deinen drey Spießgesellen wird heute das Leben abgesagt. Bis Freitag schlägt man ihnen die Köpfe ab. Du bist für uns recht zur Unzeit krank geworden; sonst kämest du bey diesem Tanze auch an die Reihe. Es wäre dann in Einem hingegangen! So aber haben wir mit dir Schurken doppelte Schererey." Er ging und schlug die Thüre unwillig hinter sich zu.

Dietrich war über diese Reden so erschrocken, daß er am ganzen Leibe zitterte. Jeder Fußtritt, den er vernahm, erschreckte ihn, und wann nur eine Thüre ging, fuhr er zusammen. Als am Morgen, an dem seine Mitgenossen hingerichtet wurden, die große Glocke ertönte, ergriff ihn eine Todesangst. Die Angst gab ihm Kräfte. Er stand auf, und kleidete sich an. Er horchte bald an der Thüre, bald an dem vergitterten Fenster. Das Gemurmel der zusammen strömenden Volksmenge, das Rasseln der vielen Wagen, der Trommelschlag der einrückenden Soldaten drang bis in sein Gefängniß. Er setzte sich zitternd auf sein Bett. Da fuhr plötzlich seine Kerkerthüre auf, der fürchterliche Ruprecht trat mit noch einem andern Knechte herein und sagte: „Geschwind komm mit uns!" Dietrich zitterte und bebte. Er verstand nichts von gerichtlichem Verfahren, und meynte, man

wolle ihn zur Richtstätte führen und ihn hinrichten. Allein in seinem Urtheile, das ihm noch nicht bekannt gemacht worden, ward unter anderm bloß befohlen, daß er bey Hinrichtung seiner Mitschuldigen zusehen müsse.

„Um Gotteswillen, schrie Dietrich, was habt ihr mit mir vor!" „Das wirst du schon sehen!" sagte Ruprecht, und beide Männer ergriffen und führten ihn durch mehrere lange Gänge in ein anderes Haus. Man brachte ihn in eine Stube mit hohen Fenstern. Mehrere angesehene Bürgersfrauen und ihre Kinder waren darin, und sahen zu den Fenstern hinaus. Ruprecht rief ihnen zu: „Da bringen wir den Dietrich, den vierten Spitzbuben!" Alle wandten sich gegen Dietrich, betrachteten ihn einige Augenblicke, und schauten dann wieder zum Fenster hinaus. Die zwey Knechte führten den Dietrich an ein Fenster, das leer war. Der helle Tag, der blaue Himmel, die grünen Wiesen und Wälder, die er lange nicht mehr gesehen hatte, blendeten ihn fast; ihr Anblick preßte ihm einen Seufzer aus. Allein jetzt erblickte er die unübersehbare Volksmenge, die nahe unter den Fenstern versammelt war. Er sah seinen Freund Jost, und seine andern zwey Gefährten, die zum Tode geführt wurden. Er sah, als man den ersten hinrichtete, das Schwert blitzen, das Blut empor springen und den Kopf fallen. „O Jesu!" rief Dietrich, und schloß die Augen, um die Hinrichtung der zwey Andern nicht zu sehen. Er mußte die Predigt des Pfarrers mit onhören. Halb todt wurde er in sein Gefängniß zurück geschleppt.

Von nun an war Dietrich sehr verzagt und weichherzig. Wachend und träumend sah er das Schwert des Scharfrichters und das aufspringende Blut gleichsam vor Augen. Allein wahrhaft gebessert war er noch nicht. Er hatte noch immer keine aufrichtige Liebe zu Gott und zu Christus im Herzen. Er wünschte nichts, als dem Tod auf dem Blutgerüste zu entgehen. Und da er von der Kerkermeisterin, die ihn bisweilen besuchte, vernahm, man werde ihn nicht hinrichten; er werde bloß auf einige Jahre in das Zuchthaus kommen, da fiel ihm ein schwerer Stein vom Herzen. Er war sogleich wieder der vorige, leichtfertige Dietrich. Er sann auf nichts mehr, als wie er aus dem Zuchthause entlaufen könne, und was er hernach Alles anfangen wolle.

Fridolin war indeß zu dem Oberförster zu Hirschfelden in die Lehre gekommen, um das Forstwesen zu erlernen. Die Oberförsterin war eine gar mitleidige Frau, und schickte dem kranken Dietrich von Zeit zu Zeit eine für Kranke dienliche Speise. Fridolin trug einmal dem Dietrich ein eingemachtes junges Huhn hin. Heiter und fröhlich, wie er immer war, trat er in Dietrichs Gefängniß, und grüßte ihn freundlich. Allein Dietrich legte Fridolins freundliches Lächeln sehr boshaft aus, und Fridolins hübsche grüne Kleidung war ihm ein Dorn im Auge. Er sagte voll Ingrimm und Neid: „Du hast gut lachen, du schadenfroher Bursche! Du hast dich mit dem verwünschten Rehbocke der Herrschaft sehr gut zu empfehlen gewußt; mir aber gereicht das verdammte Thier

zum Verderben. Je nun, das Glück wollte mir bisher nicht; ich denke aber es soll mir doch noch besser gehen. Meine Mutter kann ja meine Strafe mit Geld abkaufen, und sie wird noch immer so viel alte Thaler übrig behalten, daß ich davon leben kann. Ich brauche dann doch nicht zu dienen, und den gehorsamen Diener zu machen, wie du.“ Uebrigens aß Dietrich das Huhn sehr gierig auf, dankte aber dem Fridolin nicht einmal für seine Mühe. Fridolin ging sehr betrübt, daß Dietrich noch gar so roh, feindselig und ungebessert sey.

Mit Dietrichs Krankheit ging es indeß täglich schlimmer, und sie fing an, gefährlich zu werden. Der Pfarrer von Hirschfelden besuchte ihn sehr fleißig, und saß manche Stunde an Dietrichs Bette. Er redete ihm sehr eindringlich zu, die Barmherzigkeit Gottes zu ergreifen, das Blut des Erlösers an sich nicht verloren gehen zu lassen, und sich wahrhaft zu bessern, indem er sonst sicher ewig verloren gehen müßte. Allein Dietrich nahm die Worte des eifrigen Pfarrers wenig zu Herzen. Hie und da zeigte er zwar Reue; ja einmal versicherte er, es thue ihm sehr leid, daß er den Ermahnungen seines seligen Vaters nicht gefolgt, und seine Mutter so oft zum Besten gehabt habe. „Nun, sagte der Pfarrer, diese Reue ist gut; sie kann für dich der Morgenstern des Heiles seyn. Sag einmal, Dietrich, warum ist es dir leid, daß du den Ermahnungen deiner Aeltern kein Gehör gegeben?“ „Ha, warum? sagte Dietrich. Wenn ich ihnen gefolgt hätte, so wäre ich ein tüchtiger Schlossermeister und ein vermöglicher

Bürger geworden; so mußte ich aber schon Jahre lang in diesem verwünschten Kerker schmachten, und wenn ich auch wieder gesund werde und wieder heraus komme, so muß ich in das Zuchthaus wandern.“ So war er noch ganz sinnlich, nur auf das Zeitliche bedacht, und hatte für das Unsichtbare, die Güte Gottes und die Liebe Jesu zu den Menschen, fast gar kein Gefühl.

Eines Abends, da der Pfarrer sehr betrübt zur Thüre hinaus gegangen war, fragte Ruprecht ihn draußen, was er von Dietrichs Krankheit halte. Dietrich war sehr begierig, und horchte an der Thüre, was der Pfarrer sagen werde. „Nun, sprach Ruprecht, was halten Euer Hochwürden von dem kranken Bösewicht? Wird er nicht bald absegeln? Ich bin es herzlich müde, hier immer auf und zu zuschließen.“ „Lieber Mann, sagte der Pfarrer, seyd nicht so hartherzig! Der unglückliche Mensch hat wenige Tage mehr zu leben. Er hat das schleichende Fieber im höchsten Grade. Habt noch eine kleine Geduld!“ „Geduld? rief Ruprecht; ja wer mit einem solchen hartnäckigen, verstockten Sünder so viele Geduld haben könnte, wie Sie, lieber Herr Pfarrer! Sie sind allzu mitleidig; und mich däucht, ihre Mühe sey doch verloren. Oder meynen Sie, er thue Buße! Ich meines Theils spüre an ihm wenig davon.“ „Ach, lieber Freund, sprach der Pfarrer, leider fallen die Samenkörnlein des göttlichen Wortes bey ihm auf Felsengrund. Es ist wirklich nicht anders, als wenn jedes Körnlein sogleich von den Vögeln weggepickt würde. Ich sehe noch wenig gute

Früchte. Ich bin sehr bekümmert um ihn, und fürchte, er werde nicht selig sterben." „Ey was! rief Ruprecht, ich an Ihrer Stelle würde mir nicht so viele Mühe geben. Wenn der schlechte Kerl nun einmal zur Hölle fahren will, so fahre er hin. Das ist seine Sache; wir haben dabey nichts zu gewinnen oder zu verlieren. Da er aber selbst es nicht besser haben will — nun wohlan! Nur hinab mit ihm! Glück auf die Reise!" „Redet nicht so, sprach der Pfarrer. Der Junge hat auch eine unsterbliche Seele, die dazu bestimmt ist, mit allen Engeln und Heiligen im Himmel die Herrlichkeit Gottes zu schauen. Gott will nicht, daß sie verloren gehe. Ach, ewig verloren seyn, das ist etwas Schreckliches. Habt Mitleid mit ihm!" „Je nun, sagte Ruprecht, wenn der gottlose Bube nur tausend Jahre in der Hölle liegen, und seine dürren Knochen dort müßte brennen lassen, so wollte ich ihm das gerne gönnen; aber freilich, wenn ich bedenke, daß er dort in alle Ewigkeit nicht mehr heraus kommen soll, so läufts mir eiskalt über den Rücken, und es ist mir doch fast ein wenig Leid um ihn, so schlecht er auch ist."

Dietrich hatte dieses Gespräch mit bebendem Herzen angehört. Die harten Reden des rauhen Mannes hatten mehr Eindruck auf ihn gemacht, als die sanften, wohlwollenden Zusprüche des Pfarrers. „So ist denn kein Mittel mehr, sagte Dietrich bey sich selbst, so muß ich denn sterben; so bin ich denn wirklich in Gefahr, in wenigen Tagen in die Hölle zu kommen? Ach, wie lange wurde mir schon ein Jahr in meinem Kerker!

Und erst tausend Jahre im höllischen Feuer zubringen zu müssen, wie schrecklich wäre das? Und doch wollte der unbarmherzige Ruprecht mir das wohl gönnen. So hartherzig er aber ist, so schaudert es ihm doch bey dem Gedanken an das ewige Feuer, und er getraut sich nicht, mir zu wünschen, daß ich ewig dorthin verdammt würde. Ja wohl ewig verdammt seyn, ist das Schrecklichste, was ein Mensch sich denken kann!"

„Aber, sprach Dietrich weiter, der Pfarrer ist doch ein recht guter Mann, und meynt es wahrhaft gut mit mir. Ich achtete bisher wenig auf seine Reden; ich dachte, er sage das, was er sagt, alles nur so, weil es so der Brauch ist und es sein Amt so mit sich bringt. Allein nun sehe ich, er hat wahrhaft Mitleid mit mir, und will nichts als mein Bestes. Er hat nichts davon, und doch hat er sich schon so viele Mühe mit mir gegeben! Er ist der beste Mann von der Welt; ich aber bin ein sehr — sehr böser Mensch." Dietrich fing an bitterlich zu weinen, und nahm sich vor, sich ganz der Leitung des Pfarrers zu vertrauen.

Als der Pfarrer, auf Dietrichs Verlangen, am andern Morgen sehr frühe hereintrat, so sah er auf den ersten Blick, daß eine große Veränderung mit Dietrich vorgegangen war. Dietrich rief ihm mit erhobenen Händen entgegen: „O liebster Herr Pfarrer, was soll ich thun, damit ich selig werde? Sagen Sie mir Alles noch einmal; nun will ich erst recht aufmerken." Der Pfarrer setzte sich hoch erfreut an Dietrichs Bett. Dietrich verwandte kein Auge von ihm, und verschlang gleichsam jedes

Wort mit offenem Munde. Der Pfarrer konnte jetzt erst recht aus der Fülle seines Herzens reden, weil er sah, daß seine Worte Eingang fanden. Dietrich beweinte, bereute und bekannte seine Sünden, und hörte nun von nichts lieber reden, als davon, daß Christus in die Welt gekommen sey, die Sünder selig zu machen. Als der Pfarrer aufstand, um weiter zu gehen, ergriff Dietrich, was er sonst nie gethan hatte, die Hand des edlen Mannes, küßte sie, dankte ihm mit Thränen in den Augen, und bat ihn, doch recht bald wieder zu kommen. „Es ist doch recht gut, sagte Dietrich, daß es Geistliche giebt, die einem sündigen Menschen einen solchen himmlischen Trost in das Herz bringen können; ein Mensch, wie ich, müßte ja sonst gar verzweifeln.“

Ein und dreißigstes Kapitel.

Dietrichs Mutter.

Dietrichs Mutter hatte seit der Zeit, da Dietrich entlaufen war, keine fröhliche Stunde mehr; die Nachricht aber, Dietrich liege nebst drey Räubern zu Hirschfelden gefangen, betrübte sie bis in den Tod. Sie machte sich damals augenblicklich auf den Weg nach Hirschfelden, fiel dem Amtmanne zu Füßen, und rief mit aufgehobenen Händen: „Mein ganzes Vermögen will ich daran wenden, mein Haus verkaufen und betteln gehen — retten Sie nur meinen Sohn, meinen unglücklichen Dietrich. Sie allein können es!“ Der rechtschaf-

fene Amtmann aber sagte: „Ich kann da nichts thun, als meine Pflicht! Ich bedauere Euch und Euren Sohn. Allein wenn Aeltern ihre Pflicht nicht erfüllen, und ihre Kinder nicht in Zucht nehmen, so muß die Obrigkeit einschreiten, und solche verwahrloste Kinder, die zu unbrauchbaren, bösen Menschen heran gewachsen, in das Zuchthaus schicken, oder sie auf eine noch schrecklichere Weise der menschlichen Gesellschaft unschädlich machen. Wer an seinen Kindern die Ruthe spart, liefert sie dem Schwerte des Scharfrichters aus." So sagte der Amtmann. Die trostlose Mutter bat ihn hierauf um die Erlaubniß, ihren Sohn in dem Gefängnisse besuchen zu dürfen. Allein der Amtmann sagte, bevor die gerichtliche Untersuchung beendigt sey, dürfe er das nicht zugeben; nachher könne sie ihn besuchen, so oft sie wolle. Sie reisete schmerzlich weinend zurück nach Waldingen, und verging fast vor Betrübniß und großem Herzenleid.

Dietrich hatte eine große Sehnsucht, vor seinem Tode seine Mutter noch einmal zu sehen. Er hatte zwar gehört, daß sie einmal nach Hirschfelden gekommen sey, und ihn im Gefängnisse habe besuchen wollen; es sey ihr aber damals nicht gestattet worden. Allein es fiel ihm sehr schwer, daß sie seitdem sich in Hirschfelden nicht mehr sehen ließ. „Ich weiß gar nicht, sagte er zu dem Pfarrer, warum sie mich in meiner langwierigen Krankheit auch nicht ein einziges Mal besucht! Ich habe es zwar nicht um sie verdient, daß sie sich noch um mich bekümmere. Allein sie ist doch immer gar so gut und liebreich gegen mich gewesen, daß ich kaum

glauben kann, sie wolle mich in meinem Elende verlassen, und mich auf immer verstoßen."

Der Pfarrer sprach: „Lieber Dietrich! Deine Mutter ist noch immer liebreich und mütterlich gegen dich gesinnt; ja sie hat sich so um dich abgekümmert, daß sie schon vor einigen Wochen sehr krank geworden, und gegenwärtig das Bett noch nicht verlassen kann. Man ließ es ihr wissen, auch du seyest bedenklich krank; allein sie sagte: „Ich und mein Sohn Dietrich werden uns wohl in diesem Leben nicht mehr sehen; Gott gebe nur, daß wir in jener Welt ein fröhliches Wiedersehen zu erwarten haben!"

Eines Tages aber, da Dietrich in seinem Bette schmerzlich an seine Mutter dachte, ging plötzlich die Kerkerthüre auf, und sie trat herein. Allein er kannte sie beinahe nicht mehr. Sie hatte, seit Dietrich sie das letzte Mal gesehen, sehr gealtert. Sie war sehr blaß und mager, und ihre Augen waren roth und fast wund von vielem Weinen. Sie schlug, als sie Dietrichs bleiche, abgezehrte Gestalt erblickte, die Hände zusammen, und blieb wie erstarrt stehen. „Ach, du armer, armer Dietrich!" rief sie erschrocken. Sie konnte sonst beinahe kein Wort mehr hervorbringen; sie schluchzte bloß. Dietrich setzte sich in dem Bette auf, streckte ihr die Hand entgegen, und rief: „Mutter, liebste Mutter! Ihr kommt noch, mich heimzusuchen? Ihr habt Eures armen Dietrichs nicht vergessen! Ihr seyd eine sehr gute, liebevolle Mutter. Ach, ich habe Euch viel Herzenleid angethan; ich habe Euch, ich seh' es, viele heiße Thränen ausgepreßt,

und Eure Haare vor der Zeit grau gemacht. O verzeiht mir, verzeiht mir! Ach, wenn Ihr wüßtet, wie es mich reue, daß ich Euch so vielen Kummer verursacht habe, Ihr würdet mir gewiß verzeihen!" Die Mutter, die ungeachtet ihrer Krankheit mit vieler Anstrengung hieher gefahren war, ward fast ohnmächtig; sie sank auf den Stuhl, der neben dem Bette stand. Dietrich faßte ihre Hand, und heiße Thränen flossen über seine bleiche Wangen. „Ach, sagte er, als sie sich etwas erholt hatte und ihn wehmüthig anblickte, könnet Ihr mir verzeihen!" Die Mutter sprach: „Liebster Sohn! Ich habe eine größere Schuld, als du; ich hätte verständiger seyn sollen. Ich war gegen dich zu gelinde, zu nachsichtig. Ich allein habe gefehlt." „Nein, nein, rief Dietrich, auf mir allein liegt alle Schuld. O, Ihr wißt nicht, wie böse ich gewesen. Ich habe Euch betrogen und belogen. Ich war sehr schlau und listig — aber nur zu meinem eigenen Verderben. Doch glaubt mir, ich verabscheue nun meine Bosheit, und flehe Tag und Nacht zu Gott und meinem Erlöser um Gnade und Erbarmung. Ach, ich habe mir selbst den größten Jammer zugezogen! Denn Ihr dürft es mir sicher glauben, daß ich nicht nur hier im Gefängnisse, sondern auch dort im Walde sehr unglücklich gelebt habe. Und so habe ich auch Euch ein elendes, kummervolles Leben bereitet. Aber ich hoffe, Gott werde sich unser erbarmen, und im Himmel warte ein besseres Leben auf uns. Der Herr Pfarrer hat mir dieses Alles sehr schön ausgelegt. Ihn müßt Ihr

hören; ich kann Euch nicht alles so recht sagen." Er sank kraftlos und erschöpft auf sein Bett zurück, athmete sehr schwer und schloß die Augen.

Jetzt kam der Arzt, fühlte Dietrichs Puls, zückte die Achseln, befahl das Arzneiglas, das neben dem Bette stand, noch einmal füllen zu lassen, und ging. Die Mutter begleitete ihn vor die Thüre, und fragte ihn draußen: Liebster Herr Doktor, meynen Sie nicht, daß mein armer Dietrich noch davon kommen könne?" Der Arzt schüttelte den Kopf. „Freilich, sagte die Mutter, er mußte als Schlosserjunge gar zu früh das Bett verlassen, und an der heißen Esse stehen. Das legte schon in seiner frühen Jugend den Grund zu dieser Krankheit." Der Arzt schüttelte abermals den Kopf, und sagte: „Müßiggang ist der Gesundheit nachtheiliger, als Arbeit." „Und dann, fuhr die Mutter fort, richtete sein Leben in dem fürchterlichen Walde, und Frost und Näsſe die er dort ausstehen mußte, ihn vollends zu Grund." „Solche Beschwerden härten ab, sagte der Arzt; obwohl auch hier, wie in allem, das Zuviel schadet. Indeß sind die Beschwerden nicht die eigentliche Ursache seiner Krankheit." „Aber doch das Elend im Gefängniß!" sagte die Mutter. „Das trug wohl etwas bey, sprach der Arzt. Allein ich kann mich nicht genug wundern, daß Ihr noch immer so verblendet seyd, und nicht einsehen wolket, was Euren Sohn so krank und elend machte. Die Vergehen, wegen deren er im Gefängnisse liegt und zum Zuchthause verurtheilt wurde, sind noch nicht seine ärgsten Vergehen. Er that heim-

lich, wo ihn nur Gott sah, böses, und mordete, so zu sagen, sich selbst. Bey ihm trifft es zu, wie es in der heiligen Schrift heißt: „Wer vor seinem Schöpfer sündigt, fällt dem Arzt in die Hände!"

Nachdem der Arzt fortgegangen war, kam Fridolin herein. Er trug ein glänzend reines zinnernes Schüsselchen in der Hand, das mit einem eben so schimmernden Deckel zugedeckt war; seine zierliche, grüne Kleidung mit silbernen Börtchen stand ihm sehr gut. „Lieber Dietrich! sagte er freundlich, da bring ich dir eine kräftige Fleischsuppe." Dietrich, in dessen Seele aller Neid und Haß erloschen war, dankte dem guten Fridolin recht herzlich. Dietrichs Mutter betrachtete den holden Knaben, der mit seinen rothen Wangen und langen gelben Haaren schön und blühend wie das Leben aussah, mit Wohlgefallen, schaute darauf ihren todtblassen, abgezehrten Dietrich an, seufzte, und konnte die Zähren nicht zurück halten. Als Fridolin fort war, sagte Dietrich: „Liebste Mutter, ich weiß wohl, was Ihr denkt! Ihr denkt, wenn mein Dietrich fromm gewesen wäre, und ein reines, unschuldiges Leben geführt hätte, so könnte er auch so frisch und gesund seyn, und so roth und vollwangig aussehen, wie Fridolin." Die Mutter sprach: „Es ist, wie du sagst, und es bleibt ewig wahr: „Alles, was köstlich ist — ist nichts gegen eine reine Seele."

Dietrichs Mutter ersuchte den Amtmann, ihr und ihrem kranken Sohne eine geräumige Stube anzuweisen, damit sie immer bey ihm seyn, und ihn mit mehr Bequemlichkeit verpflegen könne.

Er bewilligte es sehr gerne. Der Pfarrer kam alle Tage. Die Mutter erzählte ihm, welchen großen Kummer sie gehabt, als Dietrich entlaufen und unter die Räuber gerathen, wie viele Thränen sie wegen dieses ihres wahrhaft verlornen Sohnes vergossen, und wie sie Tag und Nacht für ihn gebethet habe, Gott wolle ihn doch von dem ewigen Verderben erretten. „Da trifft es wohl zu, sprach der Pfarrer, was jener Bischof einst der Mutter des heiligen Augustinus gesagt hat: „Es ist nicht möglich, daß ein Sohn, für den so viel geweint und gebethet wird, verloren gehe.“ Und so ist es noch! Ein Thränenkind geht nicht verloren. Euer Gebeth, denke ich, hat Euren Sohn zwar nicht von dem zeitlichen, aber, was noch viel mehr ist, von dem ewigen Tode gerettet.“

Dietrich wurde nun mit jedem Tage kränker und schwächer. Seine Mutter wich nimmer von seinem Bette. Tag und Nacht saß sie bey ihm, las ihm vor, tröstete ihn, legte ihm das Bett zurecht, gab ihm zu Trinken, trocknete ihm den Schweiß ab, und vergoß unzählige Thränen. „Ihr thut sehr vieles an mir, liebste Mutter, sagte Dietrich; Gott wolle es Euch vergelten.“ „Ach, sagte die Mutter, ich wollte, ich hätte in frühern Jahren mehr für dich gethan. Allein kann ich nun noch hereinbringen, was ich damals versäumte? Gott wolle mir verzeihen, und dir ein seliges Sterbstündlein geben! Er wolle alle Aeltern erleuchten, daß sie ihre Kinder gut erziehen; Er wolle alle Kinder, die gleich verlornen Schafen

auf Irrwegen gehen, zurück führen auf den rechten Weg.“ „Amen! sagte Dietrich, und wenige Augenblicke nachher war er verschieden.

Die Mutter überlebte ihn kaum ein Jahr; der nagende Kummer in ihrem Herzen hatte ihre Tage abgekürzt. Da ihre nicht sehr nahen Verwandten reich waren, so vermachte sie in ihrem Testamente den größten Theil ihres Vermögens dem Waisenhause. „Denn, sagte sie auf ihrem Sterbebette, da ich die Erziehung meines Kindes versäumt habe, so will ich doch dazu beitragen, daß andere Kinder gut erzogen werden.“

Zwey und dreißigstes Kapitel.

Fridolins glückliche Tage.

Fridolin machte als Lehrling des Oberförsters zu Hirschfelden seine Sache vortrefflich. Von Kindheit an zur Arbeit gewöhnt, war er unermüdet fleißig. Er ging mit seinem Lehrherrn fast täglich in den Wald, und lernte alle Waldbäume, Gesträuche und auch die vorzüglichsten Waldkräuter genau kennen. Er sammelte davon Blätter und Blüthen, trocknete sie, legte sie in Papier, schrieb sehr zierlich die Namen darunter, und machte sich so, wie man zu sagen pflegt, eine lebendige Pflanzensammlung von Forstbäumen, Gesträuchen und Kräutern. Mit jedem Schmetterling, jedem Käfer, jedem Insekt, die sich an den Bäumen und Gesträuchen aufhalten, besonders mit jenen, die ihnen schädlich sind, machte er sich

bekannt. Er suchte sich im Schönschreiben und der Rechtschreibung immer mehr zu vervollkommnen, und machte auch im Rechnen und Feldmessen große Fortschritte. Er lernte das Zeichnen; zeichnete Zweige, Blüthen und Blätter der Bäume und Gesträuche, und malte sie in seinen freien Stunden sehr schön und ganz der Natur gemäß mit Farben aus. Der Herr von Finkenstein hatte mehrere sehr schöne Werke über alle Theile des Forstwesens; er theilte sie dem fleißigen, talentreichen Fridolin mit, und Fridolin las oft noch um Mitternacht darin, schrieb sich Alles, was ihm merkwürdig schien, ab, und machte von mehreren illuminirten Kupfern sich Abbildungen. Er hatte für sein Alter große Kenntnisse; allein er war darauf gar nicht stolz. Er war der bescheidenste Jüngling. Seine Frömmigkeit, seine beständige Arbeitsamkeit sicherten ihn vor vielen Gefahren der Jugend. Es fehlte dem schönen, blühenden Jüngling zwar nicht an Nachstellungen; er verachtete sie aber. Er war das Muster eines eingezogenen, sittsamen, tugendhaften Jünglings. Wenn Andere in der Schenke saßen, tranken, spielten, freche Lieder sangen, saß er zu Hause an seinem Schreibtische, und fand in seinen schönen Beschäftigungen ein ohne Vergleich größeres Vergnügen. Der Oberförster, der bereits alterte und seinem Berufe nicht mehr so genau, als er wünschte, nachzukommen vermochte, konnte sich in Allem auf ihn verlassen; er schätzte ihn sehr, und nannte ihn seine rechte Hand; die Oberförsterin, die keine Kinder hatte, hielt ihn wie ihr eigenes Kind.

Als Herr von Finkenstein seinen Sohn auf die hohe Schule schickte, gab er ihm den guten Fridolin zur Bedienung mit. Der verständige Vater war überzeugt, daß der edle, gesetzte Fridolin den lebhaften, feurigen jungen Herrn, der den guten Fridolin sehr lieb hatte, von jugendlichen Uebereilungen zurück halten würde; zugleich wollte er dem jungen Forstmanne Gelegenheit verschaffen, Vorlesungen über die Kräuterkunde und das sämmtliche Forstwesen zu hören. Fridolin besuchte diese Vorlesungen mit Freude, hörte sie mit der größten Aufmerksamkeit an, und schrieb alles Merkwürdige, was gesagt ward, mit großem Fleiße auf. Er sagte öfter: „Eine so glückliche Gelegenheit, etwas zu lernen, darf man nicht versäumen! Sie ist die Zeit der Aussaat, und ohne zu säen, kann man nicht ärndten."

Als Fritz von Finkenstein seine Studien an der hohen Schule rühmlich vollendet hatte, ging er auf Reisen. Fridolin mußte ihn, unter dem Namen eines Leibjägers, begleiten; er war aber nicht so fast der Diener, als der Gesellschafter und Freund des jungen Herrn. Fridolin warnte ihn vor mancher Gefahr, und Fritz gab ihm Gehör. Eines Abends gerieth Fritz, in einer zahlreichen Gesellschaft junger Herren von Adel, wegen einer unbedeutenden Kleinigkeit mit einem dieser Herren in Streit; er nahm sich jedoch sehr in Acht, sich beleidigender Ausdrücke zu bedienen. Allein der andere junge Herr wurde nur um so kühner, sagte ihm immer gröbere Beleidigungen, und forderte ihn zuletzt gar, auf Säbel oder Pistolen, heraus.

Mehrere in der Gesellschaft behaupteten, Fritz von Finkenstein müsse, wenn er nicht für feig gelten wolle, die Ausforderung annehmen. Fritz wollte dieses eben thun; allein Fridolin, der hinter dessen Sessel stand, rief erschrocken und mit lauter Stimme: „Denken sie an Waller!“ Fritz schwieg betroffen still. „Du hast Recht! sagte er endlich; ich will zuvor darüber schlafen und überlegen, ob die wahre Ehre es mir zur Pflicht mache, mich zu schlagen. Um Alles in der Welt möchte ich nicht so unbesonnen handeln und so unglücklich werden, wie der bedauernswürdige Waller.“ „Wer ist dieser Waller? riefen einige aus der Gesellschaft. Worin handelte er unbesonnen? Womit machte er sich unglücklich? “ Fritz sagte zu Fridolin: „Erzähle du! Ich bin es jetzt nicht fähig; ich bin zu aufgebracht.“ Fridolin erzählte mit großer Lebhaftigkeit und inniger Theilnahme Wallers Geschichte. Alle in der Gesellschaft hörten ihm aufmerksam zu; Vielen standen die hellen Thränen in den Augen; es war Keiner unter ihnen, der den unglücklichen Waller, als einen jungen Mann von so herrlichen Gaben, nicht aufrichtig bedauert hätte. Am Ende der Erzählung sagte Fridolin: „Es sey mir erlaubt, noch einige Bemerkungen beizufügen, die Herr von Finkenstein, der Vater des Herrn Barons Fritz, über diese traurige Begebenheit gemacht hat. „Die Duelle, sprach dieser weise und verständige Herr, sind nun einmal durch die Gesetze verbothen; und kein guter Bürger, noch viel weniger aber der Adel, kann seine Ehre darein setzen, die Gesetze

zu übertreten. Es stünde in der That sehr schlimm mit einem Edelmanne, wenn jeder unbesonnene Brausekopf seines Standes ihn durch beleidigendes Betragen nöthigen könnte, sein Leben auf das Spiel zu setzen. Weder der Herausforderer, noch der Herausgeforderte hat das Recht, über sein Leben nach Willkühr zu verfügen; Aeltern, Geschwister, Verwandte, das Vaterland, der Landesvater haben Ansprüche darauf; es wäre eine unverzeihliche Ungerechtigkeit, ihre gerechten Ansprüche nicht zu erfüllen, und ihre schönen Hoffnungen zu vereiteln. Es ist Thorheit, sich in einen Kampf einzulassen, in dem man allemal verliert, man möge siegen oder besiegt werden; denn der Besiegte gewinnt ohnehin nichts dabey, als Wunden oder gar den Tod; der Sieger aber muß landesflüchtig werden, oder sich den gesetzlichen Strafen unterziehen. Ein junger Mann von Ehre würde daher sehr wohl daran thun, bevor er den verderblichen Kampfplatz betritt, erst mit erfahrnen Männern und wahren Kennern der ächten Ehre sich zu berathen, ob die Ehre ihn und seinen Gegner dazu verpflichte, wegen eines in der Hitze oder beim Weine gesprochenen Wörtchens zuviel, sich einander die Hälse zu brechen; oder ob die Sache nicht mit ein wenig Vernunft und gutem Willen gemächlicher beizulegen wäre."

Jener junge Baron, der sich gegen Fritz beleidigende Ausdrücke erlaubt, und ihn heraus gefordert hatte, sprang jetzt auf, bat Fritzen vor der ganzen Gesellschaft feierlich um Vergebung, und Beide umarmten einander mit großer Rüh-

rung. Alle in der Gesellschaft jauchzten ihnen Beifall zu. Ein junger Graf aber, der in der Gesellschaft den Ton angab und behauptet hatte, Baron Fritz müsse mit seinem Gegner sich schlagen, sprach nunmehr: „So ist es doch besser!“ Er befahl dem Wirthe, einige Flaschen Burgunder und frische Gläser zu bringen, schenkte ein und rief: „Es lebe die brüderliche Eintracht! — Künftig soll bey unsern kleinen Zwisten immer nur rother Wein fließen — aber kein Blut.“ Als Fritz auf sein Zimmer zurück kam, umarmte er Fridolin und sagte: „Du warst mein guter Engel, und hast mir und meinen geliebten Aeltern einen großen Jammer erspart; ich werde dir ewig dafür dankbar seyn.“

Fritz vollendete seine Reise glücklich, und kehrte reich an Kenntnissen, sehr gebildet, und von den Sitten der großen Welt unverderbt, in die Arme seiner Aeltern zurück. Ihre Freude war unbeschreiblich. Fridolins Aeltern waren eben so erfreut, ihren geliebten Sohn gesund und blühend wieder in ihre Arme zu schließen. Beide weinten vor Freude, und der alte Vater sagte: „Ich bin ein armer Mann; allein die Freude des Herrn von Finkenstein kann nicht größer seyn, als die meinige. Ich gäbe diese Freude nicht um das Schloß Finkenstein mit allen dazu gehörigen Gütern, ja nicht um alle Schätze der Welt! Die Freude an wohlgerathenen Kindern ist doch von allen die größte, und kann die ärmsten Leute so reich und glücklich machen, als die reichsten und glücklichsten Menschen auf Erden.“

Fritz konnte nicht genug rühmen, welch ein verständiger und treuer Begleiter ihm Fridolin gewesen, und verschwieg auch nicht, aus welcher großen Gefahr Fridolin ihn an jenem Abende, da jener Streit vorfiel, errettet habe. Herr von Finkenstein vernahm dieses mit Wohlgefallen, und war auch mit den Zeugnissen, die Fridolin von der hohen Schule mitgebracht hatte, ganz ausnehmend zufrieden. Fridolin mußte nun im Schlosse bleiben, allein nicht mehr als Bedienter; er hieß zwar noch immer der Leibjäger, in der That aber war er der Forstrath des gnädigen Herrn. Herr von Finkenstein ritt mit ihm bey heiterm Wetter täglich aus, den Zustand der Waldungen zu untersuchen, und arbeitete bey stürmischer Witterung manchen Tag in seinem Schreibzimmer mit ihm. Baron Fritz, der immer dabey war, hatte sich vorzüglich auf die Rechtsgelehrsamkeit verlegt, besaß aber dennoch sehr schöne Kenntnisse im Forstwesen. Allein Fridolins Forstkunde, die er sich auf der hohen Schule und auf seiner Reise erworben, setzte Herrn von Finkenstein oft in Verwunderung.

Ungefähr ein Jahr, nachdem Fridolin von seiner Reise zurück gekommen, starb der alte Oberförster zu Hirschfelden. Herr von Finkenstein ließ Fridolin rufen, und übergab ihm eine Urkunde, in der er zum Oberförster ernannt wurde. Fridolin las erstaunt, und traute kaum seinen Augen. „Mein bester gnädiger Herr, sagte er gerührt, ich weiß dieses für mich so ehrenvolle Zutrauen gewiß zu schätzen. Aber der älteste Förster in Ihrer Herrschaft macht sich auf diese Stelle Hoffnung;

ich will diesem wackern Manne nicht im Wege stehen.“ Herr von Finkenstein erwiederte: „Ich kenne deine Bescheidenheit; allein alle meine Förster gestehen es selbst, daß du sie an Kenntnissen weit übersiehst, und werden dir gerne weichen. Uebrigens werde ich den braven alten Mann so stellen, daß er zufrieden seyn wird; auch werde ich den Gehalt der Uebrigen zu verbessern wissen. Es liegt mir nun einmal daran, meine Waldungen, die einen vorzüglichen Theil meines Einkommens ausmachen, empor zu bringen. Dazu bist du der rechte Mann. Auch bin ich dir Dank schuldig für die Liebe und Treue, die du meinem Sohne erwiesen hast. Sey ihm, dem ich meine Güter bald übergeben werde, ein so treuer Diener, wie du es ihm bisher warst, und wie der alte Oberförster, wiewohl bey beschränkteren Kenntnissen, es gegen mich gewesen.“

Fridolin eilte mit dem Anstellungsdekret nach Haselbach zu seinen Aeltern. Beide erstaunten und vergossen Freudenthränen. Sie hätten sich schon glücklich geschätzt, wenn Fridolin, der bisher doch fast nur Bedienter war, den geringsten Försterdienst erhalten hätte; allein daß er nun sogar Oberförster war, übertraf alle ihre Wünsche und Erwartungen. Sie dankten Gott, und nannten ihren guten Fridolin den Trost und die Krone ihres Alters. Fridolin bat sie, ihre arme Hütte zu verlassen, zu ihm in das schöne, geräumige Försterhaus zu ziehen, und ihm seine Haushaltung zu führen. Er wollte ihnen sein ganzes Einkommen überlassen, und nur ihr Kostgänger

seyn. Sie zogen dahin, und alle drey lebten mit einander in der seligsten Eintracht. Die Aeltern sagten oft: „Glücklichere Menschen, als wir es sind, giebt es unter der Sonne nicht!"

Eines Abends nach Tische saßen Niklas, Margaretha und Fridolin noch unter allerley vertraulichen Gesprächen beisammen. Da sagte Vater Niklas: „Liebster Fridolin! Deine Mutter ist bereits alt; sie wünschte die Last des Hauswesens jüngern Schultern übertragen zu können. Wie ist es, hast du noch nicht darauf gedacht, ihr eine Gehülfin und dir eine Hausfrau zu verschaffen." „Ich hätte wohl bereits gewählt, sagte Fridolin, allein bisher habe ich keiner Seele davon gesagt. Ich fürchtete, Ihr, liebste Aeltern, würdet mit meiner Wahl nicht zufrieden seyn." „Es wäre uns sehr leid, sagte Niklas, wenn wir Ursache haben müßten, mit deiner Wahl unzufrieden zu seyn. Laß einmal hören! Wen hast du dir zur Gefährtin deines Lebens ausersehen?" „Elisabeth! sagte Fridolin leise, die Tochter des unglücklichen Josts." „Elisabeth!" riefen beide Aeltern erfreut, und der Vater fuhr fort: „Nun wohl, du hast gut gewählt. Das ist im Stillen auch immer unser Wunsch gewesen. Nur wollten wir dir nichts davon sagen, damit du sie nicht etwa bloß uns zu Gefallen wählest. Denn die Aeltern sollen ihre Kinder auf keine Weise zu einer Heirath nöthigen, eben so, wie sie nur aus sehr wichtigen Ursachen dagegen seyn können. Was aber Elisabeth betrifft, so gereicht zwar das traurige Schicksal ihres Vaters in den Augen vieler Menschen auch

der Tochter nicht zur Ehre! Allein die Leute thun ihr Unrecht. Sie hat ihre Erziehung nicht ihrem Vater, sondern ihrer guten Mutter zu danken. Elisabeth ist von Herzen fromm, und so demüthig, so sittsam, so fleißig, so tugendhaft, daß sie nicht leicht ihres Gleichen finden wird. Du wirst unter Gottes Beistand mit ihr in einer recht zufriedenen und vergnügten Ehe leben."

Dem guten Fridolin war so zu sagen ein Berg vom Herzen, daß seine Aeltern mit seiner Wahl nicht nur zufrieden, sondern vielmehr darüber sehr erfreut waren. Sogleich am andern Morgen trug er seinen Wunsch dem gnädigen Herrn vor, und bat um die Erlaubniß, sich mit Elisabeth Jost verehelichen zu dürfen. Es war ihm jetzt, nachdem er die Einwilligung seiner Aeltern erhalten, nicht mehr so bange, der gnädige Herr werde nicht zugeben, oder wenigstens nicht gerne sehen, daß ein herrschaftlicher Diener sich mit der Tochter eines Hingerichteten verheirathe. „Ich weiß es, sagte Fridolin, daß viele mich tadeln werden; allein ich traue es meiner edlen Herrschaft zu, sie werde nicht nach dem Scheine, sondern nach Gründen der Wahrheit urtheilen." Herr von Finkenstein bezeigte die vollkommenste Zufriedenheit mit Fridolins vorhabender Heirath, wünschte ihm Glück, und fügte noch sehr freundlich bey: „Ich werde bey dem Hochzeitfeste, sowohl in der Kirche, als bey der Mahlzeit, mit allen den Meinigen erscheinen, um zu zeigen, daß ich die Tugend mehr ehre, als alle andere Rücksichten. Elisabeth kann nichts dafür, daß ihr Vater kein guter Mann

war; sie aber ist eine sehr edle Person!" „Das ist sie, sprach Frau von Finkenstein, die Fridolins Bitte mit angehört hatte; sie ist eine Perle, und es ist schön und edel von Fridolin, daß er diese Perle zu schätzen weiß. Elisabeth ist wohl das frömmste, beste, sittsamste Mädchen in unserer ganzen Herrschaft. Man sieht sie zu Haselbach fast nirgends, als in der Kirche, und da ist sie ein Bild inniger Andacht; ihr Anblick hat mich schon oft recht erbaut, wenn ich dahin kam, den trefflichen Pfarrer predigen zu hören. Sie hat die kindlichste Ehrfurcht und Liebe gegen ihre Mutter, und arbeitet Tag und Nacht, Mutter und Geschwister zu ernähren. Sie ist die Demuth und Bescheidenheit in Person. Zwar hat die unverdiente Schmach und Armuth, in der sie aufwuchs, viel dazu beigetragen, daß sie so demüthig, arbeitsam und sittsam wurde. Allein Gott bedient sich ja der Leiden, uns zu tugendhaften Menschen zu bilden. Fridolin wird mit Elisabeth sehr glücklich seyn. Ich wünsche Beiden, dem edlen Bräutigam und der tugendhaften Braut, von Herzen Glück, und werde bey dem Hochzeitfeste sicher nicht ausbleiben."

Fridolin hatte bisher weder Mariannen, noch Elisabeth etwas von seiner Absicht merken lassen, weil er an der Einwilligung seiner Aeltern und der Genehmigung der Herrschaft gezweifelt hatte. Er hielt es für ein großes Unrecht, einer ehrliebenden Jungfrau unsichere Hoffnungen zu machen. Nunmehr aber ging er, von Elisabeths Zuneigung überzeugt, unverzüglich zu Marianna, sie

um die Hand ihrer Tochter zu bitten. Mutter und Tochter weinten vor Freude. Die Mutter freute sich, daß ihrer geliebten Tochter, die von ihrer Kindheit an, so Vieles hatte dulden müssen, ein so unerwartetes Glück zu Theil wurde. Das Glück der Tochter ward noch dadurch sehr erhöht, daß der geliebten Mutter, die ihre besten Jahre in Trübsal und Jammer hatte zubringen müssen, nun in ihrem herannahenden Alter noch ein so großer Trost zu Theil wurde. „Liebste Tochter, sagte die Mutter, Gott hat deine kindliche Liebe belohnt, und läßt mir an dir so viele Ehre und Freude erleben, daß ich allen Kummer der vergangenen Jahre darüber vergesse.“

Die alte Base Gertrud rief vor Entzücken fast außer sich: „So erlebt man nach so vieler Schande doch auch wieder einmal Ehre!“ Sie lief sogleich fort, allen ihren guten Freundinnen die Freudennachricht zu melden, ihre liebwertheste Jungfer Base Elisabeth sey die Braut des hochfreiherrlichen Herrn Oberförsters Fridolin Werner. Einige dieser Freundinnen, besonders solche, die erwachsene Töchter hatten, waren über diese Nachricht eben nicht sehr erfreut; die Töchter aber konnten gar nicht begreifen, wie ein so angesehener Mann von einem so reichlichen Einkommen, wie der Herr Oberförster, die arme, verachtete Elisabeth heirathen möge. Man glaubte, es würden sich wenige Gäste bey dem Hochzeitfeste einfinden. Allein so bald es bekannt wurde, die gnädige Herrschaft werde dabey zugegen seyn, so sagten alle, die eingeladen wurden, mit Freuden zu, und alle

Bedenklichkeiten hatten mit Einem Male ein Ende. Es kam eine solche Menge von Menschen, daß die Kirche sie kaum fassen konnte.

Als nun Elisabeth, in der altertbümlichen, sehr schönen und ehrwürdigen Pfarrkirche zu Hirschfelden, in ihrem Brautkleide von grünem Tafet und mit dem jungfräulichen Kranze von weißen Rosen, hold und lieblich, sittsam und bescheiden, und sanft erröthend, wie die schönste rothe Rose, am Altare stand, und Fridolin, eben so blühend und schön von Angesicht und Gestalt, in seiner grünen mit Gold gestickten Uniform, ihr zur Seite trat; da erinnerten Viele der Gegenwärtigen sich der vergangenen Zeiten, und mancher Mann, manche Frau dachte in ihrem Herzen: Vor zwanzig Jahren standen Marianna und Jost so an diesem Altare! Damals sagten die Leute, ein schöneres Brautpaar hätte sich nicht zusammen finden können, und priesen sie glücklich. Allein es kam anders, und die Heirath fiel sehr unglücklich aus, weil Beide wohl schön, aber nicht Beide tugendhaft waren; und Schönheit ohne Tugend nicht glücklich machen kann. Heute aber sehen wir nicht nur Eines der schönsten, sondern auch der tugendhaftesten Brautpaare am Altare stehen, und diese Ehe wird deßhalb auch eine der glücklichsten seyn. Denn nur wahre Frömmigkeit und Tugend machen wahrhaft glücklich, ja sie gewähren auch unter Leiden und Trübsalen, die in der besten Ehe nie ganz ausbleiben, noch eine Glückseligkeit, eine innere Ruhe und Zufriedenheit, die bey allen Prüfungen unzerstörbar bleibt, und wenn die vergäng-

liche Schönheit längst dahin gewelkt ist, noch besteht, wie das Gold im Feuer."

Der Pfarrer von Hirschfelden, nunmehr ein ehrwürdiger Greis, hatte Fridolin als einen armen Knaben, der sein Holz in Büscheln auf dem Kopfe aus dem Walde nach Hause trug, schon gekannt; auch kam ihm jener Abend zu Sinn, da Elisabeth, als ein armes, höchst bedauernswerthes Kind dort im Gefängnisse, schmerzlich weinend, von ihrem Vater Abschied nahm. Der ehrwürdige Geistliche ward sehr gerührt und Thränen standen ihm in den Augen, da er diese armen Kinder nun als ein so allgemein geachtetes und glückliches Brautpaar, das er nun einsegnen sollte, vor sich am Altare stehen sah. Er hielt vor der Einsegnung eine kleine Anrede; er vermied aber, auch nur mit einer Sylbe, an die traurige Geschichte des Vaters der Braut zu erinnern. Er sprach bloß davon, was für eine wichtige Pflicht für die Aeltern, und was für eine große Wohlthat für die Kinder eine gute Erziehung sey, wozu ihm die Geschichte des Bräutigams und der Braut Gelegenheit gab. Unter vielen andern schönen Sprüchen, die er vorbrachte, merkten sich seine Zuhörer besonders folgende: „Eine gute Erziehung bringt gute Früchte; sie ist das beste Erbtheil, das Aeltern ihren Kindern hinterlassen können. Ein armer Knabe, der in Gottesfurcht, Tugend und Rechtschaffenheit erzogen wird, und seine Talente gut anwendet, kann ein angesehener Mann werden. Die ärmste Tochter, die aber an Tugend reich ist, wird fast immer zu einer guten Versorgung, zu

Glück und Ehre gelangen. Frömmigkeit und Tugend, eine in Unschuld, untadelichen Sitten und unbescholtenem Rufe zugebrachte Jugend sind der beste Brautschatz, ein sicher angelegtes Kapital, das alle Jahre richtige Zinsen trägt. Eine fromme und tugendhafte, unschuldige und bescheidene Jungfrau wird wohl schon auf Erden mit dem Brautkranze belohnt; ihren schönsten Lohn aber und den herrlichsten Kranz hat sie in dem Himmel zu erwarten."

Alle Zuhörer wurden von den Worten des guten Pfarrers gerührt, und gaben in ihrem Herzen ihm Recht. Fridolins alte, ehrwürdige Aeltern weinten vor Freude. Auch Elisabeths Mutter weinte Freudenthränen — doch mischte Wehmuth sich in ihre Freude; sie gedachte ihres Mannes, dem sie vor zwanzig Jahren in dieser Kirche die Hand am Altare gereicht hatte, und bethete inbrünstig für seine abgeschiedene Seele. Sie dankte Gott, der sie gegen alle ihre Erwartung noch auf Erde an ihrer Tochter eine so große Freude erleben ließ, und tröstete sich mit der Hoffnung, ihren Mann im Himmel wieder zu sehen.

Das Hochzeitmahl, bey dem sich Herr von Finkenstein, mit Gemahlin und Kindern, einfand, wurde in dem Gasthofe zum goldenen Hirsch gehalten. Die Bedienten der Herrschaft mußten in ihrer festlichen Livree bey Tische aufwarten, der alte Moritz aber, dessen Haare nunmehr so weiß waren wie Schnee, und alle Förster und Jäger aus der ganzen Herrschaft und der Nachbarschaft waren, nebst ihren Ehefrauen und erwachsenen Söhnen und Töchtern zu Tische geladen, und erschienen

auch alle hochfesttäglich geputzt. Alle waren sehr erfreut und fühlten sich sehr geehrt, daß der Herr von Finkenstein mit seiner Familie in ihrer Mitte erschien. Elisabeth, die Braut, bemerkte mit Freude, und machte auch die Gesellschaft darauf aufmerksam, daß sowohl Herr von Finkenstein, als die gnädige Frau, Fritz und Luise heute grün gekleidet waren. Herr von Finkenstein lächelte und sagte: „Grün ist die Farbe der Hoffnung; wir haben heute gegründete Hoffnung, diesem Hochzeitfeste werde eine recht glückliche Ehe folgen. Uebrigens freue ich mich noch aus einem andern Grunde, daß heute bey dieser Mahlzeit die grüne Farbe die herrschende ist. Sehr gerne sehe ich mich heute mit allen Förstern und Jägern aus meiner Herrschaft und der Nachbarschaft an einem Tische beisammen; auch meine Frau freut sich, die Ehefrauen und Töchter so vieler braven Männer hier versammelt zu sehen." Alle Gäste waren über die Güte und Herablassung der gnädigen Herrschaft höchst vergnügt; und die fröhlichen Gespräche, die Herr von Finkenstein in Gang zu bringen und zu beleben wußte, ergötzten die Gäste noch mehr, als die mancherley Speisen und köstlichen Weine der reichbesetzten Tafel. Gegen Ende der Mahlzeit winkten einige Förster einander, auf die Gesundheit der gnädigen Herrschaft zu trinken. Herr von Finkenstein merkte es, stand schnell auf, füllte sein Glas und rief: „Braut und Bräutigam sollen leben!" Alle Anwesende standen eben so auf, wiederholten die Worte: „Braut und Bräutigam!" und tranken. Sie wollten nun auf das hohe Wohl der

gnädigen Herrschaft trinken. Aber Herr von Finkenstein sprach: „Wartet noch!“ Er trank auf die Gesundheit von Fridolins Aeltern, und alle Gäste folgten seinem Beispiele. Die Aeltern tranken, Freudenthränen vergießend, mit. Darauf trank Herr von Finkenstein auf das Wohl Mariannens, der Mutter der Braut; Marianna trank ein Weniges, und Thränen der Freude und Wehmuth tröpfelten in das Glas. Nun brachte Herr von Finkenstein die Gesundheit der alten Base Gertrud aus, und auch die übrigen Gäste tranken ihr zu. Gertrud war über diese Ehre so entzückt, das ihr beinahe das Glas aus der Hand fiel; sie wäre mit ihren tiefen Verneigungen und Danksagungen, und mit Erwiederung der bezeigten Ehren an kein Ende gekommen, wenn man sie nicht erinnert hätte, man wolle jetzt auf das Wohl der gnädigen Herrschaft trinken. Fridolin und Elisabeth, Niklas und Margaretha, Marianna und alle übrigen Gäste, die alle von Ehrfurcht und Liebe gegen die gnädige Herrschaft durchdrungen waren, riefen einstimmig, nicht nur mit aufrichtiger Herzlichkeit, sondern wohl mit andächtiger Rührung und manchem flehenden Blicke zum Himmel: „Unser bester, gnädiger Herr, Wilhelm von Finkenstein, die gnädige Frau Franziska, der Herr Baron Friedrich und das gnädige Fräulein Luise sollen leben hoch — hoch! Gott vergelte ihnen Alles, was sie uns je Gutes gethan haben, und gebe ihnen Glück und Freude, Heil und Segen, langes Leben und dereinst den Himmel!“ Herr von Finkenstein dankte ihnen gerührt, und rief, freundlich im Kreise umher blickend: „Auf das

Wohl aller braven Forstmänner!" Ein allgemeiner Jubel erfüllte den Speisesaal.

Nach Tische wurden die Hochzeitgeschenke überreicht. Es fanden sich sehr viele schöne und werthe Gaben darunter. Den meisten Beifall fand das Hochzeitgeschenk des Herrn von Finkenstein. Es war ein Hirschfänger mit Silber beschlagen, das im Feuer vergoldet war. Auf dem Schlosse der Kuppel, das so schön war, als wäre es aus dem reinsten Golde, erblickte man in feiner getriebener Arbeit unter einem Eichbaum einen Knaben, der mit einem jungen Rehe zu reden schien, und hinter dem Baume sah man einen alten Jäger, der dem Knaben mit Wohlgefallen heimlich zuhorchte. Fridolin rief bey dem ersten Blicke erfreut: „Ey, das ist ja jenes junge Reh, das zu allen meinen folgenden Schicksalen die erste Veranlassung gegeben!" „So ist es!" sprach Herr von Finkenstein zu der Gesellschaft, die sich herbey drängte, das schöne, kunstreiche Bildwerk zu sehen. „Jenes junge Reh machte mich zuerst mit Fridolin und seinen Aeltern bekannt; jenes Reh rettete mich und die Meinigen aus einer großen Gefahr; ohne jenes Reh wären wir heute nicht so freudig versammelt. Doch das Reh war nur ein Mittel, dessen sich Gottes heilige Vorsicht zu unserm Besten bedient hat. Deßhalb ließ ich über das kleine, sehr gelungene Kunstwerk, auf dem das Reh, Fridolin und mein alter Moritz abgebildet sind, die Worte setzen:

Gott macht Alles wohl!"

P. C. Geisler gez:

Vertrau auf Gott und sey unverzagt.

Verlag von G. J. Manz in Regensburg.
Stich u. Druck durch Carl Mayer. Nbg.

Das
Blumenkörbchen
und der
Diamantring.

Eine
lehrreiche Geschichte
dem
blühenden Alter gewidmet
von
Christoph Schmid,
Domcapitular des Bisthums Augsburg im Königreiche Bayern.

Neueste, verbesserte Auflage.

Mit einem Kupfer.

1832.

Papier und Druck
von der k. k. priv. Papierfabrik und Buchdruckerey der
Gebrüder Georg und Carl Tanzer.

Erstes Kapitel.

Vater Jakob und seine Tochter Marie.

In dem gräflichen Marktflecken Eichburg lebte vor mehr als hundert Jahren ein sehr verständiger und rechtschaffener Mann, Namens Jakob Rode. Als ein armer Knabe war er einst nach Eichburg gekommen, um in dem gräflichen Schloßgarten die Gartenkunst zu erlernen. Seine trefflichen Geistesgaben, sein gutes Herz, die Geschicklichkeit, mit der er alles anfing, und seine edle Gesichtsbildung gewannen ihm das Wohlwollen der Herrschaft. Es wurden ihm mancherley kleine Geschäfte in dem Schlosse übertragen, und als der Graf, damals noch ein junger Herr, auf Reisen ging, war Jakob unter seiner Begleitung. Auf diesen Reisen hatte Jakob seinen Ver-

stand mit vielen Kenntnissen bereichert, sich eine gebildete Sprache und einen feinen Anstand erworben, und — was noch weit mehr ist — sein edles, redliches Herz unverdorben aus der großen Welt wieder mit zurück gebracht. Der Graf war darauf bedacht, Jakobs treue Dienste zu belohnen, und ihm eine einträgliche Anstellung zu verschaffen. Jakob hätte in dem Pallaste, den der Graf in der Hauptstadt besaß, Hausmeister werden können. Allein der gute Mann sehnte sich immer nach dem stilleren Landleben zurück, und da um eben diese Zeit eine kleines Gütchen zu Eichburg, das bisher verpachtet war, dem Grafen zurück gestellt wurde, so bath Jakob, es ihm in Pacht zu geben. Der edle Graf überließ es ihm auf Lebenslang unentgeldlich und bewilligte ihm noch jährlich so viel an Getreide und Holz, als für seine künftige Haushaltung nöthig seyn möchte. Jakob verheirathete sich zu Eichburg, und nährte sich von dem Ertrage des Gütchens, das, außer einem kleinen freundlichen Wohnhause, in einem großen schönen Garten bestand, der zur Hälfte mit den besten Obstbäumen bepflanzt, und zur Hälfte zum Gemüsbaue bestimmt war.

Nachdem Jakob mit seiner Gattin, die in jeder Hinsicht eine vortreffliche Frau war, mehrere Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt hatte,

ward sie ihm durch den Tod entrissen. Sein Schmerz war unaussprechlich. Der gute, bereits etwas betagte Mann alterte zusehends und seine Haare bleichten sich merklich. Seine einzige Freude in der Welt war nun seine einzige Tochter, die ihm von mehreren Kindern allein am Leben geblieben war, und bey dem Tode der Mutter erst fünf Jahre zählte. Sie hieß, wie die Mutter, Marie, und war in allem ihr treues Ebenbild. Schon als Kind war sie ungemein schön; allein, so wie sie heran wuchs, gaben ihr frommer Sinn, ihre Unschuld, ihre Bescheidenheit, ihr ungeheucheltes Wohlwollen gegen alle Menschen ihrer Schönheit eine ganz eigene Anmuth. Es blickte so etwas unbeschreiblich Gutes aus ihrem Angesichte, daß es einem war, als blickte einen ein guter Engel an. Marie hatte das fünfzehnte Jahr noch nicht zurückgelegt, als sie die kleine Haushaltung schon auf das beste besorgte. In dem heitern Wohnstübchen erblickte man nirgends ein Stäubchen, in der Küche glänzten alle Geschirre fast wie neu, das ganze Haus war ein Muster von Ordnung und Reinlichkeit. Ueberdieß half sie ihrem Vater bei den Gartenarbeiten mit unermüdetem Fleiße, und die Stunden, in denen sie so um ihn beschäftigt war, gehörten unter die vergnügtesten ihres Lebens. Denn der weise Va-

ter wußte durch erheiternde und belehrende Gespräche die Arbeit zum Vergnügen zu machen.

Marie, die unter Kräutern und Blumen aufwuchs, und deren Welt der Garten war, hatte von Kindheit an eine große Freude an schönen Blumen. Der Vater ließ daher jedes Jahr einige Samen, Zwiebeln und Ableger von Blumen kommen, die sie noch nicht kannte, und erlaubte ihr, den Rand der Gartenbeete mit Blumen zu bepflanzen. So hatte Marie in ihren freyen Stunden fortwährend eine angenehme Beschäftigung. Sie pflegte die zarten Pflänzlein auf das sorgfältigste, betrachtete fast jede fremde Knospe nachsinnend und rathend, was für eine Blume sie wohl enthalte; konnte kaum erwarten, bis sie aufbrach, und hatte dann, wenn die sehnlich erwartete Blume in ihrer Pracht dastand, eine ganz unbeschreibliche Freude. „Das ist eine reine, schuldlose Freude, sagte dann der Vater lächelnd. Mancher giebt mehr Gulden für Gold und Seide aus, als ich Kreuzer für Blumensamen, und macht seiner Tochter doch lange kein so großes und unschuldiges Vergnügen damit.“ In der That blühten für Marie jeden Monat, ja jede Woche neue Freuden auf. Sie sagte oft in ihrem Entzücken: „Das Paradies konnte kaum schöner seyn, als unser Garten!“ Es ging auch nicht leicht jemand an dem Garten vorbey,

ohne stehen zu bleiben und die schönen Blumen zu bewundern. Die Kinder aus dem Orte guckten täglich durch das Gitter, und Marie reichte ihnen immer einige Blumen hinaus.

Der weise Vater wußte aber die Freude seiner Tochter an den Blumen zu einem höheren Ziele zu leiten. Er lehrte sie in der Schönheit der Blumen, ihren mancherley Gestalten, der reinen Zeichnung, dem richtigen Ebenmaaße, den herrlichen Farben, den lieblichen Wohlgerüchen die Weisheit, Güte, und Allmacht Gottes bewundern. Er war es gewöhnt, die erste Morgenstunde der Andacht zu widmen, und er stand deßhalb immer früher auf, als es seine Arbeit erforderte. Er glaubte, das menschliche Leben habe wenig Werth, wenn der Mensch bey allen seinen Geschäften nicht ein Paar Stunden oder wenigstens halbe Stunden des Tages heraus zu bringen wisse, in denen er sich ungestört mit seinem Schöpfer unterhalten, und sich mit seiner hohen Bestimmung im Himmel beschäftigen könne. An den herrlichen Frühlings- und Sommermorgen nahm er deßhalb Marien mit in die Gartenlaube, wo man, unter dem lieblichen Gesange der Vögel, den blühenden, von Thau funkelnden Garten und eine reiche Landschaft in den goldenen Strahlen der Morgensonne übersehen konnte. Hier redete er mit ihr von Gott, der die Sonne

so freundlich scheinen läßt, Thau und Regen giebt, den Vogel in der Luft ernährt und die Blumen so herrlich kleidet. Hier lehrte er sie den Allmächtigen als den liebevollen Vater der Menschen kennen, der sich uns noch unendlich lieblicher und freundlicher, als in der ganzen Schöpfung — in seinem geliebten Sohne offenbart. Hier lehrte er sie bethen, indem er selbst mit ihr aus seinem Herzen bethete. Diese Morgenstunden trugen vieles dazu bey, die kindlichste Frömmigkeit in ihr zartes Herz zu pflanzen.

In ihren liebsten Blumen zeigte er ihr die schönen Sinnbilder jungfräulicher Tugenden. Als sie ihm einst sehr früh im März' voll Freude das erste Veilchen brachte, sprach der Vater: „Das holde Veilchen sey dir, liebe Marie, ein Bild der Demuth, der Eingezogenheit, der Wohlthätigkeit im Stillen. Es kleidet sich in die sanfte Farbe der Bescheidenheit, es blüht am liebsten im Verborgenen, es erfüllt, unter Blättern versteckt, die Luft mit dem lieblichsten Wohlgeruche. Sey auch du, liebe Marie, ein stilles Veilchen, das einen bunten prahlenden Anzug verschmäht, nicht bemerkt seyn will, und, bis es verblüht ist, im Stillen Gutes thut."

Als die Rosen und die Lilien in voller Blüthe standen, und der Garten in seiner schönsten Pracht erschien, sprach der Vater zu der hocher-

freuten Marie, indem er mit dem Finger auf eine Lilie deutete, die von der Morgensonne beleuchtet war: „Die Lilie sey dir, liebe Tochter, das Bild der Unschuld! Sieh, wie schön, wie hell und rein sie dasteht! Der weißeste Atlas ist nichts gegen ihre Blätter; sie gleichen dem Schnee. Wohl der Jungfrau, deren Herz so rein von allem Bösen ist! Die reinste aller Farben ist aber auch am schwersten rein zu bewahren. Leicht ist ein Lilienblatt verletzt; man darf es nicht rauh anfassen, oder es bleiben Flecken zurück. So kann auch ein Wort, ein Gedanke, die Unschuld verletzen! Die Rose aber, sprach er, indem er auf eine hinzeigte, sey dir, liebe Marie, das Bild der Schamhaftigkeit. Schöner als die Rosenfarbe ist die Farbe der Schamröthe. Heil der Jungfrau, die über jeden unanständigen Scherz erröthet, und sich von der Glut, die sie auf ihren Wangen fühlt, vor Gefahr der Sünde warnen läßt. Wangen, die leicht erröthen, bleiben lange schön und roth; Wangen, die nicht mehr erröthen können, werden bald bleich und gelb, und modern vor der Zeit im Grabe.“ Der Vater plückte einige Lilien und Rosen, fügte sie in einen Strauß zusammen, gab ihn Marien, und sprach: „Lilien und Rosen, diese schönen Schwesterblumen, gehören zusammen und stehen auch in Sträußen und Krän-

zen unvergleichlich schön neben einander; so sind Unschuld und Schamhaftigkeit auch Zwillingsschwestern, und können nicht getrennt werden. Ja, Gott gab der Unschuld, damit sie leichter bewahrt werde, die Schamhaftigkeit zur warnenden Schwester. Bleibe schamhaft, liebe Tochter, und du wirst auch unschuldig bleiben. Dein Herz sey immer rein gleich einer reinen Lilie, und deine Wangen werden immer den Rosen gleichen.“

Die schönste Zierde des Gartens war ein kleines Apfelbäumchen, nicht größer als ein Rosenstock, das auf einem kleinen, runden Beetchen mitten im Garten stand. Der Vater hatte es an dem Tage, da Marie geboren wurde, gepflanzt, und das Bäumchen trug alle Jahre die schönsten goldgelben und purpurgestreiften Aepfel. Einmal blühte es vorzüglich schön, und war ganz mit Blüthen bedeckt. Marie betrachtete es jeden Morgen. „O wie schön, rief sie entzückt, wie herrlich roth und weiß! Es ist, als wenn das ganze Bäumchen nur ein einziger großer Blumenstrauß wäre!“ Eines Morgens kam sie wieder — da hatte der Reifen die Blüthen versengt. Sie waren bereits gelb und braun, und schrumpften an der Sonne zusammen. Marie weinte über den traurigen Anblick. Da sprach der Vater: „So verderbt die sündliche Lust die Blüthe der Jugend. O Kind, zittre vor Verführung! Sieh,

wenn es dir auch so gehen sollte — wenn die schönen Hoffnungen, die du mir machest, nicht nur für ein Jahr, sondern für das ganze Leben so dahin schwinden sollten — ach, dann würde ich noch schmerzlichere Thränen weinen, als du jetzt weinest. Ich würde keine frohe Stunde mehr haben, und noch mit Thränen in den Augen in das Grab sinken.“ Wirklich standen ihm Thränen in den Augen — und seine Worte machten auf Marien den tiefsten Eindruck.

Unter den Augen eines so weisen und liebevollen Vaters wuchs Marie zwischen den Blumen ihres Gartens heran — blühend wie eine Rose, schuldlos wie eine Lilie, bescheiden wie ein Veilchen, und hoffnungsvoll wie ein Bäumchen in der schönsten Blüthe.

Mit zufriedenem Lächeln hatte der alte Mann jederzeit seinen lieben Garten betrachtet, dessen Früchte seinen Fleiß so schön belohnten; eine noch innigere Zufriedenheit empfand er bey dem Anblick seiner Tochter, an der die gute Erziehung, die er ihr gab, viel schönere Früchte brachte.

Zweytes Kapitel.

Marie im gräflichen Schlosse.

Einmal, an einem lieblichen Morgen zu Anfang des Mayes, hatte Marie in dem nahen Wäldchen Weidensprossen und Haselzweige geschnitten, aus denen ihr Vater, wenn es im Garten nichts zu thun gab, die niedlichsten Körbchen flocht. Da fand sie die ersten Mayblümchen. Sie pflückte einige davon, und machte zwey Sträußchen daraus, eines für ihren Vater und eines für sich. Als sie auf dem schmalen Fußsteig durch den blumigen Wiesengrund nach Hause ging, begegneten ihr die Gräfin von Eichburg und deren Tochter Amalia, die sich gewöhnlich in der Residenzstadt aufhielten, vor einigen Tagen aber auf ihrem Schlosse Eichburg angekommen waren.

Marie trat, sobald sie die beyden weißgekleideten Frauenzimmer mit grünen Sonnenschirmchen erblickte, etwas seitwärts, um ihnen Platz zu machen, und blieb ehrerbietig an dem Fußwege stehen.

„Ey, giebt es denn schon Mayblümchen!“ rief die junge Gräfin, die diese Blümchen mehr als alle andern Blumen liebte. Marie both sogleich jeder der beyden Gräfinnen ein Sträußchen an. Sie nahmen es mit Vergnügen, und die Mutter zog ihre Goldbörse von purpurrother Seide heraus, und wollte Marien beschenken.

Allein Marie sagte: „O nicht doch; es ist ganz und gar nicht deßwegen geschehen! Gönnen Eure Exzellenz einem armen Mädchen die Freude, ihrer gnädigen Herrschaft, von der sie schon so viel Gutes empfing, auch eine kleine Freude zu machen, ohne an eine Belohnung zu denken!“

Die Gräfin lächelte freundlich, und sagte, Marie solle Amalien noch öfter Mayblümchen bringen. Marie that es jeden Morgen, und so kam sie, so lange die Mayblümchen blühten, täglich in das Schloß. Amalia fand an Mariens gutem, natürlichem Verstande, ihrem heitern, fröhlichen Sinne, ihrem bescheidenen, ungekünstelten Betragen täglich mehr Wohlgefallen. Marie mußte noch manche Stunde in Amaliens Gesellschaft zubringen, nachdem alle Mayblümchen schon längstens verblüht waren. Ja, die junge Gräfin ließ es sich öfter nicht undeutlich merken, daß sie Marien immer um sich zu haben wünsche, und sie deßhalb noch in ihre Dienste zu nehmen gedenke.

Nun näherte sich Amaliens Geburtstag. Marie war auf ein kleines ländliches Geschenk bedacht. Einen Blumenstrauß hatte sie ihr schon oft gebracht. Sie verfiel daher auf einen andern Gedanken. Ihr Vater hatte den letzten Winter einige ganz ungemein schöne Arbeitskörbchen für Frauenzimmer verfertiget. Das schönste aus allen hatte er Marien geschenkt. Er hatte die Zeichnung dazu aus der Stadt erhalten, und die Arbeit war ihm ganz vorzüglich gelungen. Marie beschloß, dieses Körbchen mit Blumen zu füllen, und es Amalien zum Geburtstage zu verehren. Der Vater gab das auf ihre Bitte sehr gerne zu, und er verzierte das niedliche Körbchen noch mit Amaliens Namenszug und Familienwappen, die er sehr nett und künstlich hineinflocht.

Am Morgen von Amaliens Geburtstage pflückte nun Marie die vollsten Rosen, die schönsten weißen, rothen und blauen Levkojen, bräunlichen Goldlack, hochrothe, hellgelbe und dunkelbraune Nelken, und andere schöne Blumen von allen Farben, brach schön belaubte grüne Zweige, und ordnete die Blumen und das grüne Laubwerk so in das Körbchen, wie die Farben am schönsten von einander abstachen. Die Seiten des Körbchens umschlang sie mit einem leichten Gewinde von Rosenknospen und Moose; Amaliens Namen aber umgab sie mit einem Kränzchen von

Vergißmeinnicht. Die frischen Rosenknospen, das zarte grüne Moos und die blauen Vergißmeinnicht nahmen sich auf dem feinen weißen Gitterwerke des Körbchens ungemein gut aus. Das ganze Blumenkörbchen war wirklich überaus schön. Selbst der ernste Vater lobte Mariens Einfall mit zufriedenem Lächeln, und sagte, als sie es forttragen wollte: „Laß es noch ein wenig da, daß ich es noch länger betrachten kann.“

Marie trug das Körbchen in das Schloß und überreichte es, unter den herzlichsten Glückwünschen, der Gräfin Amalia. Die junge Gräfin saß eben an ihrem Putztische. Ihr Kammermädchen stand hinter ihr, und war mit Amaliens Kopfschmucke für das heutige Fest beschäftiget. Amalia hatte eine ganz ungemeine Freude, und konnte nicht Worte genug finden, bald die schönen Blumen, bald das nette Körbchen zu rühmen. „Gutes Kind! sagte sie, du hast ja dein ganzes Gärtchen geplündert, um mich so reichlich zu beschenken! Und dein Vater macht ja eine Arbeit — so schön, so geschmackvoll, daß ich nie etwas Schöneres sah. O komm doch sogleich mit mir zu meiner Mutter.“ Sie stand auf, nahm Marien freundlich bey der Hand, und führte sie die Treppe hinauf in das Zimmer ihrer Mutter.

„O sehen Sie doch, Mamma, rief sie schon unter der Zimmerthüre, was für ein unvergleichliches Geschenk mir Marie brachte! Ein schöneres Körbchen haben Sie wohl nie gesehen, und schönere Blumen giebt es wohl auch nicht.“

Das Blumenkörbchen gefiel auch der Gräfin sehr wohl. „In der That, sagte sie, es ist sehr schön! Ich wünschte es gemahlt zu besitzen. Das Körbchen mit den Blumen, auf denen noch der Morgenthau liegt, gäbe ein so schönes Blumenstück, als je der größte Mahler eines gemahlt hat. Es macht Mariens gutem Geschmacke sehr viel — und ihrem guten Herzen noch mehr Ehre.“

„Warte indeß hier ein wenig, liebes Kind!“ sprach sie zu Marien, und winkte Amalien, ihr in das Nebenzimmer zu folgen.

„Unbeschenkt, sagte die Gräfin in dem Nebenzimmer zu ihrer Tochter, dürfen wir Marien nicht gehen lassen. Was meynest du, daß sich wohl am besten für sie schicke?“

Amalia sann einige Augenblicke nach. „Ich denke, sagte sie hierauf, ein Kleid von mir wäre wohl das Beste, etwa, wenn Sie, liebste Mamma, es erlauben wollen, das mit den niedlichen rothen und weißen Blümchen auf dunkelgrünem Grunde. Es ist zwar noch so gut,

als neu. Ich hatte es kaum einige Male an. Allein ich bin aus demselben heraus gewachsen. Für Marie aber giebt es noch ein schönes Festkleid. Zurecht machen kann sie es sich selbst; sie ist dazu geschickt genug. Wenn es Ihnen also nicht zu viel wäre —"

„Ganz und gar nicht, sagte die Gräfin. Wenn man den Leuten etwas geben will, so muß man ihnen etwas geben, daß ihnen damit gedient ist. Das grüne Kleid mit den niedlichen Blümchen wird der kleinen Blumengärtnerin recht gut stehen."

„Geht jetzt, guten Kinder, sagte die Gräfin gütig, indem sie mit Amalia aus dem Nebenzimmer trat, und sorgt für die Blumen, damit sie bis zur Tischzeit nicht welken. Da wir heute Gäste bekommen, so soll das Körbchen die schönste Zierde der Tafel seyn, und anstatt des Aufsatzes dienen. Dir zu danken, liebe Marie, überlaß' ich Amalien!"

Amalie eilte mit Marie in ihr Zimmer, und befahl ihrem Kammermädchen, das Kleid zu holen. Jettchen — so hieß das Mädchen — blieb stehen, und sagte: „Das Kleid werden Euer Gnaden heute ja wohl nicht anziehen?" — „Nein! sagte Amalia, ich werde es Marien schenken." „Das Kleid? rief Jettchen schnell. Weiß das die gnädige Mamma?" — „Bringe du das Kleid,

sagte Amalia ernst, und für das Uebrige laß mich sorgen.“

Jettchen wandte sich schnell um, ihren Verdruß zu verbergen, und ging. Ihr Angesicht glühte von Zorn. Zornig riß sie die Kleider der jungen Gräfin aus dem Kasten. „Wenn ich nur alle sogleich zerreißen dürfte! sagte sie. Das verwünschte Gärtnermädchen! Um einen Theil von der Gunst meiner Herrschaft hat sie mich ohnehin schon gebracht, und nun stiehlt sie mir noch obendrein dieses Kleid ab; denn die abgelegten Kleider gehören von Rechtswegen mir. O, die Augen könnte ich der verhaßten Blumenkrämerin auskratzen!“ Indeß verbiß Jettchen ihren Zorn, so gut sie konnte, stellte sich, wie sie in das Zimmer trat, freundlich an, und übergab Amalien das Kleid.

„Liebe Marie, sagte Amalia, es sind mir zwar heute reichere Geschenke gemacht worden, als dein Körbchen; aber kein angenehmeres. Die Blumen in dem Kleide da sind freylich nicht so schön, als die deinigen; aber ich denke, du werdest sie aus Liebe zu mir doch nicht verschmähen. Trage das Kleid zum Andenken an mich, und grüße mir deinen Vater.“ Marie nahm das Kleid, küßte der jungen Gräfin die Hand und ging.

Jettchen setzte voll Aerger, Neid und geheimen Ingrimm ihre Arbeit stillschweigend fort. Es kostete sie in der That keine geringe Ueberwindung, es Amaliens Haaren während des Frisirens nicht ein wenig empfinden zu lassen, wie aufgebracht sie war. „Bist du böse Jettchen?“ sagte Amalia sanft. „Das wäre ja dumm, sagte Jettchen, wenn ich böse wäre, weil Sie so gut sind.“ „Das war sehr vernünftig gesprochen, sagte Gräfin Amalia; ich wünsche, du möchtest auch so vernünftig denken!“

Marie eilte indeß mit dem schönen Kleide voll Freude nach Hause. Der kluge Vater hatte aber über das schöne Geschenk keine besondere Freude. Er schüttelte den grauen Kopf und sagte: „Du hättest mir das Körblein lieber nicht in das Schloß getragen. Das Kleid ist mir, als ein Geschenk von unserer gnädigen Herrschaft, zwar sehr schätzenswerth; allein ich fürchte, es möchte Andere auf uns neidig, und was das Schlimmste wäre, dich eitel machen. Sey daher doch recht auf deiner Huth, liebe Marie, daß wenigstens das Schlimmste unterbleibe. Bescheidenheit und Sittsamkeit kleiden ein Mädchen besser, als der schönste, auserlesenste Anzug.“

Drittes Kapitel.

Der entwendete Ring.

Kaum hatte Marie das schöne Kleid anprobirt, es dann wieder sorgfältig zusammen gelegt, und in den Kasten verschlossen, so kam die junge Gräfin blaß und zitternd und fast außer Athem in das kleine Stübchen.

„Um Gottes willen, Marie, sprach sie, was hast du gemacht? Der Diamantring meiner Mutter ist weg! Niemand kam in das Zimmer, als du. O gieb ihn doch geschwind her, sonst giebt das eine schreckliche Geschichte. Gieb geschwind; dann läßt sich die Sache noch vermitteln.“

Marie erschrack, daß sie todtenbleich wurde. „Ach Gott, sagte sie, was ist das! Ich habe den Ring nicht. Ich habe in dem Zimmer nicht einmal einen Ring gesehen. Ich kam nicht von dem Plätzchen, auf dem ich stand.“

„Marie, sagte die Gräfin Amalia wieder, ich bitte dich um deiner eigenen Wohlfahrt wil-

len, gieb mir den Ring. Du weißt nicht, was der einzige Stein in demselben für einen Werth hat. Der Ring kostete bey tausend Thaler. Wenn du das gewußt hättest, so würdest du ihn sicher nicht genommen haben. Du sahst ihn wohl nur für eine Kleinigkeit an. Gieb ihn mir, und alles soll dir als ein jugendlicher Unverstand verziehen werden!“

Marie fing an zu weinen. „Wahrlich, sagte sie, ich weiß nichts von einem Ringe. Ich habe mir nie getraut, etwas Fremdes auch nur anzurühren, viel weniger es zu stehlen. Mein Vater hat es mir zu sehr eingeschärft, niemanden etwas zu nehmen.“

Jetzt trat der Vater in das Stübchen. Er hatte in dem Garten gearbeitet, und die junge Gräfin so eilfertig in das Haus gehen sehen. „Gott im Himmel, was ist das?“ rief er, als er vernommen hatte, wovon die Rede sey. Der gute Mann hatte einen solchen Schrecken, daß er sich an dem Tischecke halten, und auf die Bank niedersetzen mußte.

„Kind, sprach er, einen solchen Ring zu stehlen, ist ein Verbrechen, auf das der Tod gesetzt ist. Das ist aber noch das Wenigste. Denke an das Geboth Gottes: Du sollst nicht stehlen. Für eine solche That sind wir nicht blos den

Menschen — wir sind dafür noch einem größern Herrn verantwortlich — dem höchsten Richter, der in alle Herzen blickt, und vor dem kein Läugnen und keine Ausflucht gilt. Hast du Gottes und seiner heiligen Gebothe vergessen, und dich meiner väterlichen Ermahnungen in dem Augenblicke der Versuchung nicht mehr erinnert; hast du deine Augen von dem Glanze des Goldes und der Edelsteine verblenden und dich zu dieser Sünde verleiten lassen: so läugne es nicht, bekenne es, und gieb den Ring zurück. Das ist der einzige Weg, den Fehler gut zu machen, so viel er noch kann gut gemacht werden.“

Marie sagte weinend und schluchzend: „O Vater, gewiß — gewiß — ich habe nichts von einem Ringe gesehen. Ach, wenn ich einen solchen Ring auf der Strasse gefunden hätte, ich würde keine Ruhe mehr haben, bis ich ihn dem Eigenthümer wieder zurück gestellt hätte. Gewiß, ich hab' ihn nicht!“

„Sieh, fing der Vater wieder an, der Engel, die junge Gräfin Amalia, die nur aus Liebe zu dir herunter kam, um dich noch aus den Händen des Gerichts zu erretten, die es so gut mit dir meynt, die dich diesen Augenblick erst so reichlich beschenkte, verdient es nicht, daß du sie belügest — und sie zu deinem eigenen Verderben zu hintergehen suchest! Hast du

den Ring, so sag' es, und die gnädige Gräfin hier wird durch ihre Fürbitte die verdiente Strafe von dir abwenden. Marie, sey aufrichtig und lüge nicht."

„Vater! sagte Marie, Ihr wißt es ja selbst, in meinem ganzen Leben habe ich nicht eines Hellers werth gestohlen! Nicht einmal einen Apfel von einem fremden Baume oder eine Hand voll Gras von der Wiese eines andern würde ich mir zu nehmen getrauen; wie viel weniger etwas so Kostbares. Glaubt es doch, Vater! ich habe Euch ja in meinem Leben nie angelogen!"

„Marie, sagte der Vater noch einmal, sieh meine grauen Haare an! Bring' sie nicht mit Herzenleid unter die Erde! Erspar' mir diesen Jammer! Sag' es vor Gott — zu dem ich bald zu kommen hoffe, und der keine Diebin in seinen Himmel eingehen läßt — hast du den Ring? Um deiner eigenen Seligkeit willen bitte ich dich, sage die Wahrheit!"

Marie blickte mit weinenden Augen zum Himmel, erhob die gefalteten Hände und rief: „Gott weiß es, ich habe den Ring nicht! So gewiß ich selig werden will; so gewiß habe ich ihn nicht."

„Nun, sagte der Vater, so glaub' ich es auch, du hast ihn nicht. Denn so würdest du

vor Gottes Angesicht, vor der edlen Gräfin hier, und vor deinem alten Vater nicht lügen. Und da du, wie ich fest glaube, unschuldig bist, so bin ich ruhig. Sey es du auch, Marie, und fürchte nichts. Es giebt nur ein einziges wahres Uebel in der Welt, das wir zu fürchten haben, und das ist die Sünde. Kerker und Tod sind nichts dagegen. Was nun auch über uns kommen wird, und wenn uns auch alle Menschen verlassen, und wider uns seyn werden: so haben wir doch Gott zum Freunde, und der rettet uns gewiß, und bringt unsre Unschuld hier oder dort an den Tag.“

Die junge Gräfin wischte sich eine Thräne ab und sagte: „Wenn ich euch, ihr lieben Leute, so reden höre, so glaube ich es freylich auch, daß ihr den Ring nicht habt. Allein, wenn ich wieder alle Umstände überlege, so scheint es mir doch nicht anders möglich — ihr müßt ihn haben! Meine Mutter weiß das Plätzchen auf ihrem Arbeitstischchen, wo sie den Ring hinlegte, gerade bevor ich mit Marien ins Zimmer trat, bestimmt. Keine Seele kam sonst in das Zimmer. Daß ich nicht an das Tischchen hinkam, wird Marie selbst bezeugen. Marie war, während meine Mutter mit mir in dem Nebenzimmer redete, allein in dem Zimmer; vor und nach ihr kein Mensch. Nachdem wir fort waren,

schloß meine Mutter die Thüre, um sich anders anzukleiden. Da sie angekleidet ist, und nur noch den Ring anstecken will — weg ist er. Zum Ueberflusse durchsuchte meine Mutter noch selbst das ganze Zimmer. Sie brauchte noch die Vorsicht, und ließ niemanden von unsern eigenen Leuten, nicht einmal mich in das Zimmer, bis sie alles zwey, drey mal durchsucht hatte. Allein vergebens! Wer kann nun den Ring haben?" —

„Das begreife ich auch nicht! sagte der Vater, Gott hat uns eine schwere Prüfung zugedacht. Doch, was da auch über uns verhängt seyn sollte — sagte er mit einem Blicke zum Himmel — sieh, Herr, hier bin ich! Nur deine Gnade, o Gott, und es ist mir genug."

„Wahrhaftig, sagte die Gräfin, ich gehe mit recht schwerem Herzen nach Hause. Das ist mir ein trauriger Geburtstag! Es wird eine böse Geschichte geben. Meine Mutter hat zwar noch keiner Seele ein Wort davon gesagt, als mir, um Marien nicht unglücklich zu machen. Allein länger läßt sich die Sache nicht mehr verheimlichen. Meine Mutter muß den Ring heute tragen. Mein Vater, den wir heute auf Mittag aus der Residenz erwarten, würde ihn sogleich vermissen. Er hat ihn ihr an dem Tage verehrt, da ich zur Welt kam. Sie trug ihn noch jedesmal an meinem Geburtstage. Sie erwartet, daß

ich ihn gewiß bringe!“ — — „Lebt wohl! sagte Amalia noch. Ich will es wohl sagen, daß ich euch für unschuldig halte; aber wird man mir es auch glauben?“ Sie ging traurig und mit Thränen in den Augen zur Thüre hinaus. Vater und Tochter waren zu bestürzt, als daß eines sie hätte begleiten können.

Der Vater saß auf der Bank, stützte den Kopf auf die Hand, sah nachdenkend zur Erde, und Zähren flossen über seine bleichen Wangen. Marie fiel vor ihm auf die Knie, blickte weinend zu ihm auf, und sagte: „O Vater, gewiß, ich bin an der ganzen Geschichte unschuldig. Gewiß, ich bin unschuldig!“

Der Vater hob sie auf, blickte ihr lange in die blauen Augen, und sagte dann: „Ja, Marie, du bist unschuldig. So redlich und treuherzig kann einen die Schuld nicht anblicken.“

„O Vater, fing Marie wieder an, was kann dieß für ein Ende nehmen! Wie wird es uns ergehen! O, wenn das, was da kommen wird, nur mich allein träfe, ich wollte es gerne tragen. Aber daß Ihr, Ihr wegen meiner leiden sollet, das ist mir das Schrecklichste!“

„Vertrau' auf Gott, sagte der Vater, und sey unverzagt. Gegen seinen Willen kann uns kein Haar gekrümmt werden. Was da kom-

men wird, ist alles von Gott — also gut, und zu unserm Besten, und was wollen wir mehr? — Laß dich nur nicht schrecken, und bleibe immer genau bey der Wahrheit. Wie man dir drohen, was man dir auch versprechen wird, weiche nur kein Haar breit von der Wahrheit ab, und verletze dein Gewissen nicht. Ein gutes Gewissen ist ein gutes Hauptkissen — auch im Kerker. —

Wir werden jetzt wohl von einander getrennt werden; dein Vater wird dich nicht mehr trösten können, gute Marie! Halte dich also desto fester an deinen Vater im Himmel. Er, der mächtige Beschützer der Unschuld, kann dir nicht genommen werden!“

Jetzt ward plötzlich die Thüre aufgerissen — der Justizamtmann, der Aktuar, und mehrere Gerichtsdiener traten in das Stübchen. Marie that einen lauten Schrey und umfaßte ihren Vater mit beyden Armen. „Reißt sie auseinander, rief der Amtmann, und seine Augen funkelten von Zorn. Die Tochter legt in Ketten und werft sie in das Gefängniß. Auch den Vater bringt einstweilen in sichere Verwahrung. Haus und Garten haltet wohl besetzt und bewacht, und laßt niemanden herein, bis ich und der Aktuar alles selbst genau durchsucht haben.“

Die Gerichtsdiener rissen Marie, die ihren Vater fest umschlungen hielt, ihm mit Gewalt

aus den Armen, und fesselten sie. Sie fiel in Ohnmacht, und ward ohnmächtig fortgeschleppt. Als man Vater und Tochter auf die Strasse heraus brachte, waren schon eine Menge Leute zusammen gelaufen. Die Geschichte von dem Ringe hatte sich sogleich durch den ganzen Flecken verbreitet. Es war ein Auflauf, ein Gedränge um das kleine Gärtnerhaus, als stünde es im Brande. Man hörte die verschiedensten Urtheile. So gut Jakob und Marie gegen alle Menschen waren, so fehlte es doch nicht an Leuten, die voll Schadenfreude die boshaftesten Anmerkungen machten. Weil Jakob und Marie durch Fleiß und Sparsamkeit sich sehr gut fortbrachten, so wurden sie von manchen beneidet. „Nun weiß man doch, sagten sie, woher ihr Vermögen kommt. Vorher konnten wir es nicht begreifen. So aber — ist es keine Kunst, besser zu leben, und sich schöner zu kleiden, als andere ehrliche Leute im Flecken.“

Die meisten Einwohner von Eichburg hatten aber ein aufrichtiges Mitleiden mit dem ehrlichen Jakob und seiner guten Tochter, und mancher Hausvater und manche Hausmutter sprachen unter einander: „Ach Gott, es ist doch ein Elend mit uns Menschen. Der Beste ist nicht sicher vor dem Fall. Wer hätte das von den wackern Leuten gedacht? Doch — vielleicht ist es nicht

so, und dann wolle Gott ihre Unschuld an den Tag kommen lassen! Und wäre es auch, nun so wolle Gott ihnen beystehen, daß sie ihren Fehler erkennen, sich bessern, und dem großen Unglücke, das ihnen droht, entgehen. Er wolle uns alle in Gnaden vor Sünden bewahren, vor denen wir ja keinen Tag ganz sicher sind!“

Von den Kindern des Ortes standen da und dort einige beysammen und weinten. „Ach, sagten sie, wenn man sie einsperret, so kann uns ja der ehrliche Jakob kein Obst und die gute Marie keine Blumen mehr geben. Man sollte es nicht thun!“

Viertes Kapitel.

Marie im Gefängnisse.

Man hatte Marien noch halb ohnmächtig in das Gefängniß gebracht. Sie kam zu sich selbst, weinte, schluchzte, rang die Hände, bethete und sank dann, von Schrecken, Traurigkeit und dem vielen Weinen ganz erschöpft, auf ihr Lager von Stroh, und ein sanfter Schlaf schloß ihr die müden Augenlieder. Als sie wieder erwachte, war

es bereits Nacht. Alles um sie her war dunkel und sie konnte nichts unterscheiden. Sie wußte lange nicht, wo sie war. Die Geschichte mit dem Ringe kam ihr wie ein bloßer Traum vor, und sie meynte anfangs, sie befinde sich in ihrem Bette. Sie fing schon an, sich zu freuen — allein da fühlte sie die Ketten an ihren Händen, und das Rasseln derselben klang fürchterlich in ihren Ohren. Erschrocken fuhr sie von ihrem Strohlager auf. „O was kann ich anders thun, rief sie, und sank auf die Knie, als diese gefesselten Hände zu Dir empor heben, lieber Gott! O blicke in dieses Gefängniß, und sieh mich hier auf meinen Knien. Du weißt es, daß ich unschuldig bin! Du bist der Retter der Unschuld! Rette mich! Erbarme Dich meiner — erbarme Dich meines armen alten Vaters! O gieb doch nur wenigstens ihm Trost in das Herz und laß lieber mich alle Leiden doppelt fühlen!“ —

Ein Strom von Thränen floß bey dem Gedanken an ihren Vater aus ihren Augen; Schmerz und Mitleiden erstickten ihre Stimme. Sie weinte und schluchzte lange so fort.

Jetzt schien der Mond, den bisher schwere Gewitterwolken bedeckt hatten, durch das kleine, schwarze Eisengitter in ihren Kerker, und bildete das Gitter auf dem Boden des Gefängnisses ab.

Marie konnte am Wiederscheine des hellen Mondlichtes die vier Wände des engen Kerkers, die rohen Ziegelsteine, aus denen sie aufgeführt waren, die weißen Kalkfugen zwischen den rothen Steinen, das kleine Mäuerlein, das in einer Ecke statt eines Tisches angebracht war, den irdenen Krug und das irdene Schüsselein, die auf dem Mäuerchen standen, und jedes Hälmlein des Strohes, das ihr zum Lager diente, deutlich erkennen. So wie die dichte Finsterniß um Marie verschwunden war, wurde es ihr etwas leichter um das Herz. Es war ihr bey dem Anblicke des Mondes nicht anders, als erblickte sie einen alten Freund. „Kommst du, sagte sie, lieber Mond, und siehst du dich nach deiner Freundin um? O damals, als du noch durch die grünen Rebenblätter am Fenster in mein kleines Schlafkämmerlein schienest, damals glänztest du viel schöner und heller, als jetzt durch dieses dicke, schwarze Eisengitter. Trauerst du etwa auch mit mir? — Ach, ich hätte freylich nie geglaubt, dich einmal so zu sehen! — Was macht wohl jetzt mein Vater? Wacht er jetzt vielleicht auch, und weinet und jammert er, wie ich? Ach, daß ich ihn doch nur einen Augenblick sehen könnte! Du, lieber Mond, blickest vielleicht jetzt auch in seinen Kerker! O, könntest du doch reden, könntest du ihm doch sagen, wie seine Marie um ihn weine und jammere!“

„Aber, wie thöricht rede ich in meiner Trauer! Verzeih mir diese eiteln Reden, lieber Gott! Du, o Gott, blickest in das Gefängniß meines Vaters! Du siehst ihn und mich! Du schaueſt in unſer beyder Herzen! Deine allmächtige Hülfe läßt sich durch keine Mauern und durch keine Eisengitter abhalten. O sende Du ihm Trost in seinen Leiden.“

Marie bemerkte hierauf mit Verwunderung, daß ein lieblicher Geruch von Blumen ihr Gefängniß erfülle. Sie hatte am Morgen einige Rosenknospen und andere Blumen, die ihr von dem Blumenkörbchen übrig geblieben waren, in ein Sträußchen gebunden, und es vor die Brust gesteckt. Diese Blumen hauchten die süssen Wohlgerüche aus. „Seyd ihr noch da, ihr lieben Blümchen, sagte sie, als sie das Sträußchen erblickte, und mußtet ihr auch mit mir in das Gefängniß hieher wandern, ihr schuldlosen Geschöpfe? Womit habt denn ihr es verdient? Doch, das sey mein Trost, daß ich es so wenig verschuldet habe, als ihr.“

Sie nahm das Sträußchen ab, und betrachtete es am Schimmer des Mondes. „Ach, sagte sie, als ich am Morgen in meinem Garten diese Rosenknospen und an dem nahen Bächlein, diese Vergißmeinnicht pflückte, wer hätte da geglaubt, daß ich den Abend in diesem Kerker

liegen würde! — Als ich jene Blumenkette flocht, wer hätte es gedacht, daß ich heute noch diese eisernen Ketten tragen würde? So veränderlich ist alles auf Erden! So weiß kein Mensch, wie schnell es mit ihm anders werden kann — und zu welchen traurigen Ereignissen seine schuldlosesten Handlungen Anlaß geben können. Der Mensch hat also wohl Ursache, sich jeden Morgen dem Schutze Gottes zu empfehlen.“

Sie weinte aufs neue; ihre Thränen tröpfelten auf die Rosenknospen und Vergißmeinnicht, und schimmerten im Mondlichte daran, wie Thau. „Der die Blumen nicht vergißt, und sie mit Thau und Regen tränkt, sagte sie, kann ja auch meiner nicht vergessen. Ja, Du lieber Gott! tröpfle Trost in mein Herz und in das Herz meines Vaters, wie Du die Kelche der dürstenden Blumen mit reinem Thau des Himmels füllest!“

Mit Thränen gedachte sie jetzt ihres Vaters. „O du guter Mann! sagte sie; wenn ich dieses Sträußchen da so betrachte — wie viele deiner Worte, die du mir über die Blumen sagtest, kommen mir da wieder zu Sinne.“

„Diese Rosenknospen da blühten aus den Dornen hervor; so werden auch aus diesen meinen Leiden Freuden hervorblühen! Wer diese halbaufgeblühte Rose früher hätte aus der fest-

verschloßenen Knospe hervorziehen wollen, der hätte sie nur zerstört. Gott enthüllte sie nach und nach, gleichsam mit sanftem leisen Finger, diese zarten Purpurblättchen, und hauchte in ihr Innerstes den lieblichen Wohlgeruch. Er wird auch mein Leiden wenden, und den Segen, den es in sich schließt, enthüllen! Ich will allso geduldig warten, bis die rechte Zeit dazu da ist!"

„Diese Vergißmeinnicht erinnern mich an ihren Schöpfer! Ja, Du lieber Gott, ich will Deiner nicht vergessen, wie Du meiner nicht vergissest! — Sie sind blau, diese zarten Blümchen, wie der Himmel. Der Himmel sey mein Trost bey allen Leiden dieser Erde!"

„Das ist eine wohlriechende Wicke mit den zarten weißen und rothen Blättchen! Wie dieses schlanke Gewächs sich an dem nahen Stabe, ohne den es im Staube kriechen würde, aufschwingt, und so — freudig blühend — wie mit Schmetterlingsflügeln über dem Staube der Erde schwebt, so will ich mich fest an Dich halten, o Gott, und mich so über den Staub und die Leiden der Erde fröhlich emporschwingen."

„Diese Resede hier ist es vorzüglich, die den ganzen Kerker mit lieblichen Gerüchen erfüllt. Sanftes, mildes Kräutchen, auch den, der dich abbricht, erfreuest du mit deinem Wohlgeruch.

geruch. Dir will ich auch gleichen — auch denen gut seyn, die mich, ohne daß ich ihnen etwas zu Leid that, aus meinem Garten rissen, und in diesen Kerker warfen!“

„Hier ist ein Zweiglein Singrün. Dieses bleibet auch im Winter frisch, und behält auch zur rauhen Jahreszeit die schöne, grüne Farbe der Hoffnung! Ich will auch jetzt, zur Zeit des Leidens, die Hoffnung nicht aufgeben. Gott, der dieses kleine Gewächs mitten unter den Stürmen des Winters, unter Eis und Schnee, frisch und grün erhalten kann, der wird auch mich erhalten — mitten unter den Stürmen des Leidens!“

„Da sind noch ein Paar Lorberblätter. Diese erinnern mich an den unverwelklichen Lorberkranz, der allen, die hier auf Erden geduldig und heldenmüthig leiden, im Himmel hinterlegt ist. O mir ist es, ich sähe ihn schon, von goldenen Strahlen umgeben, diesen herrlichen ewiggrünen Siegeskranz! Ihr Blumen der Erde seyd wie ihre Freuden alle vergänglich, und welket alle bald dahin. Aber dort droben wartet nach den kurzen Leiden dieser Erde eine Seligkeit, eine Herrlichkeit auf uns, die ewig und unvergänglich ist.“

Eine finstere Wolke verdunkelte jetzt plötzlich den Mond. Marie sah nichts mehr von ihren Blumen, und schauerliches Dunkel erfüllte den Kerker. Es ward ihr aufs neue bange um das Herz. Allein bald ging die Wolke vorüber und der Mond schien wieder hell und schön, wie zuvor. „So, sprach jetzt Marie, kann die Unschuld wohl auch verdunkelt werden; aber am Ende glänzt sie doch wieder hell und schön. So wirst Du, o Gott, auch meine Unschuld, auf der jetzt eine schwere Wolke bösen Verdachtes ruht, am Ende gegen alle falsche Beschuldigungen siegen lassen.“

Marie legte sich jetzt wieder auf ihren Bund Stroh nieder und schlief ruhig und getrost ein. Ein lieblicher Traum tröstete und erheiterte sie noch im Schlafe. Sie träumte, sie wandle beym Mondscheine in einem ihr ganz fremden Gärtchen, das mitten in einer rauhen Wildniß voll finsterer Tannen lag, und ihr unbeschreiblich lieblich und freundlich vorkam. So hell und schön hatte sie den Mond noch nie gesehen. Alle die bunten Blumen des Gärtchens blühten und dufteten, von seinem sanften Schimmer erhellt, schöner und lieblicher. Auch ihren Vater erblickte sie in dem wunderschönen Gärtchen. Der Mond erleuchtete sein ehrwürdiges, heiter lächelndes Angesicht. Sie eilte auf ihn zu, und weinte an

seinem Halse die süßesten Thränen, von denen, als sie erwachte, ihre Wangen noch ganz naß waren.

Fünftes Kapitel.

Marie vor Gericht.

Marie war kaum erwacht, so trat ein Gerichtsdiener in das Gefängniß, und führte sie vor Gericht. Ein Schauder überlief sie, als sie in die düstre, hochgewölbte Gerichtsstube, mit den alterthümlichen Fenstern voll kleiner sechseckiger Scheiben hineintrat. Der Amtmann saß als Richter in einem großen mit blutrothem Tuche überzogenen Armsessel; der Aktuar mit der Feder in der Hand an einem ungeheuren Schreibtische, der vor Alters bereits ganz schwarz aussah. Der Richter legte ihr eine Menge Fragen vor; Marie beantwortete sie alle der Wahrheit gemäß. Sie weinte, jammerte, betheuerte ihre Unschuld. Allein der Richter sprach: „Mich betrügest du nicht, das Unmögliche für möglich zu halten. Niemand kam in das Zimmer, als du;

niemand kann den Ring haben, als du; also bekenne!“

Marie wiederholte unter Thränen: „Ich kann und weiß es einmal nicht anders zu sagen! Ich weiß gar nichts von einem Ringe; ich sah ihn nicht, und hab' ihn nicht!“

„Man hat den Ring in deinen Händen gesehen! fuhr der Richter fort. Was sagst du nun dazu?“ Marie betheuerte, das sey unmöglich. Der Richter klingelte hierauf, und — Jettchen wurde herein geführt.

Jettchen hatte in ihrem grimmigen Zorne wegen des Kleides und in der bösen Absicht, Marien um die Gunst der Herrschaft zu bringen; zu den Leuten im Schlosse gesagt: „Den Ring hat niemand anders, als das liederliche Gärtnermädchen. Als ich sie die Treppe herabkommen sah, betrachtete sie in der Hand einen Ring mit Steinen. Sie schob ihn aber, als sie mich merkte, den Augenblick erschrocken ein. Mir kam das sogleich verdächtig vor. Indeß wollte ich nicht voreilig seyn und schwieg. Vielleicht, dachte ich, hat man ihr den Ring, so wie manches Andere, geschenkt. Hat sie ihn aber gestohlen, so wird es schon Lärm werden, und dann ist es noch immer Zeit zu reden. Ich bin recht froh, daß ich heute noch nicht in das Zimmer

der gnädigen Gräfin kam. Solche schlechte Leute, wie diese heuchlerische Marie, könnten auch noch andere honette Personen in Verdacht bringen."

Man nahm Jettchen beym Worte; sie sollte jetzt ihre Aussage vor Gericht bestätigen. Als sie in die Gerichtsstube trat, und der Richter sie ermahnte, vor Gott die Wahrheit zu bekennen, da klopfte ihr freilich das Herz nicht wenig, und die Knie zitterten ihr. Allein das schlechte Mädchen gab den Worten des Richters und der Stimme ihres Gewissens kein Gehör. Sie dachte: „Wenn ich jetzt bekenne, daß ich gelogen habe, so werde ich davon gejagt, oder gar eingesperrt!' Sie bestand daher auf ihrer Lüge, und sagte es Marien frech unter das Gesicht: „Du hast den Ring; ich habe ihn bey dir gesehen."

Marie entsetzte sich über diese Falschheit. Allein sie lästerte und schmähte nicht. Sie weinte blos, und konnte vor Weinen kaum die Worte hervorbringen: „Es ist nicht wahr; du sahest den Ring nicht bey mir. Wie magst du doch so entsetzlich lügen, und mich, die dir kein Leid gethan hat, so unglücklich machen!"

Allein Jettchen, die nur auf ihren eignen zeitlichen Vortheil sah, und noch immer voll Haß und Neid gegen Marie war, kehrte sich gar

nicht daran. Sie wiederholte ihre Lüge noch einmal mit allen erdichteten Umständen ausführlich, und ward dann auf den Wink des Richters wieder abgeführt.

„Du bist überwiesen! sagte der Richter hierauf zu Marien. Alle Umstände sind gegen dich. Die Kammerjungfer der jungen Gräfin hat den Ring sogar in deinen Händen gesehen. Nun sag' an, wo du ihn hingethan hast."

Marie blieb darauf, sie habe ihn nicht. Da ließ der Richter sie schlagen bis aufs Blut. Marie schrie, weinte, flehte zu Gott, wiederholte immer und immer, sie sey unschuldig — allein alles half nichts. Sie wurde grausam mißhandelt. Blaß, zitternd, blutend wurde sie endlich wieder in das Gefängniß geworfen. Ihre Wunden schmerzten sie entsetzlich; schlaflos lag sie die halbe Nacht auf ihrem harten Lager von Stroh; sie weinte, wimmerte, bethete zu Gott — dieser sandte ihr endlich einen erquickenden Schlummer.

Des andern Tages ließ der Richter Marien wieder vor Gericht bringen. Da alle Strenge nichts geholfen hatte, so versuchte er sie durch Milde und durch freundliche Versprechungen zum Geständnisse zu bringen. „Du hast das Leben verwirkt! sagte er. Du hast verdient, durch das Schwert hingerichtet zu werden. Wenn du

aber bekennest, wo der Ring ist, so soll dir nichts weiters mehr geschehen. Die Schläge sollen für deine Strafe gelten. Du sollst mit deinem Vater wieder friedlich in deine Wohnung zurück kehren. Bedenke das wohl, und wähle — zwischen Leben und Tod! Sieh, ich meyne es dir gut. Was wird der gestohlene Ring dir nützen, wenn dein Haupt blutend zu deinen Füssen liegt? — — Marie blieb bey ihrer ersten Aussage.

Der Richter, der ihre große Liebe zu ihrem Vater bemerkt hatte, fuhr fort: „Wenn du denn verstockt bleiben, und selbst dein junges Leben nicht achten willst — so denke an das graue Haupt deines Vaters! Willst du es blutend unter der Hand des Henkers fallen sehen? Wer, als er, kann dich beredet haben, so hartnäckig zu läugnen? Meynest du nicht, daß es ihm auch den Kopf kosten könnte? Marie erschrack über diese Worte, daß sie fast umsank. „Bekenne, sagte der Richter, daß du den Ring genommen hast. Ein Wort, die einzige Sylbe „Ja!“ kann dein und deines Vaters Leben retten!“

Dieß war für Marie eine harte Versuchung. Sie schwieg lange still. Es kam ihr wohl der Gedanke, sie könnte sagen, sie habe den Ring genommen, und unterwegs verloren. Allein sie

dachte bey sich selbst: „Nein, es ist doch besser, es durchaus mit der Wahrheit zu halten. Lügen wäre ja Sünde. Um keinen Preis will ich eine Sünde begehen — und könnte ich dadurch selbst mein und meines Vaters Leben retten. Dir, o Gott, will ich gehorchen, und alles übrige getrost Dir überlassen.“ Sie sagte hierauf mit lauter, bewegter Stimme: „Wenn ich sagen würde, daß ich den Ring habe, so wäre das eine Lüge, und wenn ich mich durch eine Lüge vom Tode befreyen könnte, so wollte ich es doch nicht thun. Aber — fuhr sie fort — wenn einmal Blut fließen soll, o so schonet doch der grauen Haare meines guten Vaters! Für ihn will ich mit Freuden mein Blut vergießen.“

Von diesen Worten wurden alle, die zugegen waren, gerührt. Selbst dem Richter, ein so ernster, strenger Mann er sonst war, gingen sie zu Herzen. Er schwieg — und winkte, Marien wieder in das Gefängniß zu führen.

Sechstes Kapitel.

Vater Jakob bey Marie im Gefängnisse.

Der Richter befand sich nun in nicht geringer Verlegenheit. „Es ist heute schon der dritte Tag, sagte er am folgenden Morgen zu seinem Aktuar, und wir sind noch nicht weiter, als in der ersten Stunde. Wenn ich nur eine Möglichkeit vor mir sähe, daß jemand anders den Ring haben könnte, so wollte ich glauben, das Mädchen sey unschuldig. Eine solche Hartnäckigkeit in einem so zarten Alter ist etwas ganz Unerhörtes. Allein die Umstände sind zu klar gegen sie; es kann nicht anders seyn, sie muß den Ring dennoch gestohlen haben.“

Er ging noch einmal zur Gräfin, und befragte sie noch einmal um die kleinsten Umstände. Er nahm Jettchen noch einmal in das Verhör. Er saß den ganzen Tag über den Prozeßakten und überlegte ein jedes Wort, das Marie im Verhöre gesagt hatte. Er ließ endlich noch am späten Abende Mariens Vater aus dem Gefängnisse holen, und auf sein Zimmer bringen.

„Jakob, fing er an, ich bin zwar als ein strenger Mann bekannt. Aber das werdet Ihr mir doch nicht nachsagen können, daß ich in meinem Leben jemanden mit Wissen Unrecht gethan habe. Ich denke, Ihr traut es mir zu, daß ich den Tod Eurer Tochter nicht will. Allein nach allen Umständen muß sie den Diebstahl begangen haben, und nach den Gesetzen muß sie sterben. Die Aussage der Kammerjungfer bringt die Sache zur völligen Gewißheit. Wenn indeß der Ring zum Vorschein käme, und so der Schaden gut gemacht würde, so könnte sie ihrer Jugend wegen begnadigt werden. Fährt sie aber fort, so hartnäckig und boshaft zu läugnen, so ersetzt die Bosheit, was ihr an Jahren abgeht, und sie ist ein Kind des Todes. Geht also zu ihr, Jakob; redet ihr zu, den Ring zurück zu geben, und ich gebe Euch die Hand darauf, sie soll dann — aber nur dann, merkt das! — nicht sterben, sondern mit einer gelindern Strafe davon kommen. Ihr seyd Vater; Ihr vermögt alles über sie! Wenn Ihr nichts aus ihr heraus bringt — was kann man anders denken, als daß Ihr mit ihr einverstanden seyd, und an ihrem Verbrechen Theil genommen habt? Noch einmal! wenn der Ring nicht zum Vorschein kommt, so geht es nicht gut.“

Der Vater sagte: Reden will ich wohl mit ihr; aber daß sie den Ring nicht gestohlen hat, und es also auch nicht einbekennen wird, weiß ich schon zuvor. Ich will indeß alles versuchen und ich sehe es als eine große Gnade an, daß ich mein Kind, wenn es jedoch unschuldig hingerichtet werden sollte, zuvor noch einmal sehen darf!“

Der Gerichtsdiener führte den alten Mann stillschweigend in Mariens Gefängniß, stellte die rauchende Oellampe auf das Mäuerlein im Kerker, auf dem das irdene Schüsselein mit Mariens Nachtessen, und der irdene Wasserkrug noch unberührt da standen, ging dann wieder hinaus, und schloß die Thüre hinter sich zu.

Marie lag, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, auf ihrem Stroh und schlummerte ein wenig. Als sie die Augen öffnete, und den düsterrothen Schimmer der Oellampe bemerkte, wandte sie sich um — erblickte ihren Vater, that einen lauten Schrey, fuhr, daß ihre Ketten rasselten, von ihrem Strohlager auf, und fiel, halb ohnmächtig, ihrem Vater um den Hals. Er setzte sich mit ihr auf das Stroh, und schloß sie fest in seine Arme. Beyde schwiegen lange, und ihre Thränen floßen in einander.

Endlich fing der Vater an, seinem Auftrage gemäß zu reden. „Ach Vater, fiel ihm Marie

in das Wort, Ihr, Ihr werdet ja doch nicht an meiner Unschuld zweifeln! Ach Gott, fuhr sie weinend fort, so ist denn kein Mensch mehr in der Welt, der mich nicht für eine Diebin hält! Selbst mein Vater nicht! — Vater, glaubt es doch, Ihr habt an mir keine Diebin erzogen."

„Sey ruhig, liebes Kind, ich glaube dir! sprach der Vater. Es ward mir blos so befohlen, dich zu fragen." Beyde schwiegen wieder.

Der Vater betrachtete Marien. Ihre Wangen waren blaß und abgehärmt, ihre Augen vom Weinen roth und geschwollen, ihre dichten, blonden Haare, in die sie sich hätte ganz einhüllen können, waren aufgelöset und flogen zerstreut umher. „Armes Kind, sprach er, Gott hat dir ein schweres Leiden aufgelegt! Und ich fürchte — ich fürchte, das Allerschwerste, das Entsetzlichste kommt erst noch! Ach vielleicht — vielleicht werden sie dir dieses jugendliche Haupt gar abschlagen!" —

„Ach Vater, sagte Marie, um mich ist es mir gar nicht. Aber Euer graues Haupt — o Gott! — wenn ich das unter dem Schwerte müßte fallen sehen!"

„Für mich fürchte nichts, liebes Kind, sagte der Vater. Mir geschieht nichts! Aber mit dir — ich hoffe zwar noch das Bessere — aber

mit dir könnte es wirklich so weit kommen, daß — —."

„O, rief Marie freudig, indem sie den Vater unterbrach, wenn dieß ist, dann ist mir der schwerste Stein vom Herzen — dann ist alles gut. Vater, gewiß! Ich fürchte den Tod nicht. Ich komme ja zu Gott, zu meinem Erlöser! Auch meine Mutter werde ich im Himmel sehen! O wie freue ich mich darauf!"

Diese Worte gingen dem alten Vater tief zu Herzen. Er weinte wie ein Kind. „Nun, Gott Lob, sagte er endlich, und faltete die Hände, Gott Lob, daß ich dich so gefaßt finde. Zwar ist es hart — sehr hart — für einen alten, abgelebten Mann, für einen liebenden Vater, sein einziges, sein inniggeliebtes Kind, den einzigen Trost, die letzte Stütze, die Krone und Freude seines Alters so zu verlieren! — Doch, schluchzte er mit gebrochener Stimme, Herr, dein Wille geschehe. Du verlangest ein schweres Opfer von dem Vaterherzen. Allein Dir bring' ich es willig. Nimm sie hin! In deine Hände übergebe ich sie, mein Liebstes auf Erden: da ist sie am Besten aufgehoben. Deinem unendlich liebevollern Vaterherzen empfehle ich sie; da ist sie am besten versorgt. — Ach, es ist doch besser, liebe Marie, du stirbst unschuldig auf der Richtstätte unter dem Schwerte des Scharfrichters, als daß

ich es hätte erleben müssen, daß du in dieser verderblichen Welt verführt, deiner Unschuld beraubt, und zu Sünde und Laster wärest verleitet worden. Verzeih, daß ich so rede. Du bist wohl noch gut, sehr gut — werth unter die Engel des Himmels versetzt zu werden; aber die Welt ist böse, sehr böse; alles ist möglich, und selbst Engel fielen. Stirb denn, wenn es Gottes heiliger Wille so seyn sollte, getrost, meine Tochter. Noch stirbst du in deiner Unschuld. Das ist der schönste Tod, so blutig er auch seyn mag. Du wirst dann als eine reine unbefleckte Lilie aus einem rauhen Boden in das bessere Land — ins Paradies versetzt!"

Ein Strom von Thränen unterbrach seine Worte. „Doch, noch Eines! sagte er über eine Weile. Jettchen hat gegen dich gezeugt. Sie betheuerte es eidlich, sie habe den Ring in deiner Hand gesehen. Ihr Zeugniß ist dein Tod, wenn du solltest hingerichtet werden. Aber — nicht wahr, du verzeihest ihr? Du nimmst keinen Haß mit in jene Welt? — Ach, auf diesem Stroh hier, in diesem dumpfen Kerker, mit diesen schweren Ketten beladen, bist du doch glücklicher, als sie in dem herrschaftlichen Schlosse, in Seide und Spitzen, in Ueberfluß und Ehre. Besser unschuldig sterben, wie du, als schändlich leben, wie sie. Verzeih ihr, Marie, wie dein

Erlöser seinen Feinden auch verzieh. Nicht wahr, du verzeihst ihr, du nimmst alles von Gott?“— Marie betheuerte es.

„Und nun, fuhr der Vater fort, denn er hörte den Gerichtsdiener kommen, empfehle ich dich Gott und seiner Gnade — und deinem Erlöser, der auch unschuldig gleich einem Uebelthäter hingerichtet wurde! Und solltest du mein Angesicht nicht mehr sehen, sollte es jetzt das letzte Mal seyn, daß ich dich erblicke, so werde ich dir bald nachfolgen in den Himmel! denn diesen Schlag — ich fühle es — überlebe ich nicht lange.“

Der Gerichtsdiener mahnte den Vater, zu gehen. Marie wollte ihn zurück halten, und umschloß ihn fest mit ihren Armen. Der Vater machte sich mit sanfter Gewalt von ihr los. Ohne Bewußtseyn sank sie auf ihr Stroh.

Jakob ward wieder zu dem Richter hinauf geführt. „Vor Gott, dem Allmächtigen, betheure ich es, rief er ganz außer sich, als er in das Zimmer trat, und erhob die rechte Hand zum Himmel, sie ist unschuldig. Mein Kind ist keine Diebin.“

„Ich möchte es bald auch glauben, sagte der Richter, allein leider darf ich nicht nach Euren und Eurer Tochter Betheuerungen richten,

sondern ich muß so richten, wie die Sache nun einmal daliegt, und der Buchstabe des Gesetzes es mir vorschreibt.“

Siebentes Kapitel.

Das Urtheil und dessen Vollziehung.

Jedermann im Schlosse und in ganz Eichburg war nun begierig, wie Mariens Handel ausgehen werde. Alle Gutgesinnten zitterten für ihr Leben; denn in den damaligen Zeiten wurde der Diebstahl äußerst strenge bestraft, und mancher Mensch wegen einer Summe Geldes hingerichtet, die nicht den zwanzigsten Theil von dem Werthe des Ringes betrug. Der Graf wünschte nichts sehnlicher, als Marien unschuldig zu finden; er durchlas alle Verhörsprotokolle selbst, unterredete sich Stunden lang mir dem Amtmanne, konnte sich aber nicht von ihrer Unschuld überzeugen, indem es ihm schlechterdings unmöglich schien, daß ein anderer Mensch den Ring entwendet habe. Die beyden Gräfinen, Mutter und Tochter, bathen mit Thränen in den Augen,

Ma=

Marien doch nicht hinrichten zu lassen. Der alte Vater im Gefängnisse flehte Tag und Nacht ohne Unterlaß zu Gott, Er wolle doch die Unschuld seiner Tochter an den Tag bringen. Marie glaubte, so oft sie den Gerichtsdiener mit den Schlüsseln kommen hörte, man werde ihr das Todesurtheil ankünden. Der Scharfrichter reinigte einstweilen die Richtstätte von den wilden Kräutern, mit denen sie überwachsen war.

Jettchen erblickte ihn auf einem Spaziergange bey dieser Arbeit und ein Stich ging ihr in das Herz. Sie ward sehr bestürzt, saß ganz bleich bey dem Abendessen, rührte nichts an, und jedermann sah, daß es ihr gar nicht wohl zu Muthe sey. Die Nacht darauf schlief sie sehr unruhig, und Mariens blutiges Haupt kam ihr mehr als einmal im Traume vor. Ihr böses Gewissen ließ ihr Tag und Nacht keine Ruh. Allein das nichtswürdige Mädchen war nun einmal ganz sinnlich und irdisch gesinnt; sie hatte den edlen Muth nicht, durch ein aufrichtiges Geständniß ihren Fehler wieder gut zu machen.

Der Richter fällte endlich das Urtheil: Marie, wegen offenbaren und ungeheuer großen Diebstahls und hartnäckigen Läugnens des Todes schuldig, soll aus besonderer Rücksicht ihrer Jugend und sonstigen unbescholtenen Rufes auf im-

mer in das Zuchthaus geschickt; ihr Vater, der entweder in der That, oder durch schlechte Erziehung sich ihrer Schuld und Verstocktheit theilhaftig gemacht, soll auf immer aus der Grafschaft verwiesen; beyder Habschaften aber sollen zu einem, wie wohl unbedeutenden Ersatz an dem großen Schaden und den Gerichtskosten verkauft werden. Der Graf milderte das Urtheil dahin, Marie sollte mit ihrem Vater über die Gränze gewiesen werden, und er geboth, um alles weitere Aufsehen zu vermeiden, sie sogleich mit Anbruch des folgenden Tages dahin abzuführen.

Als Marie und ihr Vater von dem Gerichtsdiener an dem Schloßthore vorbey geführt wurden, kam Jettchen heraus. Da der Handel nach der Meynung des leichtsinnigen, gefühllosen Mädchens über alle Erwartung gut ausgegangen war, bekam sie ihre ganze vorige Munterkeit wieder. Daß Marie hingerichtet werden sollte, hätte ihr doch zu arg geschienen; daß sie so fortgeschickt wurde, war gerade, was sie wünschte. Sie hatte immer gefürchtet, Marie möchte sie am Ende noch gar aus ihrer Stelle verdrängen. Diese Furcht war nun verschwunden. Ihr voriger Haß gegen Marie, ihre Schadenfreude, ihr böses Herz gewannen ganz wieder die Oberhand. Die Gräfin Amalia hatte einmal, als sie Mariens Körbchen auf der Kommode stehen sah, zu

Jettchen gesagt: „Bring mir dieses Körbchen aus den Augen! Es erweckt zu traurige Erinnerungen in mir, und ich kann es ohne Schmerzen nicht ansehen.“ Jettchen hatte es zu sich genommen, und brachte es jetzt mit sich heraus. „Da hast du dein Geschenk wieder, sagte sie zu Marie. Meine gnädige Herrschaft will nichts aus solchen Händen. Deine Herrlichkeit ist jetzt dahin, wie die Blumen, die du dir so gut bezahlen ließest, und es macht mir ein besonderes Vergnügen, dir hiemit den Korb zu geben.“ Sie warf Marien das Körbchen vor die Füße, ging mit höhnischem Lachen wieder in das Schloß zurück, und schlug die Thüre mit großer Gewalt hinter sich zu.

Marie hob das Körbchen stillschweigend und mit einer Thräne im Auge auf und ging weiter. Ihr Vater hatte nicht einmal einen Stab für die Reise; Marie nichts als das Körbchen. Mit nassen Augen sah sie wohl hundertmal nach ihrem väterlichen Hause zurück, bis es endlich, so wie zuletzt auch das Schloß und die Spitze des Kirchthurmes, hinter einem waldigen Hügel aus ihren Augen verschwand.

Nachdem der Gerichtsdiener Marien und ihren Vater am Gränzsteine der Grafschaft tief im Walde verlassen hatte, setzte sich der alte Mann,

müde von Kummer und Schmerz, nieder auf den Stein, der dicht mit Moos bewachsen, und von einer hundertjährigen Eiche beschattet war.

„Komm, meine Tochter, sagte er, und schloß Marien in seine Arme, legte ihr die Hände zusammen, und hob sie mit den seinigen empor — vor allem laß uns Gott danken, daß Er uns aus dem finstern, engen Kerker wieder herausgeführt unter seinen freyen Himmel und an die frische Luft; daß Er unser Leben gerettet, und dich, liebes Kind, mir wieder geschenkt hat.“

Der Vater richtete seine Blicke zum Himmel, der hell und blau durch das grüne Eichenlaub glänzte, und bethete mit lauter Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Du einziger Trost deiner Kinder auf Erden! Du mächtiger Schutz aller Bedrängten! Nimm unsern vereinten Dank für unsere gnädige Errettung aus Ketten und Banden, aus Gefängniß und Tod! Nimm unsern Dank für alle Wohlthaten, die uns auf diesem Boden zu Theil wurden. Denn wie könnten wir diese Gränzen verlassen, ohne vorher dankbar zu Dir aufzublicken! Sieh! bevor wir den fremden Boden betreten, flehen wir noch zu Dir! Blick herab auf einen armen Vater und sein armes, weinendes Kind! Nimm Du uns in deinen Schutz! Sey Du unser Begleiter auf den rauhen

Wegen, die ich und mein armes Kind jetzt vielleicht gehen müssen! Führe uns zu guten Menschen, lenke ihr Herz zum Mitleiden, laß uns auf deiner großen, weiten Erde ein Plätzchen finden, wo wir unsere noch übrigen Pilgertage ruhig verleben, und dann getrost sterben können. Ja, dieses Plätzchen hast Du, obwohl wir es noch nicht wissen, uns gewiß schon bereitet! Im Vertrauen und Glauben an Dich wandern wir getrost dahin.“

Da beyde so gebethet hatten, denn Marie sprach in ihrem Innersten dem Vater alle Worte nach, goß sich ein wunderbarer Trost und ein hoher, fröhlicher Muth in beyder Herzen.

Achtes Kapitel.

Ein Freund in der Noth.

Jetzt kam Anton, der alte Jäger des Grafen, neben dem Jakob einst gedient und den Grafen auf seinen Reisen begleitet hatte, durch den Wald her. Er war schon vor Tags auf einen Hirsch angestanden.

„Grüß Euch Gott, Jakob, sagte er, seyd Ihrs. Ich meynte, ich höre Eure Stimme, und ich habe mich nicht geirrt. Ach du mein Gott, so haben sie Euch doch noch fortgeschickt! Es ist doch recht hart, noch in seinen alten Tagen seine liebe Heimath verlassen zu müssen!“

„So weit der Himmel blau ist, sprach Jakob, ist die Erde Gottes Eigenthum, und überall waltet seine Liebe über uns. Unsere Heimath aber ist im Himmmel.“

„Lieber Gott! fing der Jäger wieder mitleidig an. Man hat Euch ja fortgeschickt, wie Ihr geht und steht. Ihr habt ja nicht einmal die nöthige Kleidung für eine solche Reise!“

„Der die Blumen kleidet, wird auch uns kleiden!“ sprach Jakob.

„Und mit Geld, fragte der Jäger wieder, werdet Ihr auch nicht versehen seyn?“

„Wir haben ein gutes Gewissen, antwortete Jakob; da sind wir reicher, als wenn der Stein, auf dem ich sitze, Gold wäre und uns gehörte.“

„Redet doch, sagte der Jäger, Ihr habt gewiß keinen Kreuzer?“

„Dieses leere Körblein da zu meinen Füßen, sprach Jakob, ist unser ganzes Vermögen. Was meynt Ihr wohl, daß es werth seyn könne?“

„Mein Gott, sagte der Jäger bekümmert, einen Gulden, oder vielleicht einen Thaler. Was soll aber das seyn!“

„Nun, fuhr Jakob lächelnd fort, so sind wir ja reich, wenn anders mir Gott diese zwey gesunden Arme läßt. In einem Jahre mache ich wenigstens hundert solcher Körblein — und mit hundert Thalern kommen wir gewiß aus. Mein Vater, der ein Korbmacher war, bestand darauf, ich mußte außer der Gärtnerey noch das Korbmachen lernen, um auch im Winter eine nützliche Beschäftigung zu haben. Ich danke es ihm noch im Grabe. Er hat mehr an mir gethan und besser für mich gesorgt, als wenn er mir drey tausend Gulden hinterlassen hätte, die mir jährlich hundert Thaler reinen Zins trügen. Eine gesunde Seele, ein gesunder Leib und ein ehrliches Handwerk sind der beste und sicherste Reichthum auf Erden.“

„Nun, Gott Lob, sagte der Jäger, daß ihr es so nehmen könnet. Ich muß Euch Recht geben. Auch denke ich, daß Euch die Gartenkunst auch noch zu Gute kommen könne. — Aber wo wollet Ihr denn jetzt hin?“

„Weit fort, sprach Jakob, wo uns kein Mensch kennet — wo uns Gott hinführt.“

„Jakob, sagte der Jäger, nehmt doch diesen starken, dicken Knotenstab da! Ich habe ihn, da es mir etwas schwer wird, den unwegsamen Berg dort zu ersteigen, zum Glücke mit mir genommen. Ihr habt ja nicht einmal einen Reisestab! Und da, fuhr er fort, und zog ein kleines ledernes Beutelchen aus der Tasche, habt Ihr etwas Geld. Ich nahm es gestern Abends in dem Dörflein da drüben, wo ich übernachtete, für Holz ein.“

„Den Stab, sprach Jakob, will ich behalten, und ihn zum Andenken an einen braven Mann führen. Aber das Geld kann ich nicht nehmen. Da es für Holz ist, gehört es dem Grafen.“

„Alter, ehrlicher Jakob! sagte der Jäger, habt keine Sorge! Das Geld ist dem Grafen schon bezahlt. Ich hatte es vor mehreren Jahren einem armen Manne, der um seine Kuh gekommen war, und das gekaufte Holz nicht zahlen konnte, vorgestreckt, und nicht mehr daran gedacht. Gestern gab er es mir, da er sich jetzt wieder in bessern Umständen befindet, unvermuthet und mit Dank zurück. Das Geld ist Euch recht von Gott beschert.“

„Nun, so will ich es denn nehmen, sprach Jakob, und Gott wolle es Euch in etwas An-

derem wieder ersetzen. Sieh, Marie, sagte er hierauf zu seiner Tochter, wie gütig der liebe Gott sogleich zu Anfang unserer Reise für uns sorgt. Da schickt Er uns, bevor wir die Gränze verlassen, noch unsern alten guten Freund her, der mir einen Reisestab bringt und uns mit Reisegeld versieht. Bevor ich von diesem Steine hier aufstehe, hat Er unser Gebeth schon erhört. Darum sey fröhlich und unverzagt; Gott wird weiter für uns sorgen.“

Der alte Jäger nahm jetzt mit Thränen in den Augen Abschied. „Lebt wohl, ehrlicher Jakob! Lebe wohl, gute Marie! sagte er, indem er erst dem Vater und dann der Tochter die Hand reichte. Ich habe euch immer für ehrliche Leute gehalten, und halte euch noch dafür. Es wird wohl auch noch bey euch eintreffen: Ehrlich währt am Längsten. Ja, ja! Wer Recht thut und auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht. Nehmt diesen Spruch mit auf den Weg — und Gott geleite euch!“

Der Jäger wandte sich gerührt um und ging Eichburg zu. Jakob aber stand auf, nahm seine Tochter bey der Hand, und wanderte mit ihr die Strasse durch den Wald hin — fort in die weite Welt.

Neuntes Kapitel.

Jakobs und Mariens Wanderschaft.

Marie und ihr Vater reisten immer weiter und weiter, und hatten bereits einen Weg von mehr als zwanzig Meilen zurückgelegt. Nirgends hatten sie noch ein Unterkommen gefunden; ihr weniges Geld ging zu Ende. Sie behalfen sich sehr kümmerlich. Es fiel ihnen unbeschreiblich schwer, um Almosen zu bitten. Endlich mußte es doch seyn. An manchem Fenster wurden sie mit rauhen Worten abgewiesen, an manchem andern wurde ihnen mit Murren blos ein Stücklein trocknes Brod herausgereicht, und sie hatten nichts dazu als Wasser am nächsten Brunnen. Nur manchmal bekamen sie in einem irdenen Schüsselchen etwas Suppe oder Gemüse; hie und da wohl auch etwas übrig gebliebenes Fleisch oder Gebackenes. Allein, Marie mußte es mehr als einmal mit ansehen, wie man lange wählte, um sicher das kleinste und schlechteste Stücklein herauszufinden. Nachdem sie manchen Tag nichts Warmes bekommen hatten, mußten

sie noch froh seyn, in einer Scheune übernachten zu dürfen.

Eines Tages, da die Strasse sie beständig zwischen waldigen Hügeln und Bergen hinführte, und längere Zeit kein Ort kam, ward es dem alten Manne übel. Bleich und sprachlos sank er unten an einem Tannenhügel auf die abgefallenen Tannennadeln hin. Marie war vor Schrecken und Angst beynahe außer sich. Vergebens suchte sie nach etwas frischem Wasser umher — sie fand nirgends ein Tröpflein. Vergebens rief sie um Hülfe — nur der Wiederhall antwortete. Weit und breit war keine menschliche Wohnung zu sehen. Marie stieg eilends und mit bebenden Knien auf den Hügel, damit sie besser um sich schauen könne. Da erblickte sie tief unten an der andern Seite des Hügels ein Bauernhaus, das, von reifenden Kornfeldern und grünenden Wiesen umgeben, einsam im Walde lag. Sie lief, so schnell sie konnte, hinab, und kam fast athemlos bey dem Hause an. Mit nassen Augen und gebrochener Stimme flehte sie um Hülfe. Der Bauer und die Bäuerin, beyde schon etwas betagt, waren gute, mitleidige Seelen. Sie wurden von dem Jammer, dem bleichen Angesichte, den Thränen, der Todesangst des armen Mädchens gerührt. Die Bäuerin sagte zu dem Bauern: „Spann doch ein Roß an

das kleine Wägelein; wir wollen den alten, kranken Mann hieher bringen.“ Der Bauer ging, ein Pferd anzuschirren und den Wagen vorzuschieben. Die Bäuerin holte ein Paar Bet=ten, einen irdenen Krug mit frischem Wasser, und eine gläserne Flasche mit Weinessig. Da Marie hörte, daß der Fahrweg um den Hügel herum schlecht und ein starke halbe Stunde wei=ter sey, eilte sie mit dem Wasser und dem Wein=essig auf eben dem Wege, den sie gekommen war, zurück, um desto eher bey ihrem Vater zu seyn.

Als sie bey ihm ankam, hatte er sich etwas erholt. Er saß unter einer Tanne, und war herzlich froh, Marien, die er mit Schmerzen ver=mißt hatte, wieder zu sehen. Man brachte ihn auf das Fuhrwerk und führte ihn auf den Bauernhof.

Der Bauer hatte ein artiges Hinterstübchen, mit Nebenkammer und Küche, das eben leer stand. Dieses räumte er dem kranken Greise ein. Die Bäueriu richtete ihm ein gutes Bett. Ma=rie behalf sich, um immer bey ihrem kranken Vater zu seyn, gerne auf der Bank. Die Krank=heit war blos Entkräftung, die von der schlech=ten Kost, dem elenden Nachtlager und den Müh=seligkeiten der Reise hergekommen war. Die gu=te Bäuerin gab alles her, was ihr Haus ver=

mochte, den kranken Mann zu erquicken. Sie sparte weder Mehl noch Eyer, weder Milch noch Butter — sogar einige Hennen waren ihr nicht zu viel, dem armen, kraftlosen Greise kräftige Suppen zu machen. Späterhin holte der Bauer fast täglich ein junges Täubchen aus dem Schlage herab. „Da, sagte er lächelnd zu der Bäuerin, brat es ihm! Weil du deine Hennen nicht schontest, so muß ich doch auch etwas thun.“

Der Bauer und die Bäuerin waren sonst alljährlich auf eine benachbarte Kirchweihe gegangen. Dieses Mal redeten sie es mit einander ab, zu Hause zu bleiben, und für das Geld, das sie ausgegeben hätten, dem kranken Manne einige Flaschen guten, alten Wein zu kaufen. Marie dankte mit Thränen. „O Gott, sagte sie, so giebt es doch überall gute Menschen, und gerade in den rauhesten Gegenden findet man oft die mildesten Herzen.“

Marie saß beständig an dem Bette ihres Vaters. Sie legte aber dabey die Hände nicht in den Schooß. Sie war eine Meisterin im Stricken und Nähen, und nähte und strickte unermüdet für die Haushaltung der Bäuerin. Keinen Augenblick war sie müßig. Die Bäuerin war mit ihrem Fleiße und ihrem sittsamen und bescheidenen Betragen ungemein wohl zufrieden. Dem Vater Jakob schlug die bessere Pflege und Nah-

rung trefflich an; er hatte sich bald so viel erholt, daß er wieder aufseyn konnte. Alle die Tage seines Lebens mochte er nie müßig seyn. Er suchte daher seine Kunst, Körbe zu flechten, wieder hervor. Marie mußte ihm Weiden und Haselzweige holen. Seine erste Arbeit war, daß er der Bäuerin aus Dankbarkeit einen schönen tüchtigen Armkorb machte. Er hatte ihren Geschmack vollkommen getroffen. Der Korb war hübsch fest und stark; in dem Deckel des Korbes waren mit hochrothgefärbten Weidensprossen die Anfangsbuchstaben ihres Namens nebst der Jahrzahl eingeflochten, und an der Wölbung des Korbes war aus gelb, braun und grün gefärbten Weiden ein Bauernhaus mit einem Strohdache nebst einem Paar Tannen angebracht. Alles im Hause bewunderte die zierliche Arbeit; die Bäuerin aber war über das Geschenk hocherfreut, und die Anspielung auf ihren Hof, den man den Tannenhof nannte, gefiel ihr ganz besonders wohl.

Nachdem Vater Jakob wieder vollkommen hergestellt war, sagte er zu dem Bauern und der Bäuerin: „Nun sind wir euch lange genug zur Last gefallen; es ist Zeit, daß ich meinen Stab weiter setze.“

Allein der Bauer nahm ihn bey der Hand und sagte: „Was fällt Euch ein, lieber Jakob!

Ich hoffe, wir werden Euch doch nichts zu Leid gethan haben. Warum denn wollet Ihr fort? Ihr seyd sonst ein so kluger Mann, aber der Einfall ist einmal nichts?“

Die Bäuerin trocknete sich mit der Schürze die Augen und sprach: „Bleibt doch bey uns! Es ist schon spät im Jahre! Seht, das Laub an den Hecken und Bäumen wird bereits gelb und der Winter ist vor der Thür'! Wollet Ihr denn mit Gewalt wieder aufs neue krank wer=den?“

Jakob versicherte, daß er nur deßwegen ge=hen wolle, um ihnen nicht beschwerlich zu fallen.

„Ey was beschwerlich, sagte der Bauer; habt da keinen Kummer! In dem kleinen Stüb=lein seyd ihr uns nicht im Wege, und was ihr brauchet, verdient ihr ja!“

„Ja wohl, sprach die Bäuerin, das ver=dient Marie allein schon mit Stricken und Nä=hen. Und wenn Ihr, Jakob, Euch noch weiter mit Korbflechten abgeben wollet, so hat es gar keine Noth. Ich hatte Euren schönen Korb neu=lich, als ich der Tannenmüllerin da drüben ein Kind aus der Taufe hob, mitgenommen. Alle Bäuerinnen, die da waren, möchten gerne solche Körbe haben. Ich will Euch Bestellungen genug verschaffen. Die Arbeit soll Euch sobald nicht ausgehen.“

Jakob und Marie blieben, und der Bauer und die Bäuerin bezeugten darüber die aufrichtigste Freude.

Zehntes Kapitel.

Jakobs und Mariens frohe Tage auf dem Tannenhofe.

Jakob und Marie richteten sich nun in der kleinen Wohnung ein, um nach ihrem Wunsche eine eigene Haushaltung zu führen. Das Stübchen wurde mit den nöthigsten Geräthschaften, und die Küche mit irdenen Geschirren versehen. Marie schätzte sich glücklich, wieder am Feuerheerde zu stehen und für ihren Vater zu kochen. Sie lebten zusammen sehr vergnügt. Während Jakob Körbe flocht und Marie strickte oder nähte, führten sie vertrauliche Gespräche. Manchen Abend brachten sie auch in der vorderen Stube zu, und der Bauer und die Bäuerin und alle im Hause hörten Jakobs vernünftige Reden und lehrreiche Erzählungen mit tausend Freuden. Der Winter mit seinen Stürmen ging ihnen sehr angenehm vorüber.

Nächst dem Bauernhause lag ein großes Stück Gartenland, das aber nicht zum besten bestellt war. Der Bauer und die Bäuerin hatten, wegen der vielen Feldarbeiten, nicht Zeit es gehörig zu bauen, und dann verstanden sie sich auch nicht recht darauf. Jakob unternahm es, einen rechten Garten herzustellen. Er hatte noch im Herbste Vorbereitungen dazu gemacht, und kaum war im Frühlinge der Schnee weg, so arbeitete er mit Marie von Morgen bis an den späten Abend. Der Garten wurde in Beete getheilt, die Beete wurden mit mancherley Gemüse bepflanzt und mit Bienenkräutern eingefaßt, und die Wege mit reinlichem Kiese bestreut. Marie hatte nicht geruht, bis der Vater aus dem Städtchen, wo er die Gemüsesamen einkaufte, auch einige Rosenstauden, Lilienzwiebeln, Aurikelnstöcklein, Samen von Goldlack, Levkojen und andern schönen Blumen mitgebracht hatte. Sie zog wieder die prächtigsten Blumen, wovon man mehrere in dieser rauhen, abgelegenen Gegend noch nie gesehen hatte. Der Garten grünte und blühte bald so herrlich, daß er dem ganzen düstern Waldthale ein freundlicheres Aussehen gab. Auch der nahe Baumgarten gedieh unter Jakobs Hand besser, und trug reichlichere Früchte. Es war Segen in allem, was er that

Der alte Gärtner war wieder in seiner heitersten Laune. Er machte wieder seine Anmerkungen über die Blumen und Gewächse. Er brachte aber nicht immer die alten vor; er wußte immer etwas neues zu sagen.

Marie hatte in den ersten Tagen des Frühlings an der Dornhecke, die den ländlichen Garten umgab, lange nach Veilchen gesucht, um ihrem Vater, wie sie es gewohnt war, das erste Sträußchen zu bringen. Endlich fand sie einige der schönsten und wohlriechendsten, und brachte sie ihm voll Freude. „Wohl! sagte der Vater, indem er lächelnd das blaue Sträußchen nahm. Wer sucht, der findet.“ — „Aber höre, fuhr er fort, es ist doch immerhin bemerkenswerth, daß die holden Veilchen, diese lieblichen Blümchen, so gerne unter den Dornen wachsen, und es scheint mir dieses sehr lehrreich für uns. Wer in aller Welt hätte geglaubt, daß wir in diesem dunkeln Waldthale und unter diesem alten, mit Moos bewachsenen Strohdache so viele Freuden finden würden! Allein keine Lage des Lebens ist so dornicht, daß nicht unter den Dornen noch einige stille Freuden verborgen seyn sollten. Bleibe du nur von Herzen fromm und gut, mein Kind, und es wird dir, so hart es dir vielleicht auch noch gehen mag, doch nie an stiller, inniger Freude fehlen.“

Eine Bürgersfrau aus der Stadt kam eines Tages, um der Bäuerin Flachs abzukaufen, auf den Hof und brachte ihren kleinen Knaben mit. Während nun der Flachs beschaut, untersucht und darüber gehandelt wurde, war der Knabe durch die offne Thüre in den Garten gerathen, und mit beyden Händen über einen vollen Rosenstrauch hergefallen, um ihn zu plündern — und hatte sich an den Dörnern jämmerlich zerstochen. Auf sein Geschrey liefen die Mutter und die Bäuerin dem Garten zu, auch Jakob und Marie kamen herbey. Der Knabe stand heulend und mit blutenden Händen neben den Rosenstrauche und verwünschte die bösen, betrügerischen Blumen.

„So sind wir großen Kinder manchmal auch! sagte Jakob. Jede Freude hat, wie die Rose, ihre Dornen um sich her. Da tappen wir denn gleich mit beyden Händen darein. Der richtet sich durch Tanz und Spiel, der durch Trunk oder noch etwas Schlimmeres zu Grund. Dann steht er da, und weint und jammert, und klagt die Freude an. Laßt euch daher die schöne Rose nicht zur Unbedachtsamkeit verleiten. Der Mensch hat ja Vernunft. Er soll daher nicht blos seiner Begierde folgen, sondern immer überlegt und vorsichtig handeln.“

An einem schönen heitern Sonntagsmorgen, nach einem Paar Regentagen, kam Marie mit ihrem Vater in den Garten, und fand die erste Lilie ausgeschlagen, und im Glanze der aufgehenden Sonne mit mehreren Blumen lieblich prangen. Sie rief den Leuten im Hause, die schon lange begierig gewesen, die Lilie blühen zu sehen. Alle bewunderten sie.

„Wie schön hell und weiß, wie rein und fleckenlos, sie ist, sagte die Bäuerin.“

„Ja wohl, sprach Jakob mit Rührung; o daß doch das Gemüth aller Menschen so rein und fleckenlos seyn möchte! Dieß wäre ein erfreulicher Anblick für Gott und für seine Engel. Denn nur ein reines Herz ist mit dem Himmel verwandt.“

„Und wie schön gerade, wie schlank und aufrecht sie dasteht!“ sagte der Bauer.

„Wie ein Finger, der zum Himmel zeigt! sprach Jakob. Ich habe sie gar gerne in dem Garten. In jedem Gärtchen des Landmanns sollte eine solche Lilie stehen. Wir Leute müssen immer so in der Erde wühlen und vergessen darüber so leicht den Himmel. Die schöne aufrecht stehende Blume kann uns aber daran mahnen, daß wir bey all unserer Mühe und Arbeit auf-

wärts blicken und noch etwas Besseres suchen sollen, als was uns die Erde geben kann.“

„Alle Gewächse, fuhr er mit Eifer und Nachdruck fort, auch die zartesten Grasspitzen streben aufwärts, und was zu schwach ist, sich selbst empor zu heben, wie die Bohnen, die Gartenerbsen, der Hopfen dort in der Hecke, das windet und ranket sich empor. Es wäre doch schlecht, wenn nur der Mensch allein mit seinen Gedanken, Wünschen und Hoffnungen immer am Boden kriechen wollte!“

Eines Tages setzte Jakob junge Pflänzchen auf ein frisch gegrabenes Gartenbeet. Marie jätete auf einem Beetchen daneben das Unkraut aus. „Dieses zweyfache Geschäft, liebe Tochter, sagte der Vater, sollte das Eine Geschäft unsers ganzen Lebens seyn. Unser Herz ist auch ein Garten, den uns der liebe Gott zu besorgen gab. Immer müssen wir beschäftigt seyn, Gutes hinein zu pflanzen und keimendes Böses auszurotten, sonst verwildert es. Wer aber diese zwey Geschäfte recht verrichtet, und Gott, von dem Sonnenschein, Thau und Regen, Wachsthum und Gedeihen kommt, stets um seinen Segen dazu bittet, der baut sich den schönsten Garten, ja ein Paradies in seinem Innern.“

Jakob und Marie hatten unter Fleiß und Arbeit, lehrreichen Gesprächen und manchen un-

schuldigen Freuden bereits drey Frühlinge und Sommer auf dem Tannenhofe sehr vergnügt zugebracht, und ihrer ehemaligen Leiden beynahe ganz vergessen. Als es aber wieder Herbst ward, die Mittagssonne bereits längere Schatten warf, der letzte Schmuck des Gartens, die rothen und blauen Astern blühten, das Laub der Bäume sich bunt färbte und der Garten sich zur Ruhe des Winters neigte, fühlte Jakob eine merkliche Abnahme seiner Kräfte, und er befand sich manchmal gar nicht wohl. Er verbarg es zwar vor Marien, um ihr keinen Kummer zu machen; allein in seinen Anmerkungen über die Blumen war etwas Wehmüthiges, das Marie manchmal sehr zu Herzen ging.

Marie betrachtete einst eine Rose, die sich verspätet hatte, und erst jetzt im Herbste in voller Blüthe prangte. Sie wollte sie brechen; allein die Purpurblättchen fielen plötzlich ihr unter der Hand ab, und lagen zerstreut auf dem Boden umher. „Das ist der Mensch, sagte der Vater. In der Jugend gleichen wir wohl einer frischaufblühenden Rose; allein wir welken auch dahin wie die Rosen, und unsere Blüthenzeit ist sehr kurz, und sehr schnell vorüber. Bilde dir also, liebes Kind, nichts ein auf die eitle, vergängliche Schönheit des Leibes; trachte nach

Schönheit der Seele, nach Tugend, die nie welkt.“

Jakob nahm einst gegen Abend, auf der Gartenleiter stehend, noch Aepfel vom Baume, und reichte sie Marien herab, die sie sorgfältig in einen Korb l.gte. Da sprach er: „Wie die Herbstluft so schauerlich über die Stoppeln herweht und mit den gelben Blättern und mit meinen grauen Haaren spielt! — Mein Herbst, liebe Marie, ist da, und der deinige wird auch kommen. Mache doch, daß du, wie dieser Baum hier, dann reich an guten Früchten seyest, und der Herr seines großen Gartens, der Welt, sich deiner freuen möge.“

Als Marie noch einige Samenkörner für den künftigen Frühling in die Erde legte, sprach der Vater: „So, meine Tochter, wird man auch uns einmal in die Erde hinein legen, und uns mit Erde bedecken. Aber sey getrost! Wie über ein Kleines das Körnlein in der Erde sich regt, zu leben anfängt, und als eine schöne Blume sich über die Erde erhebt, und gleichsam triumphirend über dem Grabe steht: so werden auch wir einst schön und herrlich aus unserm Grabe hervorgehen. Denke daran, liebe Marie, wenn sie mich einst begraben werden. Die Blume, die du dann etwa noch auf mein Grab pflanzen

wirst, sey dir ein Bild der Auferstehung und Unsterblichkeit.“

Marie blickte ihren Vater an. Zwey große Thränen standen ihm in den Augen. Sie erschrack und bange Ahnungen erfüllten ihr Herz.

Eilftes Kapitel.

Jakobs Krankheit.

Zu Anfang des Winters, der sich sehr rauh einstellte, und Berg und Thal mit tiefem Schnee bedeckte, ward der gute Jakob wirklich sehr krank. Marie bath ihn, den Arzt des nächsten Städtchens rufen zu lassen, und der gutherzige Bauer fuhr im Schlitten dahin, denselben zu hoken. Der Arzt verschrieb dem Kranken Arzney, und Marie begleitete ihn unter die Thüre hinaus. Sie fragte ihn, ob sie hoffen dürfe, daß ihr Vater bald wieder gesund werde. Der Arzt sagte ihr, daß es zwar für jetzt noch keine Gefahr habe; allein daß die Krankheit in eine Auszehrung übergehen werde, und daß, zumal bey seinem Alter, an kein Aufkommen mehr zu denken sey. Marie sank fast um, und weinte und schluchzte.

Doch trocknete sie ihre Thränen, und suchte sich zu erheitern, ehe sie wieder zu ihrem Vater hineinging, um ihn nicht zu betrüben.

Marie verpflegte ihren geliebten Vater mit der kindlichsten Sorgfalt. Sie that ihm alles, was sie ihm nur an den Augen ansehen konnte. Sie wachte die langen Nächte hindurch bey ihm. Wenn Andere sie ablösen wollten, damit sie nicht selbst krank würde, und sie sich auch nach vielem Zureden ein wenig auf die Bank niedergelegt hatte, so konnte sie doch selten ein Auge schließen. Wenn ihr Vater nur hustete, so erschrack sie; wenn er sich nur regte, so schlich sie auf den Zehen hin, um nachzusehen, was er mache. Sie bereitete und reichte ihm die dienlichsten Speisen mit der zärtlichsten Liebe. Sie legte ihm sein Kopfkissen zurecht; sie las ihm vor; sie bethete ohne Unterlaß für ihn. Unzählige Male stand sie, wenn er ein wenig schlief, mit gerungenen Händen und zum Himmel gerichteten, nassen Augen an seinem Bette und seufzte: „O Gott, schenke ihn mir doch noch einmal — nur noch auf einige Jährchen!“ Sie hatte sich durch den Fleiß ihrer Hände, indem sie manche halbe Nacht aufgeblieben war, und gestrickt oder genäht hatte, einiges Wenige erspart. Sie wendete den letzten Heller daran, ihm alles zu verschaffen, was ihm eine kleine Erquickung gewähren konnte.

Der fromme Greis, der sich zwar wieder etwas erholte, es aber dennoch nur zu gut fühlte, daß diese Krankheit seine letzte seyn werde, war sehr ruhig und gefaßt. Er sprach mit der größten Heiterkeit von seinem Tode. Aber Marie sagte unter heißen Thränen: „O redet doch nicht davon, liebster Vater! Ich darf nicht einmal daran denken. Was würde dann ich anfangen? Ach, Eure arme Marie hätte ja dann gar niemanden mehr auf Erden.“

„Weine nicht, liebes Kind, sprach der Vater, und both ihr freundlich die Hand aus dem Bette. Du hast ja einen guten Vater im Himmel. Der bleibt dir, wenn dir dein Vater auf Erden auch wird genommen werden.“

„Wie du dich nähren und in der Welt fortbringen werdest, das ist meine geringste Sorge. Die Vögel finden ja ihre Nahrung; was solltest du sie nicht finden! Gott giebt sie dem Spatzen auf dem Dache, was sollte Er sie dir nicht geben? Der Mensch braucht wenig, und auch dieß nur eine kurze Zeit. — Ach, mich ängstiget eine ganz andere Sorge! Sieh, meine einzige Sorge ist die, daß du immer so fromm und gut und unschuldig bleiben mögest, wie du es, Gott Lob! jetzt noch bist.“

„Ach, meine liebe Tochter! du weißt noch gar nicht, wie böse und verderbt die Welt ist,

und was für schlechte Menschen es giebt. Leider giebt es Menschen, die sich nur einen Spaß daraus machen würden, dich, armes Mädchen, um Unschuld, Ehre, Ruhe des Herzens und um das ganze Glück deines Lebens zu betrügen! Sie werden dich kindisch nennen, wenn du von Gottesfurcht, Gewissen, göttlichen Gebothen, und von der Ewigkeit redest. O fliehe solche Menschen! Wenn sie dich schön nennen, und dir schmeicheln, dich wie der Schmetterling die Blume umgauckeln — so höre sie nicht an, und achte nicht auf sie. Nimm nie, nie ein Geschenk von ihnen und glaube ihren Versprechungen nicht. Unter der Gestalt eines Engels ist manchmal ein Satan verborgen, und die Schlange schläft gern unter Blumen.

„Sieh, Gott hat dir zu deinem Schutze einen treuen Engel mitgegeben — die heilige Schamröthe. Wenn dir jemand etwas Böses zumuthen will, ja nur ein Wort sagt, das gegen Unschuld und reine Sitten ist — so fühlest du diese Glut auf deinen Wangen. Laß dich diesen Engel der Unschuld warnen! Betrübe ihn nicht, daß er nicht von dir weiche. So lange er dich begleitet, und du dich von ihm warnen lässest, bist du sicher vor Verführung. Sobald du aber gegen seine Warnung nur der geringsten unerlaubten Zumuthung ein einziges Mal nach-

giebst, dann bist du in Gefahr, verloren zu seyn auf immer!“

„O Marie! In deinem eigenen Herzen wird ein Feind erwachen. Du wirst Augenblicke haben, in denen du Lust zum Bösen fühlest, und dich gern überreden möchtest, es sey nicht so arg, oder wohl gar unschuldig und erlaubt. Aber laß dich jetzt warnen! Grabe die Worte deines sterbenden Vaters tief in dein Herz! Thue — rede — denke nichts, worüber du erröthen müßtest, wenn es dein Vater wüßte. Meine Augen werden sich nun bald für immer schließen. Ich werde dich nicht mehr bewachen können. Allein denke, daß dein himmlischer Vater dich überall sieht und stets in dein Herz blickt. Du würdest dich ja scheuen, mich, deinen Vater auf Erden, durch ein fehlerhaftes Betragen zu betrüben; scheue und fürchte dich noch unendlich mehr, Ihm, deinem lieben Vater im Himmel, zu mißfallen.“

„Sieh mich noch einmal recht an, Marie! O wenn du einmal in Versuchung gerathen solltest, Böses zu thun, so denke an mein blasses Angesicht, an diese meine Zähren, die über meine bleichen Wangen fließen! Komm, lege deine Hand in meine kalte abgezehrte Hand, die bald in Staub zerfallen wird. Versprichs mir, meine Worte nicht zu vergessen! In der Stunde der

Versuchung laß es dir seyn, als hielte dich diese meine kalte Hand vom Abgrunde zurück!“

„Gutes Kind! Du betrachtest mein blasses, abgezehrtes Aussehen mit Thränen. O sieh da, daß alles auf Erden vergänglich ist. Auch ich war einst von blühendem Aussehen, frisch und roth, wie du es jetzt bist. Auch du wirst einst so blaß und abgezehrt daliegen, wie ich jetzt auf meinem Sterbebette daliege, wenn anders Gott dich nicht früher und schneller von der Erde hinwegnimmt! Die Freuden meiner Jugend sind dahin, wie die Blumen des vergangenen Frühlings, deren Stätte man nicht mehr findet; wie der Thau auf den Blumen, der nur einige Augenblicke glänzt und dann verschwindet. Edle Thaten hingegen gleichen den Edelsteinen, die einen bleibenden Werth haben — ja die Tugend, ein gutes Gewissen gleicht dem edelsten aller edlen Steine — dem Diamant, den keine menschliche Gewalt zerstören kann. Trachte nach diesem Kleinod! — Was ich Gutes that, das ist jetzt meine einzige Freude; und wenn ich wo fehlte, so ist dieses jetzt mein einziger Schmerz.“

„Bleibe fromm, liebes Kind! denke gern an Gott, wandle wie vor seinen Augen, trage ihn stets im Herzen. In Ihm fand ich meine süßesten Freuden, und in allen Leiden den besten, den einzigen Trost.“

„Glaube mir, Marie; ich rede die Wahrheit! Wenn es anders wäre, so würde ich es dir sagen. Ich habe die Welt auch gesehen, so gut als einer — da ich mit dem Grafen auf Reisen war. Wo nur in den größten Städten etwas Herrliches und Prächtiges zu sehen war, da kam ich auch hin. Ich brachte ganze Wochen in Lustbarkeiten zu; denn die glänzenden Feste, die bunten Maskeraden, die rauschende Musik, die fröhlichen Reden und Scherze sah und hörte ich ja so gut als der junge Herr selbst, und von den ausgesuchten Speisen und kostbaren Weinen blieb immer für mich mehr übrig, als ich mochte. Allein diese lärmenden Freuden ließen mein Herz leer. Ich versichere dich hoch und theuer: Ein einziges Stündlein stiller Andacht in unserer Gartenlaube zu Eichburg oder auch hier unter diesem Strohdache, ja selbst auf diesem Sterbelager da, machte mir immer ein innigeres Seelenvergnügen, als alle jene eiteln Freuden. Suche du daher deine Freude auch in Gott, und du wirst sie im reichlichsten Maaße finden.“

„Du weißt wohl, liebes Kind, daß es mir in meinem Leben nicht an Leiden fehlte. Ach, da deine Mutter starb, da glich mein Herz lange den dürren, ausgetrockneten Gartenbeeten, die vor langer Sonnenglut aufspringen und nach Regen lechzen. So schmachtete ich auch nach

Troſt; allein in Gott fand ich ihn. O Kind! es werden in deinem Leben Tage kommen, wo auch dein Herz der dürren, trocknen Erde gleicht. Aber ſey dann unverzagt. Die Erde dürſtet nicht umſonſt nach Regen; Gott ſendet ihn zu rechter Zeit. Suche deinen Troſt bey Gott; dieſer Troſt wird dein Herz erquicken, wie den dürren lechzenden Erdboden ein milder, erquickender Regen.“

„Habe, liebes Kind, ſtets ein felſenfeſtes Vertrauen auf Gottes heilige Vorſicht. Gott lenket denen, die Ihn lieben, alles zum Beſten; Er führt durch Leiden zu lauter Freuden.“

„Weißt du noch, liebe Marie, was für ein großes Leiden es für dich war, als ich auf unſerer mühſeligen Reiſe draußen an der Straße krank darnieder ſank. Sieh, dieſer Krankheit bediente ſich Gott, uns dieſes ruhige Plätzchen, auf dem wir bey dieſen guten Landleuten nun ſchon über drey Jahre ſo vergnügt leben, zu verſchaffen. Ohne dieſe Krankheit wären wir entweder gar nicht vor ihre Thüre gekommen, oder ihr Mitleid wäre doch nicht ſo aufgeregt worden; ſie hätten uns etwa eine Schüſſel friſche Milch und ein Stück Brod vorgeſetzt und uns dann wieder weiter ziehen laſſen. Ohne dieſe Krankheit hätten wir und dieſe lieben Leute einander nicht ſo gut kennen gelernt, und einander nicht

so lieb gewonnen. Alle Freuden, die wir hier genossen, das Gute, das wir vielleicht hier stifteten, die mehreren hundert hier verlebten zufriedenen Tage waren ein Segen, der aus jener Krankheit entsprang. So, liebe Marie, können wir auch in den traurigen Begebenheiten unsers Lebens die Freundlichkeit Gottes sehen. Wie Gott seine Blümchen über Berg und Thal, in Wälder und an Bächen, sogar in Sümpfe und Moräste mit reicher Hand ausstreute, daß wir überall seine Güte und Freundlichkeit schauen mögen; so hat Er auch allen Begebenheiten unsers Lebens die Spuren seiner Weisheit, seiner Liebe und Erbarmung deutlich eingeprägt, so, daß ein jedes aufmerksame Gemüth sie bemerken, und Trost und Freude daran haben kann. Jeder Mensch kann sie in seinem eigenen Leben wahrnehmen, wenn er nur ein wenig aufmerken mag."

„Unser größtes Leiden war wohl jenes, da man dich jenes Diebstahls beschuldigte; da du auf den Tod in Ketten und Banden lagest; da wir in deinem Gefängnisse zusammen weinten und jammerten. Auch jenes große Leiden bringt dir gewiß noch einen großen Segen, ja mich dünkt, dieser Segen sey jetzt schon sichtbar! Damals, als die junge Gräfin dich vor allen

Mäd=

Mädchen auszeichnete, dich ihrer Gesellschaft würdigte, dir das schöne Kleid schenkte, dich immer um sich haben wollte — da meyntest du wohl, du seyest glücklich. Allein wie leicht hätten Ehre, Vergnügen und Ueberfluß dich eitel, leichtsinnig, irdisch gesinnt — und Gott vergessen machen können. Gott hat es deßhalb recht gut mit uns gemeynt, daß er es anders lenkte, und jenes Unglück über uns schickte. Im Elende, im Gefängnisse und auf unserer Wanderschaft lernten wir Ihn besser kennen, und kamen Ihm näher. In dieser rauhen Gegend hat Er dir, ferne von den Zerstreuungen und dem Verderbnisse der Welt, ein besseres Plätzchen bereitet. Da blühtest du, wie die Blume der einsamen Wildniß — sicher vor frevelnden Händen."

„Er, der gute, treue Gott wird jenes Leiden dir noch ferner zum Besten lenken. Er wird — ich hoffe zuverlässig, Er habe dieses mein Gebeth erhört! — auch deine Unschuld noch an den Tag bringen, wenn ich es gleich nicht mehr erlebe; was aber auch zu meiner Beruhigung nicht nothwendig ist, da ich es ja ohnehin weiß, daß du unschuldig bist. Ja, Marie, Glück und Freude werden dir noch aus jenen überstandenen Leiden aufblühen, und du wirst noch hier auf Erden frohe Tage erleben — obwohl Erdenglück

das geringste ist, und die große Absicht, warum Gott Leiden über uns sendet, erst im Himmel erfüllt wird, in dessen Herrlichkeit wir nicht anders als durch viele Leiden und Trübsale eingehen können.

„Quäle dich also, gute Seele, wenn du in Noth kommst, nicht mit Sorgen, und glaube, daß Gott auf das liebreichste für dich sorge, und daß deine Sorgen überflüßig seyen. Wo dich deßhalb seine heilige Vorsicht noch hinführen wird, und wie hart die Lage auch seyn möge, in die du noch kommen wirst, so denke immer: Das ist der beste Ort, die heilsamste Lage für mich, so hart und elend es mir auch darin geht. Glaube, daß gerade diese Lage nothwendig sey, dich in der Tugend zu vollenden und dich einmal selig zu machen.“

„Wie ein Gärtner jedes Gewächs an die Stelle hinpflanzet, die er für dasselbe am tauglichsten findet, und wie er es nur auf die Art behandelt, die zum Wachsthume und Gedeihen desselben die dienlichste ist, so versetzt Gott jeden Menschen in der Welt an jene Stelle und in jene Lage, wie es zu seinem Wachsthum im Guten am zuträglichsten ist.“

„Und so, liebe Marie, wie alle Leiden, die bisher über dich kamen, wird Er dir auch noch

diese meine letzte Krankheit und meinen Tod zum Segen werden lassen.“

„Gutes Kind! da ich das Wörtlein Tod nur nenne, brichst du aufs neue in Thränen aus! O, weine nicht! Sieh den Tod nicht für etwas so Fürchterliches an! Er ist ja vielmehr etwas Erfreuliches! Laß mich noch einmal mit dir reden, liebe Tochter, wie damals, als wir noch in unserm Garten zu Eichburg mit einander arbeiteten. Sieh, du weißt, wie es mit einem Frühbeetchen ist! Schwach und unansehnlich stehen da die kleinen Pflänzchen in dem engen, dumpfen Beetchen beysammen. Man sieht es ihnen noch nicht an, mit welchen herrlichen Blumen, oder mit welchen köstlichen Früchten sie dereinst geschmückt seyn werden. Blieben sie aber in dem kleinen, armseligen Beetchen eingeschlossen, so würden sie weder Blüthen noch Früchte tragen. Sie fänden dazu nicht genug Raum. Der Gärtner setzte sie aber auch nicht dahin, daß sie da bleiben und auf einander vermodern sollten — nein, damit sie im offnen Lande, an Gottes freyer Luft, unter dem schönen blauen Himmel, an dem goldenen Sonnenschein, und getränkt von dem Regen und Thau des Himmels einst herrlicher blühen möchten. Du freutest dich ja allemal, wenn ich dich klei-

nen Pflänzchen aushob, ja, du mahntest mich oft daran, es nicht länger zu verschieben, weil es den armen Pflänzchen in dem dumpfen Verhältnisse zu enge würde; du warest froh, wenn sie nun im Lande waren und sagtest: „Wie wohl wird es ihnen jetzt seyn! Ich meyne, ich sehe es ihnen an.“ Solche schwachen, armen Pflänzchen sind wir Menschen auch; ein solches enges, dumpfes Frühbeetchen ist unsre Erde. Hier auf Erden ist nicht unsers Bleibens! Hier sind wir noch nichts, als kümmerliche, elende Gewächse. Aber es soll noch etwas Besseres, etwas Herrliches aus uns werden. Deßhalb versetzt uns Gott in ein anderes Land, in seinen großen, schönen herrlichen Gottesgarten — den Himmel.“

„Weine daher nicht, liebes Kind! Sieh, ich bekomme es ja besser! O, wie freue ich mich, daß ich nun bald zu Gott komme! Wie gut wird es seyn, wenn wir diesen Leib, der uns so viele Leiden macht, werden abgelegt haben! Liebe Marie, weißt du noch? wir hatten in unserm blühenden Garten, an den schönen Frühlingsmorgen oft unbeschreibliche Freuden! Sieh, auch der Himmel wird zu dem allerschönsten Garten, in dem ein ewiger Frühling herrscht, zum Paradiese verglichen. In jene schönere Gegenden werde ich jetzt kommen. O sey doch

fromm und gut, damit wir uns dort wieder sehen! Hier waren wir unter manchen Leiden und Trübsalen beysammen, und scheiden unter Thränen von einander. Dort aber werden wir in Freude und Seligkeit bey einander wohnen und nichts wird uns mehr trennen! Dort werde ich deine Mutter wieder sehen! O wie freue ich mich darauf! O Marie! bleibe doch fromm und gut! Und wenn es dir wohl gehen wird auf Erden, so vergiß über diesen flüchtigen Freuden jene ewigen nicht! Dann werden deine Mutter und ich dir einst voll Freuden entgegen kommen, und dich in unsere Mitte aufnehmen. Weine also nicht, liebes Kind, und freue dich vielmehr jetzt schon darauf!" — —

So benützte der fromme Vater die letzten Tage seines Lebens, seine Tochter, die er jetzt allein in der Welt zurücklassen sollte, zu trösten; so ermahnte er sie, um sie vor dem Verderben der Welt zu bewahren. Jedes seiner Worte war ein gutes Samenkörnlein, das in gutes Erdreich fiel. „Ich habe dich freylich betrübt, liebes Kind, sagte er, und dich viele Zähren vergießen gemacht. Allein das sind wohlthätige Thränen. Was so unter Thränen gesäet wird, wurzelt leichter, und gedeiht besser, gleich den Samenkörnlein, die bey einem milden, sanften Frühlingsregen ausgesäet werden."

Zwölftes Kapitel.

Jakobs Tod.

Marie war, sobald die Krankheit ihres Vaters bedenklich wurde, nach Erlenbrunn gegangen, wohin der Tannenhof in die Pfarrey gehörte, und hatte es dem Herrn Pfarrer gemeldet, daß ihr Vater krank sey. Der Herr Pfarrer, ein edler, würdiger Geistlicher, besuchte ihn sehr oft, führte schöne erbauende Gespräche mit ihm und tröstete auch allemal Marien sehr freundlich. Eines Nachmittags kam er wieder und fand den guten Greis merklich schwächer. Jakob hieß Marien ein wenig hinausgehen, indem er mit dem Herrn Pfarrer allein zu reden habe. Als sie wieder herein gerufen wurde, sagte der Vater: „Liebe Marie! Ich habe nun meine Gewissensangelegenheiten in Ordnung gebracht, und gedenke morgen frühe das Brod des Lebens aus der Hand unsers lieben Herrn Pfarrers zu empfangen.“

Marie erschrack und die Thränen drangen ihr in die Augen, weil ihr der Gedanke an eine

nahe Todesgefahr zu Sinn kam; allein sie faßte sich sogleich wieder. „Ihr habt Recht, lieber Vater, sagte sie; was können wir Besseres thun, als in unsern Leiden und Nöthen unsere Zuflucht zu Gott nehmen?“

Jakob brachte den übrigen Tag und den Abend im stillen Gebethe zu, war immer sehr in sich gesammelt und redete sehr wenig. Die Andacht, mit der er am andern Morgen in der heiligen Kommunion sich mit seinem göttlichen Erlöser vereinigte, war unbeschreiblich. Glaube und Liebe, und Hoffnung des ewigen Lebens hatten sein ehrwürdiges Angesicht gleichsam verklärt; heiße Thränen floßen über seine Wangen. Marie kniete unten an dem Krankenbette, zitterte, bethete — und zerfloß fast in Thränen. Der Bauer und die Bäuerin und die übrigen Leute im Hause wohnten der heiligen Handlung mit großer Rührung und gefalteten Händen bey, und allen standen die Zähren in den Augen. „Jetzt, sagte Marie nachher, ist es mir recht leicht um das Herz, und ich bin recht getröstet; die christliche Religion gewährt uns doch in Noth und Tod wahrhaftig einen himmlischen Trost!“

Der gute Jakob kam indeß seinem Ende immer näher. Der Bauer und die Bäuerin, die ihn als ihren besten Freund ehrten und liebten, und die Stunde segneten, da er in ihr Haus

gekommen war, thaten ihm alles erdenkliche Gute. Wohl zehnmal des Tages kam bald der Bauer, bald die Bäuerin in das kleine Stübchen, zu sehen, wie er sich befinde. Marie fragte fast allemal: „Meynt ihr denn nicht, daß er noch aufkommen könnte?“

Die Bäuerin antwortete einmal: „O, mein Kind! Länger treibt er es gewiß nicht mehr, als bis das Laub der Bäume ausschlägt.“

Von nun an sah Marie mit Furcht und Zittern durch das kleine Fenster des Stübchens in den Garten. Der kommende Frühling hatte sie sonst immer mit Freude erfüllt. Allein jetzt sah sie die ersten zarten Blättchen der Stachelbeerhecke und die schwellenden Baumknospen mit Trauer, und hörte den freudigen Schlag des Finkens mit Schrecken. Die hervorsprossenden Schneeglöcklein und Schlüsselblumen waren ihr ein schmerzlicher Anblick. „Ach Gott, sagte sie, alles lebt neu auf und alle Welt hofft — soll denn mein lieber Vater nur allein ohne Hoffnung dahin sterben? Doch — setzte sie mit einem frommen Blick zum Himmel hinzu — nicht ohne Hoffnung! Ja, er stirbt nach dem Worte Jesu gar nicht. Er legt nur diese Hülle von Staub ab; er selbst aber wird dort oben erst recht anfangen zu leben!“

Der fromme Greis hatte es sehr gerne, daß Marie ihm öfters vorlas. Sie that es mit sanfter Stimme und großer Andacht. In den letzten Tagen seiner Krankheit hörte er nichts lieber, als die letzten Reden Jesu, und das letzte Gebeth Jesu. Einmal in der Nacht wachte sie allein bey ihm. Der Mond schien so helle durch die Fenster in das Stübchen, daß man den Schimmer des kleinen Nachtlichtes kaum mehr bemerkte. „Marie! fing der Vater an, lies mir doch das schöne Gebeth Jesu noch einmal.“ Sie zündete eine Wachskerze an, und las es.

„Jetzt gieb das Buch mir her, sagte er, und leuchte mir ein wenig.“ Marie gab ihm das Buch, und leuchtete ihm mit der brennenden Kerze. „Sieh, sagte er, dieß soll mein letztes Gebeth für dich seyn.“ Er zeigte auf die Stelle, und bethete, indem er die Worte auf sich und seine Tochter anwandte, mit gebrochener Stimme:

„Vater! ich bin jetzt nicht mehr lange in dieser Welt; allein diese hier bleibt noch eine Zeit in dieser Welt; ich komme — so hoffe ich es — zu Dir! Vater! Du Heiligster! Bewahre Du sie in deinem Namen vor dem Verderben. So lange ich bey ihr in der Welt war, suchte ich sie in deinem Namen zu bewahren. Jetzt aber komme ich zu Dir. Ich bitte Dich nicht,

daß Du sie von der Welt hinwegnehmest, sondern nur, daß Du sie vor dem Bösen bewahrest. Erhalte sie in deiner heiligen Wahrheit! Dein Wort ist Wahrheit. Vater, gieb, daß sie, die Du mir geschenkt hast, einst auch dahin komme, wo ich jetzt hinzukommen hoffe. Amen!“

Marie stand weinend am Bette, hielt die Kerze mit zitternder Hand, und wiederholte mit Schluchzen: „Amen!“

„Ja, fuhr der Vater fort, liebe Tochter! Dort werden wir Jesum in seiner Herrlichkeit sehen, die Gott Ihm vor Gründung der Welt gegeben hat; dort werden auch wir einander wieder sehen.“

Er legte sich wieder auf sein Kopfkissen, ein wenig zu ruhen. Das Buch behielt er in der Hand. Es war das neue Testament. Der arme Mann hatte es für die ersten Kreuzer, die er nach seiner Vertreibung aus Eichburg erübrigte, und an seinem Munde ersparte, gekauft.

„Liebe Marie, fing er über eine Weile an, ich danke dir auch noch für die Liebe, die du mir in dieser meiner letzten Krankheit erweisest. Du hast das vierte Geboth getreulich und mit freudigem Herzen befolgt. Denke an mich, Marie, es wird dir deßhalb doch noch wohl gehen, so

arm und hülflos ich dich auch in dieser Welt zurücklassen muß. Ich kann dir nichts geben, als meinen Segen und dieses Buch hier. Bleibe fromm und gut, liebe Tochter, so wird dieser Segen nicht vergebens seyn. Der Segen eines Vaters, der auf Gott vertraut, ist guten Kindern mehr, als das reichste Erbtheil. Das Buch hier nimm zum Andenken an deinen Vater. Es kostete zwar nur einige Kreuzer. Allein wenn du es fleißig lesen und befolgen wirst, so hinterlasse ich dir für die wenigen Kreuzer, die ich darauf verwendete, den größten Schatz! Wenn ich dir mehrere Goldstücke hinterließe, als der Frühling Blumen und Blätter hervorbringt, so könntest du für alles dieses Geld dir doch nichts Besseres kaufen. Denn es ist Gottes Wort darin enthalten, und dieses hat eine Kraft in sich, alle selig zu machen, die daran glauben. Lies alle Morgen — wozu man bey aller Müh und Arbeit doch immer Zeit finden kann — wenigstens einen Spruch, und bewahre und erwäge ihn den Tag über in deinem Herzen. Ist dir eine oder die andere Stelle dunkel, so bitte deinen Seelsorger um Belehrung, wie ich es auch immer machte. Das Wichtigste darin ist für alle Menschen klar. An das halte dich; das befolge. Das wird für dich nicht ohne Segen bleiben. Sieh, der einzige Spruch: „Betrachtet die Lilien des Feldes!“

hat mich mehr Weisheit gelehrt, als die mancherley Bücher, die ich in meiner Jugend las. Er ward mir überdieß zur Quelle von tausend unschuldigen Freuden, und unter tausend Bedrängnissen, die mich sonst würden mit bangen Sorgen erfüllt und verzagt und kleinmüthig gemacht haben, gewährte er mir einen heitern und fröhlichen Muth.“

Morgens gegen drey Uhr sagte der Vater: „Marie, mir ist so bange. Oeffne doch das Fenster ein wenig.“

Marie öffnete es. Der Mond war nicht mehr am Himmel; aber die Sterne funkelten unbeschreiblich schön.

„Sieh, wie schön der Himmel ist! sagte der Vater. Was sind die Blumen der Erde gegen jene unvergänglichen Sterne! Dort werde ich jetzt hinkommen! O wie freue ich mich! Lebe fromm, damit du einst auch dahin kommest!“

Mit diesen Worten sank er zurück auf sein Bette, und entschlief — sanft und selig! Marie meynte, es sey etwa eine Ohnmacht. Sie hatte noch nie einen Sterbenden gesehen. Niemand hatte noch sein Ende so nahe geglaubt. Indeß wurde es Marien bange; sie weckte die Leute im Hause. Alle kamen an das Sterbebette. Als nun Marie hörte, er sey wirklich todt, da um-

faßte sie die Leiche ihres Vaters mit lautem Weinen, und küßte sein erblaßtes Angesicht, und ihre Thränen vermischten sich mit seinem Todesschweise.

„O du guter, guter Vater, sagte sie, wie kann ich es dir vergelten, was du an mir gethan hast! Ach, ich kann es nicht. O Dank sey dir für jedes Wort, für jede gute Ermahnung, die deine nunmehr erblaßten Lippen mir gaben. Mit innigem Dank küsse ich deine kalte, starre Hand, die mir so viele Wohlthaten erwies — für mich so viel arbeitete — mich in den Jahren meiner Kindheit wohl auch väterlich züchtigte. Jetzt erst sehe ich es ein, wie gut du es auch da meyntest, und wie heilsam mir das war! O, habe Dank! habe Dank für alles, und verzeih, wenn ich dich durch kindischen Leichtsinn je betrübte! — O Gott! vergilt du ihm seine Liebe! — Ach könnte ich jetzt meinen Geist auch aushauchen, und ihn dir, lieber Vater, nachsenden in den Himmel! Laß, o Gott, meinen Tod einmal seyn, wie den Tod dieses Gerechten! O wie nichts, wie gar nichts ist dieses Leben auf Erden! Wie gut ist es, daß es einen Himmel giebt, ein ewiges Leben! Das ist jetzt mein einziger Trost.“

Alle Umstehenden weinten; die Bäuerin führte endlich Marien unter vielem Bitten und Zureden ihr zu folgen, hinweg.

Marie ließ es sich nicht wehren, sie wachte die folgende Nacht hindurch bey der Leiche ihres Vaters, und las und weinte und bethete bis an den Morgen. Bevor man den Todtensarg zuschloß, betrachtete sie die Leiche noch einmal. „Ach, sagte sie, das letzte Mal sehe ich also dein ehrwürdiges Angesicht! Wie schön es aussieht — als lächelte es, als glänzten jetzt schon die Strahlen der künftigen Herrlichkeit darauf! O lebe wohl — lebe wohl — guter Vater! schluchzte sie. Sanft ruhe dein Gebein, nachdem die Engel Gottes — so hoffe ich — deinen Geist bereits zur Ruhe des Himmels gebracht haben.“

Sie hatte einen Rosmarinzweig, einige gelbe Schlüsselblümchen und dunkelblaue Veilchen in ein Sträußchen zusammengefügt und es der Leiche des frommen Gärtners, der so viel gesäet und gepflanzt hatte, in die Hand gegeben. „Diese Erstlingsblümchen der neuauflebenden Erde seyen ein Vorbild deiner künftigen Auferstehung, sagte sie, und dieser immergrüne Rosmarin ein Sinnbild meines beständigen frommen Andenkens an dich.“

Als man den Sarg zunagelte, ging ihr jeder Hammerschlag so durch das Herz, daß sie

fast ohnmächtig wurde. Die Bäuerin brachte sie in eine Kammer und bath sie, sich ein wenig nieder zu legen auf das Bett, damit sie sich wieder erhole.

Bey dem Leichenbegängnisse ging Marie in dem schwarzen Kleide, das ihr ein mitleidiges Mädchen aus dem Dorfe gelehnt hatte, hinter der Leiche ihres Vaters her. Sie war selbst bleich und blaß, wie eine Leiche, und jedermann hatte Mitleid mit der armen, verlassenen Waise, die nun keinen Vater und keine Mutter mehr hatte.

Da Mariens Vater in Erlenbrunn fremd war, so wurde ihm sein Grab in einer Ecke des Gottesackers, zunächst der Kirchhofmauer gemacht. Ein Paar große Tannen, die hinter der Mauer hervorragten, beschatteten es. Der Pfarrer hielt dem Verstorbenen eine rührende Leichenrede über die Worte Jesu: „Es sey denn, daß das Weizenkörnlein in die Erde falle und verwese, so bringt es keine Frucht; wenn es aber verweset, so bringt es viele Frucht.“ Er sprach auch davon, wie der fromme Greis seine Leiden so gottergeben und geduldig übertragen und allen, die ihn sahen, ein so schönes Beyspiel hinterlassen habe; sagte viel Trostreiches für die tiefbetrübte Waise; dankte den gutherzigen Landleuten im Namen des verstorbenen Vaters für alle

denselben erwiesene Liebe, und ermahnte sie, an der nun ganz verwaisten Tochter Vater- und Mutterstelle zu vertreten.

Marie besuchte das geliebte Grab, so oft sie in den pfärrlichen Gottesdienst nach Erlenbrunn kam, und auch, so oft sie konnte, an den Sonntagen auf den Abend, und weinte und bethete da. „So von Herzen wie hier am Grabe meines Vaters, sagte sie, kann ich doch nirgends bethen. Die ganze Welt ist mir hier nichts mehr. Ich fühle es, daß wir einer bessern Welt angehören, und es regt sich in mir ein Heimweh nach jenem Vaterlande!“ Sie ging nie anders als mit dem frommen Vorsatze von dem Grabe, die Lüste dieser Welt zu verachten, und nur Gott und der Tugend zu leben — in der seligen Hoffnung, droben am Throne Gottes wieder mit ihren guten Aeltern vereiniget zu werden.

Drey-

Dreyzehntes Kapitel.

Neue Leiden für Marien.

Marie war von nun an immer sehr traurig. Es war ihr nicht anders, als hätten alle Blumen ihre frischen Farben verloren, und die Tannenbäume um den Hof her schienen ihr so dunkel und schwarz, als wären sie in Trauer gekleidet. Die Zeit linderte zwar Mariens Schmerz; allein bald kamen neue Leiden für sie.

Auf dem Tannenhofe war es seit dem Tode ihres Vaters viel anders geworden, als es ehedem war. Der Bauer und die Bäuerin hatten den Hof ihrem einzigen Sohne, einem guten, stillen Menschen, übergeben. Die neue Schwiegertochter war ziemlich schön und sehr reich. Allein außer der Eitelkeit auf ihre Schönheit hatte sie für nichts anders Gefühl, als für das Geld. Stolz und Geiz drückten sich auch nach und nach ihrem Gesichte so merklich ein, daß es, bey aller Schönheit, ein recht widriges Aussehen bekam. Wenn sie wußte, daß ihren Schwieger-

ältern etwas angenehm seyn würde, so that sie es durchaus nicht, und den ausgedingten Lebensunterhalt gab sie ihnen nur sehr kärglich und mit Unwillen. Sie machte ihnen tausend Verdruß, und zählte ihnen gleichsam jeden Bissen in den Mund. Die guten alten Leute zogen sich in das kleine Hinterstübchen zurück, und kamen wenig mehr in die vordere Stube.

Dem jungen Manne ging es um nichts besser. Das rohe Weib gab ihm die gröbsten Reden und hundertmal des Tages warf sie ihm ihr grosses, eingebrachtes Vermögen vor. Wollte er nicht den ganzen Tag in Zank und Streit leben, so mußte er dulden und schweigen. Sie wollte nicht einmal zugeben, daß er seine alten Aeltern besuche, weil sie fürchtete, er möchte ihnen, wie sie sich ausdrückte, heimlich etwas zustecken. Er wagte es nur mit erschrockenem Herzen abends nach vollbrachter Arbeit zu ihnen zu gehen. Sie saßen fast allemal traurig so beysammen auf der Bank, und er setzte sich zu ihnen und klagte ihnen seine Noth.

„Ja, ja! sagte der alte Bauer, so gehts. Du Mutter hast dir von dem Glanze des vielen Geldes, und du, mein Sohn, von den rothen Wangen die Augen verblenden lassen, und ich war gegen eure Bitten zu nachgiebig. Da sind wir nun alle drey mit einander gestraft. Wir

hätten dem guten Rath des alten Jakobs folgen sollen. Dem klugen Manne wollte die Heirath nie gefallen, als noch bey seinem Leben die Rede davon ging. Ich weiß noch alle seine Worte gar wohl, und habe schon tausendmal daran gedacht.“

„Weißt du noch, Mutter? Du sagtest einmal: Zehn tausend Gulden sind aber doch ein schönes Geld. Allein Jakob sagte: Ein schönes Geld nun wohl nicht. Die Blumen im Garten da draußen vor dem Fenster sind tausendmal schöner. Ein schweres Geld habt Ihr vielleicht sagen wollen. Das ist es gewiß, und es gehören starke Schultern dazu, es zu tragen, daß es einen nicht in den Boden drücke, und einen krüppelhaften, elenden Menschen, der ganz irdisch gesinnet ist, aus einem mache. Warum trachtet Ihr denn nach so vielem Gelde? Es ist Euch ja bisher nichts abgegangen; Ihr hattet immer noch etwas übrig. Glaubt mir, zu vieles Gut macht Uebermuth. Zu vieler Regen, so wohlthätig und nothwendig der Regen auch ist, kann das gesündeste Gewächs im Garten zu Grunde richten. Das sind die Worte des seligen Jakobs genau — und mir ists, ich höre ihn noch.“

„Und du, mein Sohn, sagtest einmal: Aber eine recht schöne Person ist sie doch, blü-

hend wie eine Rose! Allein der vernünftige Jakob sagte: Eine Blume ist aber nicht bloß schön; sie vereiniget mit dem Schönen auch Gutes. Sie giebt uns die edelsten Geschenke, das reine Wachs und den köstlichen Honig. Eine schöne Gestalt ohne Tugend ist eine papierne Rose, ein elendes, todtes Ding, ohne Duft und Leben, ohne Wachs und Honig. Dieß sagte der redliche Jakob; wir wollten aber nicht hören. Nun müssen wir fühlen. Was uns damals das größte Glück schien, ist jetzt unser größtes Unglück. Gott gebe uns seine Gnade, es geduldig zu tragen; anders ist jetzt nichts mehr zu machen.“ So sprachen die drey mit einander.

Der armen Marie ging es nun auch sehr hart. Weil die alten Leute das kleine Stübchen selbst bezogen, so hatte sie es räumen müssen. Die junge Bäuerin wies ihr, obwohl ein Paar hübsche Kammern leer standen, aus Bosheit die elendeste im Hause an, fügte ihr alles erdenkliche Herzenleid zu und plagte sie unbeschreiblich. Den ganzen Tag zankte sie in sie hinein, und Marie konnte ihr nie genug arbeiten und nicht das Geringste recht machen. Die arme Waise fühlte es nur zu gut, daß sie in dem Hause sehr unwerth und überlästig sey. Die alten Leute konnten ihr wenig Trost geben; sie hatten mit sich selbst zu

thun. Gar oft kam ihr daher der Gedanke, weiter zu gehen. Allein wo sollte sie hin?

Sie fragte den Herrn Pfarrer zu Erlenbrunn um Rath. Dieser vernünftige Geistliche sagte ihr: „Auf dem Tannenhofe ist Ihres Bleibens fernerhin nicht mehr, meine gute Marie! Ihr seliger Vater hat Ihr eine vortreffliche Erziehung gegeben und Sie alles lernen lassen, was für eine bürgerliche Haushaltung nöthig ist; allein auf dem Tannenhofe fordert man von Ihr die Dienste einer rüstigen Bauernmagd; man beladet Sie mit Arbeiten, die über Ihre Kräfte gehen und Ihr nicht angemessen sind. Indeß rathe ich Ihr nicht, jetzt sogleich zu gehen, und auf das Ungewisse in die Welt hinaus zu wandern. Der beste Rath dürf dieser seyn, für jetzt noch zu bleiben, so viel zu arbeiten, als Sie kann, zu bethen, auf Gott zu vertrauen, und zu warten, bis Gott Sie aus Ihrer bedrängten Lage befreyen wird. Gott, der Sie für einen andern Kreis erziehen ließ, wird Sie auch in einen andern Kreis zu versetzen wissen. Ich werde versuchen, Ihr bey einer christlichgesinnten und rechtschaffenen Bürgersfamilie einen Dienst auszumitteln. Bethe Sie und vertraue Sie auf Gott; halte Sie aus in der Prüfung — und Gott wird alles wohl machen.“ Marie dankte für den guten Rath, und versprach ihn zu befolgen.

Das liebste Plätzchen auf Erden war ihr das Grab ihres Vaters. Sie hatte einen Rosenstrauch auf das Grab gepflanzt. „Ach, sagte sie, als sie ihn weinend dahin setzte, wenn ich nur immer hier seyn könnte; ich wollte ihn mit meinen Thränen begießen, daß er gewiß bald grünen und blühen sollte!“

Der Rosenstrauch war jetzt mit grünen Blättern geschmückt und die purpurnen Knospen fingen bereits an, sich zu öffnen. „Wohl hatte mein Vater Recht, sprach Marie, da er mir sagte: „Das menschliche Leben gleicht einem Rosenstocke. Bisweilen ist er ganz dürre und kahl, und man sieht nichts daran als Dörner. Aber wenn man nur warten kann, so kommt die Zeit auch wieder, wo er mit frischem Laube bekleidet, und voll der schönsten Rosen ist.“ Die Zeit der Dornen ist jetzt für mich — aber ich will unverzagt seyn; ich will deinem Worte glauben, guter Vater! Dein Sprichwort geht doch vielleicht auch an mir noch in Erfüllung: „Geduld bringt Rosen.“

Vierzehntes Kapitel.

Mariens Verstoßung.

Unter den mancherley Leiden, die Marie zu dulden hatte, kam nun der fünf und zwanzigste Julius, der Namenstag ihres seligen Vaters. Dieser Tag war sonst immer ein Freudentag für sie: allein dieses Mal begrüßte sie den anbrechenden Morgen, der hell und golden in ihre Kammer strahlte, mit Thränen. Sie hatte ehmals an diesem Tage ihrem Vater allemal irgend eine Freude gemacht; ihm ein Geschenk, das sie selbst heimlich verfertigte, überreicht, ihm eine besondere Speise bereitet, eine Flasche Wein vorgesetzt, und den reinlich gedeckten Tisch mit Blumen geziert. Sie hätte ihre Liebe zu ihm auch jetzt noch gerne an den Tag gelegt. Die Landleute der Gegend hatten den Gebrauch, die Gräber geliebter Freunde, besonders an solchen Gedächtnißtagen, mit Blumen zu zieren; sie hatten Marien oft um Blumen gebethen, die sie ihnen allemal sehr gerne gab. Es kam ihr daher der Gedanke, das Grab ihres Vaters auch mit Blu-

men zu schmücken. Das niedliche Körbchen, das zu ihrem harten Schicksale den ersten Anlaß gegeben hatte, stand auf dem Kasten und fiel ihr in die Augen. Sie nahm es, füllte es in dem Garten mit farbigen Blumen und frischem Grün, gieng damit eine Stunde früher, als der Gottesdienst anfing, nach Erlenbrunn, und stellte das Körbchen auf das Grab ihres Vaters. Ihre Thränen tröpfelten auf die Blumen, und schimmerten wie Thau daran. „Du guter, lieber Vater, sagte sie, du hast alle meine Lebenswege mit Blumen bestreut, und ich kann es dir nicht vergelten; ich will wenigstens dein Grab mit Blumen zieren!“ Sie ließ das Körbchen auf dem Grabe stehen; sie durfte nicht fürchten, daß man die Blumen oder das Körbchen entwende. Die Landleute betrachteten vielmehr das Blumenkörbchen mit wehmüthiger Freude, segneten in ihrem Herzen die gute Tochter, und wünschten dem frommen Vater die Ruhe des Himmels.

Sogleich am folgenden Tage, da die Leute auf dem Tannenhofe, von der großen Wiese jenseits des Waldes, das Heu hereinbrachten, kam ein Stück feine Leinwand weg, das in dem Grasgarten nächst dem Hause zum Bleichen ausgespannt war. Die junge Bäuerin, die es erst gegen Abend vermißte, und die, wie alle geizigen Leute, sehr argwöhnisch war, hatte sogleich

Marien im Verdachte. Der gute Jakob hatte aus der Geschichte mit dem Ringe eben kein Geheimniß gemacht, und sie den alten Leuten vertraut. Der Sohn, der auch darum wußte, erzählte sie, was freylich unbesonnen war, der jungen Bäuerin. Da nun Marie Abends, ihren Rechen über der Schulter und einen irdenen Krug in der Hand, mit den Mägden in das Haus trat, kam die junge Bäuerin, grimmig wie ein Drache, aus der Küche heraus, fuhr Marien mit den rauhesten Worten an, und forderte die Leinwand von ihr.

Marie sagte bescheiden, daß sie die Leinwand unmöglich haben könne, da sie, wie alle Leute im Hause, den ganzen Tag bey dem Heumachen gewesen sey. Während die Bäuerin kochte, habe gar leicht irgend ein fremder Mensch die Leinwand entwenden können. So war es auch wirklich gegangen. Allein die Bäuerin schrie fürchterlich: „Du Diebin! Meynest du, ich wisse es nicht, daß du den Ring gestohlen hast, und mit genauer Noth dem Schwerte des Scharfrichters entronnen bist? Auf der Stelle packe dich aus dem Hause. Unter meinem Dache ist kein Platz für ein solches Gesindel.“

Der junge Bauer sagte: „So spät wirst du sie doch nicht mehr fortschicken! Die Sonne ist ja bereits unter gegangen. Laß sie doch noch

mit uns zu Abend essen, da sie den ganzen Tag in der großen Hitze draußen für uns gearbeitet hat — und behalte sie nur noch diese Nacht.“

„Keine Stunde mehr, schrie das rasende Weib, und du schweigst gleich, oder ich hole ein brennendes Scheid aus der Küche, und stopfe dir damit das Maul.“ Der Mann sah, daß er durch Zureden nur übel ärger machen würde, und schwieg. Marie aber erwiederte die Läste-rungen nicht; sie packte das Wenige, was sie hatte, in ein weißes Tuch, worin es wohl Raum fand, zusammen, nahm das Bündelein unter den Arm, dankte weinend für alles auf dem Tannenhofe empfangene Gute, betl,-uerte noch einmal ihre Unschuld, und bath nur noch um die Erlaubniß, von den guten, alten Leuten Abschied nehmen zu dürfen. „Den kannst du nehmen, sagte die junge Bäuerin höhnisch, und wenn du gleich die beyden Grauköpfe selbst mit-nehmen willst, so ist es mir noch lieber. Der Tod hat, wie es scheint, ohnedem noch lange keine Lust, sie zu holen.“

Die beyden guten Leute hatten den Lärm bereits gehört und weinten beyde. Sie trösteten indeß Marien, so gut sie konnten, und gaben ihr alles Geld, das sie eben hatten und das ei-nige Gulden betrug, mit auf den Weg. „Geh, gutes Kind, sagten sie, und Gott sey mit dir.

Der Segen deines Vaters ist ein heimlicher Schatz für dich, der zu rechter Zeit schon noch zum Vorschein kommen wird. Denke an uns, es geht dir gewiß noch wohl.“

Marie ging in der Abenddämmerung, mit ihrem Bündelein unter dem Arme, den schmalen Fußsteig am waldigen Hügel hinauf. Sie wollte ihres Vaters Grab noch einmal besuchen. Da sie aus dem Walde heraus kam, läutete man in dem Dorfe eben die Abendglocke, und bis sie auf dem Kirchhofe ankam, war es bereits Nacht. Allein es war ihr gar nicht schauerlich, bey Nacht so unter den Gräbern zu wandeln. Sie ging zu dem Grabhügel ihres Vaters, und weinte, daß eine Zähre die andere schlug. Der Vollmond schien gerade zwischen den zwey schwarzen Tannen hindurch, und erhellte mit seinem blassen Silberlichte die Rosen des Grabes und das Blumenkörbchen, das noch auf dem Grabe stand. Die Abendluft rauschte leise in den Aesten der Tannen, und bewegte hie und da ein Blättchen des Rosenstockes auf dem Grabe. Sonst war es stille, wie es unter den Gräbern zu seyn pflegt.

„Du guter Vater, sagte Marie, ach, daß du noch lebtest, und daß deine arme Marie ihre Noth dir klagen könnte! Doch — es ist gut, und ich danke Gott, daß du diesen neuen Jammer nicht erlebt hast! Dir ist nun wohl und

dich rührt kein Leid mehr an. O wäre ich bey dir! — Ach so unglücklich, wie jetzt, war ich doch in meinem Leben noch nie! Damals, als der Mond durch das eiserne Gitter in mein Gefängniß schien, lebtest doch du noch, liebster Vater, aber jetzt scheint er auf dein Grab! Damals, als ich aus meiner lieben Heimath vertrieben wurde, hatte ich doch dich noch — o einen so guten Vater, einen so treuen Beschützer und Freund! Jetzt aber habe ich gar niemand mehr; arm, verlassen, in einem bösen Verdachte, überall fremd, bin ich ganz allein in der Welt und habe nirgends eine Heimath. Sogar von dem einzigen Plätzchen auf Erden, das mir noch übrig ist, werde ich vertrieben. Sogar der letzte Trost, dann und wann an deinem Grabe zu weinen, wird mir genommen.“ Sie brach aufs neue in einen Strom von Thränen aus.

„O lieber Gott, rief sie hierauf und sank auf ihre Kniee, bester Vater im Himmel, blicke doch von Deinem hohen Himmel herab auf eine arme verlassene Waise, die auf dem Grabe ihres Vaters weint — und erbarme Dich meiner! Wo die Noth am höchsten ist, ist Deine Hülfe ja immer am nächsten. Mein Jammer könnte ja gar nicht größer seyn, und mein Herz möchte mir beynahe zerspringen! O zeige es mir, daß Dein Arm nicht verkürzt ist, verherrliche Deine Güte

an mir, verlaß doch Du mich nicht; denn ich habe ja doch niemand mehr, als Dich. Nimm mich hinauf zu Dir, wo meine guten Aeltern sind — oder sende mir nur ein Tröpflein Trost in mein verschmachtendes Herz! Du lässest ja die schmachtenden Blümlein, die an der glühenden Sonnenhitze den Tag über welk und matt geworden sind, sich jetzt an dem kühlen Mondlichte wieder erholen, und erquickest sie reichlich mit erfrischendem Thau! O erbarme — erbarme Dich meiner!“ Sie weinte aufs neue heiße Thränen.

„Was soll ich nun heute noch anfangen, sagte sie nach einer Zeit, und wo will ich noch hingehen? Ach, ich getraue mir nicht, so spät noch in irgend einem Hause um eine Nachtherberge anzusprechen. Wenn ich erzählte, warum man mich fortgeschickt habe, ließe man mich vielleicht ohnehin nirgends hinein.“

Sie blickte umher. An der Kirchhofmauer, sogleich neben dem Grabe ihres Vaters, lag ein alter, bemooster Grabstein. Da seine Inschrift längst vergangen, und er sonst im Wege war, hatte man ihn dahin gelegt, und ihn als eine Bank benützt. „Auf diesen Stein hier will ich mich niedersetzen, sagte sie, und bey dem Grabe meines Vaters übernachten. Vielleicht bin ich doch das letzte Mal hier, und sehe dieses gelieb-

te Grab in meinem Leben nicht mehr. Morgen, bevor der Tag anbricht, will ich dann in Gottes Namen weiter — wohin seine Hand mich führen wird.“

Fünfzehntes Kapitel.

Es kommt Hülfe vom Himmel.

Marie setzte sich auf den Stein an der Mauer in den dunkeln Schatten der überhängenden Tannenäste, und verhüllte ihr Gesicht mit ihrem Tuche, das sie schon ganz naß geweint hatte. Ihr Innerstes war tief gerührt, uud sie bethete so innig, so heiß, daß es keine Lippe wieder erzählen könnte.

„O Gott, schluchzte sie einmal, hast Du denn keinen Engel, der mir den Weg zeige, wohin ich mich wenden solle?“

Da war es auf einmal, als nenne eine liebliche Stimme sie vertraulich bey ihrem Namen: „Marie! Marie!“ Sie blickte auf und erschrack. Eine helle Gestalt, schön und schlank wie ein Engel des Himmels — mit Augen, die von himmlischer Freundlichkeit glänzten, mit

Wangen, die von dem sanftesten Roth, schöner als Pfirsichblüthe, wie angehaucht waren, das Haupt und die Schultern von goldenen Locken umflossen, in einem langen Kleide weiß wie Schnee — stand wie verklärt im vollen Mondenlichte klar und deutlich vor ihr. Marie schauderte zusammen, sank zitternd auf die Kniee und rief: „O Gott, was seh' ich! Einen Engel des Himmels, der mir zu helfen kommt."

„Liebe Marie! sagte die Gestalt freundlich, ich bin kein Engel des Himmels. Ich bin ein Mensch, wie du. Aber ich komme dennoch dir zu helfen. Gott hat dein frommes Gebeth erhört. Sieh mich nur recht an; kennest du mich denn nicht mehr?"

„Gott im Himmel, rief Marie, ja, Sie sind es — Gräfin Amalia! O wie kommen Sie hieher, gnädige Gräfin — hieher, an diesen schauerlichen Ort, zu dieser nächtlichen Stunde, so viele Meilen von Ihrem Wohnorte?"

Gräfin Amalia hob Marien sanft von der Erde auf, schloß sie in ihre Arme, küßte sie unter Thränen und sagte: „Liebe, gute Marie! wir haben dir ein großes Unrecht gethan! Die Freude, die du mir einst mit dem niedlichen Körbchen hier machtest, ist dir übel belohnt worden. Deine Unschuld ist aber entdeckt. O kannst

du uns, kannst du meinen Aeltern und mir verzeihen? Sieh, wir wollen alles, so viel wir es noch können, wieder gut machen. Verzeih uns, liebe Marie!“

Marie sagte weinend: „Reden Sie doch nicht so, gnädige Gräfin. Sie haben unter jenen Umständen noch sehr schonend an uns gehandelt. O es kam mir nie in den Sinn, einen Groll gegen Sie zu hegen. Ich dachte immer mit Liebe an Ihre Güte. Was mich schmerzte, war nur einzig dieß, daß Sie — Sie, edle Gräfin und Ihre theuern Aeltern mich für schlecht und undankbar halten mußten. Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Sie meine Unschuld noch einmal erkennen möchten, und diesen Wunsch hat nun Gott erfüllt. Ihm sey Dank!“

Die Gräfin hielt Marien noch lange umarmt, und benetzte ihr Angesicht mit Thränen. Dann blickte sie auf das Grab zu ihren Füßen, faltete die Hände und rief mit inniger Wehmuth: „O du lieber, guter Mann, dessen Hülle hier in der Erde verweset, den ich von meiner zartesten Kindheit an liebte, der noch den Wiegenkorb machte, in dem ich als ein Kind lag, dessen letztes Geschenk zu meinem Geburtstage das Körbchen war, das hier auf dem Grabe steht — — o daß du noch lebtest, daß ich dein

An=

Angesicht noch einmal sehen, und die Beleidigung, die wir dir anthaten, dir abbitten könnte! Ach Gott, wenn wir mit mehr Ueberlegung gehandelt, und mehr Zutrauen in deine so lange geprüfte Treue gesetzt hätten, du redlicher, alter Diener, so moderte deine Hülle nicht hier, so wärest du wohl gar noch am Leben und wandelteſt noch unter uns! O verzeih uns; sieh, ich gelobe es in dem Namen meiner Aeltern hier an deinem Grabe: Was wir dir nicht mehr ersetzen können, das wollen wir doppelt an deiner Tochter vergüten! O verzeih uns — verzeih uns!“

„Ach, gnädige Gräfin! sagte Marie, mein Vater hatte nie die geringste Bitterkeit gegen seine gnädige Herrschaft. Er schloß sie alle Morgen und alle Abende in sein Gebeth ein, wie er es schon zu Eichburg gewohnt war. Er segnete sie noch im Tode. „Marie, sagte er kurz vor seinem Ende, ich glaube fest, unsere gnädige Herrschaft werde deine Unschuld noch einmal erkennen und dich aus deiner Verbannung wieder zurück rufen. Versichere alsdann den edlen Grafen, und die gütige Gräfin, und den Engel Amalia, den ich, als sie noch ein Kind war, oft auf meinen Armen trug, daß mein Herz voll Verehrung, Liebe und Dankbarkeit ge-

gen sie war, bis es brach. Gewiß, gnädige Gräfin, das sind seine Worte.“

Die gute Gräfin weinte noch mehr. Endlich sagte sie: „Komm, Marie, setze dich hier neben mich auf diesen Stein. Ich kann mich noch nicht von diesem Grabe trennen. Es ist so traulich hier, wie in Gottes Heiligthum, und der Segen deines Vaters schwebt hier über uns!“

Sechzehntes Kapitel.

Wie Gräfin Amalia hieher gekommen.

„Gott ist recht augenscheinlich mit dir, liebe Marie! sagte die Gräfin Amalia, nachdem sie sich mit Marie auf den Stein gesetzt, und sie mit dem Arme umschlungen hatte. Er hat mich wunderbar hieher geführt, um dir zu helfen. Wie das zuging, muß ich dir vor allem Andern erzählen. Es fügte sich sehr natürlich und einfach, und doch sehr wunderbar und göttlich schön!“

„Von der Zeit an, da deine Unschuld entdeckt war, hatte ich keine Ruhe mehr. Du und

dein Vater lagen mir immer im Sinne. Glaube mir, liebe Marie, ich habe manche Thräne um euch geweint. Meine Aeltern ließen überall nach euch forschen; wir konnten aber nie etwas von euch erfragen. Vor einem Paar Tagen kam ich nun mit meinem Vater und meiner Mutter auf dem fürstlichen Jagdschlosse an, das dort am Walde, nicht weit vom Dorfe, liegt, und wohl schon seit zwanzig Jahren nicht mehr besucht, und nur von einem Förster bewohnt wird. Mein Vater, der, wie du weißt, Oberst-Forstmeister ist, hat da eben eine Streitigkeit, die Gränzen der fürstlichen Waldungen betreffend, zu berichtigen. Er brachte heute, mit den zwey fremden Herren, die in der nämlichen Angelegenheit hieher kamen, den ganzen Tag im Walde zu. Meine Mutter mußte abends mit den Frauen und einer Fräulein Tochter dieser Herren, die mit gekommen waren, ein Spiel machen. Ich war froh, daß man mich dabey nicht nöthig hatte; denn ich liebe diese Art von Vergnügen nicht. Der Abend war nach dem heißen Tage so schön, so kühl und angenehm; die Sonne ging so lieblich unter, die Berge umher voll rauher Tannenwaldungen und hie und da mit malerischen Felsen abwechselnd, gewährten mir einen so neuen Anblick und gefielen mir so sehr, daß ich

mir die Erlaubniß ausbat, die Gegend noch ein wenig in Augenschein zu nehmen. Die Tochter des Försters begleitete mich.“

„Wir gingen durch das Dorf; die Thüre des Kirchhofes stand offen. Die Grabsteine waren vom Golde der sinkenden Sonne beleuchtet. Für mein Leben gern las ich von Kindheit an die Inschriften und Reime auf den Gräbern. Ich konnte sehr gerührt werden, wenn ich da las, wie ein Jüngling oder eine Jungfrau in der schönsten Blüthe des Lebens gestorben war, und ich empfand eine Art wehmüthiger Freude, wenn ich fand, wie da ein Mann oder eine Frau ein recht hohes Alter erreicht hatte. Auch die Reime, obwohl sie mir manchmal mehr gut gemeynt als gut gemacht schienen, erregten dennoch manche edle Empfindung in mir, und ich nahm immer einige gute Gedanken und Entschlüsse mit auf den Weg.“

„Wir gingen also hinein. Nachdem ich die meisten Grabschriften durchgangen hatte, sagte mir die Försterstochter: „Nun will ich Ihnen noch etwas recht Schönes zeigen — das Grab eines armen Mannes, das zwar kein Denkmahl und keine Grabschrift hat, das aber die kindliche Liebe seiner Tochter sehr lieblich und freundlich zu zieren weiß. Sehen Sie dort in dem dunkeln Schatten der Tannen den blühenden Rosenstock

und das niedliche Körbchen voll Blumen auf dem Grabe!“ Ich ging hin — und blieb wie versteinert stehen. Den ersten Augenblick erkannte ich das Körbchen, dessen ich mich wohl viele hundert Male seit deiner Verstoßung aus Eichburg erinnert habe. Ich betrachtete es näher; es war es genau, und wenn ich noch hätte zweifeln können, so hätten mir doch die Anfangsbuchstaben meines Namens und mein Wappen keinen Zweifel mehr übrig gelassen. Ich erkundigte mich nach deiner und deines Vaters Geschichte. Die Försterstochter erzählte mir von eurem Aufenthalte auf dem Tannenhofe, von deines Vaters letzter Krankheit, von deiner Trauer über seinen Tod. Ich eilte zu dem Herrn Pfarrer, an dem ich einen sehr ehrwürdigen Geistlichen kennen lernte. Er bestätigte alles, und erzählte mir viel, viel Gutes von euch. Ich wollte sogleich auf den Tannenhof gehen. Allein über der Erzählung des edlen Pfarrers war die Zeit so schnell verflossen, daß es bereits Nacht war. „Was ist zu machen? sagte ich. Heute ist es freylich zu spät, mich auf den Hof zu begeben, und morgen mit Anbruch des Tages reisen wir ab.“ Der Pfarrer ließ seinen Schullehrer kommen, und gab ihm den Auftrag unverzüglich auf den Tannenhof zu gehen, und dich in den Pfarrhof zu bringen.“

„Das arme fremde Mädchen? sagte der Schullehrer. Da darf ich nicht so weit gehen, sie zu holen. Die ist eben wieder bey dem Grabe ihres Vaters, und weint und jammert dort. Ach, das arme Kind! Wenn es nur nicht gar noch aus Traurigkeit in eine Gemüthskrankheit verfällt! Ich sah sie durch die Oeffnung des Thurmes, als ich nach dem Läuten der Abendglocke noch etwas an der Thurmuhr machte, um das alte Werk, doch wenigstens so lange die gnädigen Herrschaften da sind, im Gange zu erhalten.“

„Der Pfarrer wollte mich zum Grabe deines Vaters begleiten. Allein ich bath ihn, mich ganz allein zu dir zu lassen, damit ich dich ohne Zeugen und ganz nach meinem Herzen bewillkommen könnte; indeß ersuchte ich ihn dringend, zu meinen Aeltern zu gehen, ihnen zu sagen, wo ich wäre, und sie auf deine Ankunft vorzubereiten. Daher, liebe Marie, kam also meine plötzliche Erscheinung. So hat das Blumenkörbchen unter Gottes Leitung uns hier an dem Grabe deines verklärten Vaters wieder zusammen geführt.“

„Ja, sagte Marie, indem sie die Hände faltete und dankbar zum Himmel aufblickte, das hat Gott so gefügt. Er hat sich meiner Thränen, meiner äußersten Verlassenheit erbarmt.

O, wie gütig, wie liebreich ist Er gegen mich! Man sagt freylich, Gott sende keine Engel mehr, leidenden Menschen zu helfen. Allein ich weiß es nun aus Erfahrung: Er sendet noch Engel — edle Seelen voll Menschlichkeit und Gefühl, die sich der Leidenden thätig annehmen, wie Grä-fin Amalia. Ja, Gott lenkt ihre Tritte und führt sie an Ort und Stelle, wo ihre Gegenwart entzückt und tröstet, wie die Erscheinung eines Engels.“

Amalia unterbrach Marien und sprach: „Noch Eins muß ich dir sagen, liebe Freundin, was mich in dieser Geschichte noch ganz eigens rührt, und einen ehrerbietigen Schauder über Gottes heilige Gerechtigkeit, die oft unbemerkt unsere Schicksale lenket, in mir erregt. Sieh! Jettchen, die größte Feindin, die du auf Erden hast, sann und dachte auf nichts anders, als dich aus meinem Herzen zu verdrängen, um sich in ihrer Stelle recht fest zu setzen. Deßhalb ersann sie die boshafte Lüge — und ihr böser Anschlag schien ihr auch wirklich schon ganz gelungen. Allein in der Folge ward, wie du noch hören sollst, eben diese Lüge die Ursache, daß sie unser aller Zutrauen und ihre Stelle auf immer ver-lor, und daß du unsern Herzen unendlich theurer wurdest. Sie suchte dich auf immer von mir zu trennen; sie triumphirte schon über deine lebens-

längliche Verbannung; sie warf dir, im höchsten Ausbruche ihrer Bosheit und Schadenfreude, das Körbchen hier mit Hohnlachen vor die Füße; allein gerade diese boshafte Handlung ward in der Folge — was ihr damals wohl nicht einfiel — die Ursache, uns für immer mit einander zu vereinigen. Denn dieses Körbchen hier war es ja, was mir deinen verborgenen Aufenthalt entdeckte. So bleibt es wahr, daß uns, wenn wir anders Gott lieben, kein Feind schaden kann, daß Gott alles Böse, das böse Menschen uns nur immer anthun können, am Ende zu unserm Besten lenkt, und daß so unsere ärgsten Feinde bey allem, was sie nur immer zu unserm Verderben ersinnen und ausüben können, im Grunde nur immer an unserm Glücke arbeiten. Das Heil kommt aus den Feinden! — gilt auch hier.“

„Aber nun mußt auch du mir erzählen, sprach die Gräfin weiter, wie du, gutes Kind, noch so spät hieher zum Grabe kamst, und warum du eben jetzt wieder gar so trostlos weintest?“

Marie erzählte, wie schimpflich sie auf dem Tannenhofe weggeschickt wurde — und die gute Gräfin erstaunte aufs neue. „Ja, in der That, sagte sie, das hat Gott so gefügt, daß ich gerade in dem Augenblicke, da du am allertraurigsten warest, und so schmerzlich und mit so heißen

Thränen zu ihm um Hülfe flehtest, hieher kommen mußte. Zugleich siehst du hier eine neue auffallende Bestätigung meiner Worte, daß Gott das Böse, das uns feindselige Menschen zufügen, zu unserm Besten lenke. Die böse Bäuerin verstieß dich aus ihrem Hause, und dachte dich unglücklich zu machen. Allein wider Wissen und Willen führte sie dich mir und meinen guten Aeltern in die Arme, die alle wetteifern werden, dich glücklich zu machen.“

„Allein jetzt, sagte Amalia, ist es Zeit, daß wir gehen. Meine Aeltern erwarten mich. Komm also, liebe Marie; ich lasse dich nicht mehr von meiner Seite, und morgen reisest du mit uns.“ Marie, die mit Schmerzen daran dachte, daß sie wohl niemals mehr in ihrem Leben hieher kommen würde, nahm weinend von dem geliebten Grabe Abschied, und konnte sich kaum davon trennen. Die Gräfin nahm sie zuletzt sanft beym Arme und sagte: „Komm, komm, liebe Marie, und nimm das Blumenkörbchen mit dir, so hast du doch wenigstens ein beständiges Andenken an deinen seligen Vater. Anstatt des Körbchens, womit deine kindliche Liebe sein Grab zierte, wollen wir ihm schon ein dauerhafteres Denkmahl setzen lassen; du wirst gewiß Freude daran haben. Komm, du bist doch wohl neugierig, die Geschichte des Ringes zu

vernehmen; auf dem Wege will ich sie dir erzählen.“

Sie gingen endlich Arm in Arm bey dem sanften Glanze des Mondes dem alten Schlosse zu.

Siebenzehntes Kapitel.

Der wieder gefundene Ring.

Der Weg zum Schlosse führte durch eine lange düstere Allee von hohen, uralten Lindenbäumen. Nachdem Amalia und Marie voll stiller Rührung eine kleine Strecke gegangen waren, fing die junge Gräfin an: „Nun muß ich dir doch die Geschichte erzählen, wie der Ring wieder zum Vorschein kam.“

„Wir reiseten dieses Jahr früher als sonst, und zwar sogleich in den ersten angenehmen Tagen des Märzes aus der Residenz nach Eichburg, weil die Geschäfte meines Vaters es so nothwendig machten. Kaum waren wir angekommen, so wurde das Wetter wieder schlecht, und besonders eine Nacht hindurch stürmte und regnete es ganz entsetzlich.“

„Du kennest den ungeheuer großen Birnbaum in unserm Schloßgarten zu Eichburg. Er war schon sehr alt, und trug wenig Früchte mehr. Der Sturmwind hatte ihn in jener Nacht so gebeugt, daß er umzustürzen drohte. Mein Vater befahl daher, ihn umzuhauen. Die ganze Dienerschaft mußte Hand anlegen, ihn so vorsichtig zu fällen, daß er den übrigen Bäumen keinen Schaden thue. Mein Vater, meine Mutter, wir Kinder, und überhaupt alle im Schlosse waren in den Garten hinabgegangen und sahen zu."

„Als der Baum mit großem Gekrache niedergestürzt war, da sprangen meine zwey kleinen Brüder sogleich auf ein Dohlennest zu, das sich auf dem Baume befand, und schon lange der Gegenstand ihrer jugendlichen Neugierde war. Sie untersuchten es mit großer Aufmerksamkeit. „Potz tausend, sagte August, sieh nur, Bruder, was da zwischen den eng in einander geflochtenen Reisern so herrlich glänzt!" „Das funkelt ja wie lauter Gold und Edelsteine!" sagte Albert. Jettchen sah neugierig hin — und that einen Schrey. „O Jesu, der Ring!" rief sie, und wurde todtenblaß. Die Knaben löseten den Ring aus den Zweigen heraus, und brachten ihn mit Jubelgeschrey meiner Mutter."

„Ja, er ist es! sagte sie. O du guter, ehrlicher Jakob, o du arme Marie, wie Unrecht haben wir euch gethan! Es ist mir zwar sehr lieb, daß der Ring gefunden ist; noch lieber wird es mir aber seyn, wenn wir Jakob und Marie wieder auffinden. Mit Freuden werde ich den Ring hergeben, das Unrecht, das wir ihnen zufügten, zu vergüten.“

„Aber wie in aller Welt, fragte ich, kommt doch der Ring da hinauf in das Vogelnest auf den höchsten Gipfel des Baumes?“

„Das will ich Ihnen sogleich sagen, sprach der alte Jäger Anton, dem die Freudenthränen in den Augen standen, eure Unschuld entdeckt zu sehen. Daß weder der alte Gärtner Jakob, noch seine Tochter Marie den Ring dahin verbergen konnten, ist klar. Der Baum war zu hoch und der Gipfel für sie fast unmöglich zu ersteigen. Auch hätte man ihnen nicht Zeit dazu gelassen. Denn Marie war kaum aus dem Schlosse heimgekommen, so wurde sie nebst ihrem Vater gefangen gesetzt. Allein die schwarzen Vögel, die auf dem Baume nisteten, die Dohlen, lieben alles, was glänzt, über die Maaßen, und wo sie etwas dergleichen erwischen können, tragen sie es flugs in ihr Nest. Ein solcher Vogel hat den Ring entwendet, und dahin getragen. Das ist nun ganz ausgemacht. Mich wunderts nur, daß

ich, als ein alter Jäger, nicht früher auf den Gedanken gekommen bin, die Vögel könnten den Ring gestohlen haben. Allein es war nun schon einmal Gottes Wille so, daß ein so großes Leiden über meinen alten Freund Jakob und seine Tochter Marie kommen sollte.“

„Meine Mutter sprach: „Ihr habt vollkommen Recht, Anton, und jetzt ist mir mit Einem Male die ganze Geschichte klar. Ich erinnere mich sehr deutlich, daß die Vögel von dem hohen Birnbaume manchmal an das Fenster herflogen, daß die Fenster damals, als der Ring wegkam, eben offen standen, daß jenes Tischchen, auf dem der Ring lag, sich zunächst an dem Fenster befand, und daß ich, nachdem ich die Thüre meines Wohnzimmers geriegelt hatte, eine geraume Zeit in meinem Nebenzimmer zubrachte. Unstreitig hat also einer dieser diebischen Vögel den Ring von dem Baume aus mit seinen scharfen Augen erblickt, und, während ich im Nebenzimmer verweilte, ihn unbemerkt im Schnabel davon getragen.“

„Mein Vater war sehr betroffen und bestürzt, als er so unerwartet zur vollkommenen Gewißheit gelangte, daß du und dein Vater unschuldig verurtheilt worden. „Es schmerzt mich in der Seele, sprach er, daß wir den guten Leuten ein so großes Unrecht angethan haben, und

mein einziger Trost ist, daß es nicht aus bösem Willen, sondern aus Unwissenheit und Irrthum geschehen. Ich werde aber mein Haupt nicht sanft niederlegen, bis wir die ehrlichen Leute aufgefunden, ihnen ihre geraubte Ehre wieder gegeben, und das ihnen zugefügte Unrecht wieder vergütet haben."

„Hierauf ging er auf Jettchen zu, die unter den vielen fröhlichen Gesichtern, die man um uns her erblickte, blaß und zitternd wie eine arme Sünderin dastand. „Du falsche betrügerische Schlange, rief er, wie konntest du dich unterstehen, deine Herrschaft und das Gericht so zu belügen, und sie zu einer so himmelschreyenden Ungerechtigkeit zu verleiten? Wie konntest du es über das Herz bringen, einen alten, ehrlichen Mann und sein armes, unschuldiges Kind in ein so großes Unglück zu stürzen?"

„Auf, und ergreift sie!" rief er den zwey Gerichtsdienern zu, die bey Fällung des Baumes mitgeholfen und sich gleich zweyen Habichten bereits Jettchen genähert, und die Augen auf meinen Vater gerichtet hatten, seine Befehle zu vernehmen. Er sprach mit großem Ernste weiter: „Die nämlichen Ketten legt ihr an, mit denen Marie gefesselt war; in ebendenselben Kerker werft sie, in dem Marie geschmachtet hat. Sie soll die volle Zahl der Streiche bekommen, die

Marie unschuldig dulden mußte; alles, was sie an Geld und Kleidern zusammen gespart hat, soll ihr genommen werden, um vielleicht noch einmal die widerrechtlich Beraubten damit zu entschädigen; wie sie geht und steht soll sie endlich von dem Gerichtsdiener hier, der Marien fortführte, über die Gränzen gewiesen werden.“

„Alle Leute, die da waren, erschracken über diese Worte, und standen blaß und stillschweigend umher. So aufgebracht hatten sie meinen Vater noch nie gesehen, und ihn noch niemals mit solchem Eifer sprechen gehört. Es herrschte lange Zeit eine große Stille; endlich ließen sie ihre Gedanken und Empfindungen laut werden.

„Es geschieht dir recht! sagte der eine Gerichtsdiener, indem er Jettchen beym Arme faßte. Wer andern Gruben gräbt, der fällt am Ende selbst hinein.“

„Das hat man von Lug und Trug! sprach der andere, indem er sie beym andern Arm nahm. O, es bleibt doch wahr: Es ist kein Fädelein so klein gesponnen, es kommt einst an die Sonnen.“

„Die Köchin sagte: „Der Zorn über Marien wegen des schönen Kleides hat das leichtfertige Jettchen zuerst zu der Lüge verleitet, und dann konnte sie, ohne sich selbst als eine ehrlose

Lügnerin anzugeben, nicht mehr zurück. Darum ist es ein wahres Sprichwort: Wer sich von dem Teufel bey einem Härlein faßen läßt, dessen bemächtiget er sich leicht auf ewig.

„Nun, nun, sagte der Kutscher, der den Baum umgehauen und die Axt noch auf der Schulter hatte, wir wollen hoffen, sie werde sich wenigstens jetzt noch bessern; sonst gehts ihr in der andern Welt freylich noch schlimmer. Der Baum, der keine gute Früchte bringt, setzte er noch hinzu, und schwang die Axt, wird umgehauen, und in das Feuer geworfen.“

„Die Nachricht, der Ring habe sich wieder gefunden, hatte sich sogleich durch ganz Eichburg verbreitet, und es liefen von allen Seiten eine Menge Leute zusammen, so daß bald eine dicht gedrängte Schaar von Menschen um uns her stand. Jetzt kam auch unser Herr Amtmann in den Schloßgarten. Der Aktuar, der bey Entdeckung des Ringes zugegen gewesen, hatte ihm den Vorfall sogleich angezeigt. Du glaubst gar nicht, liebe Marie, wie die Geschichte den guten Amtmann angriff. Denn so hart er auch mit dir verfahren ist, so ist er doch gewiß ein sehr rechtlicher Mann, der sein Leben lang mit unverbrüchlicher Treue auf Recht und Gerechtigkeit hielt. „Mein halbes, ja wohl mein ganzes

Vermögen wollte ich darum geben, sagte er mit einer Stimme, die uns allen durch das Herz drang — daß mir der Fall nicht begegnet wäre. Denn die Unschuld fälschlich zu verurtheilen ist etwas Schreckliches.“

„Er blickte hierauf im Kreise des versammelten Volkes umher, und sprach mit erhobener, feyerlicher Stimme: „Gott allein ist der Richter, der niemals irrt, und den niemand betrügen kann. Er, der Allwissende, wußte es allein, wie der Ring hinweg gekommen und Ihm allein war der Ort bekannt, wo derselbe bisher verborgen war. Menschliche Richter irren leicht aus Kurzsichtigkeit, und hier auf Erden muß leider die Unschuld nicht selten unterliegen und das Laster trägt den Sieg davon. Allein dieses Mal hat Gott, der Richter im Verborgenen, der einst alles Gute belohnen und alles Böse bestrafen wird, beschlossen, schon hier auf Erden die verkannte Unschuld und die geheime Bosheit offenbar werden zu lassen. — Und sehet und erkennet nun, wie wunderbar sich da alles nach seinem heiligen Willen zu diesem Ziel und Ende fügen mußte. Da mußte der furchtbare Sturmwind, der gestern Nachts das ganze Schloß erschütterte, und uns alle zittern machte, den alten Baum beugen, daß er den Umsturz drohe; da mußte ein

mächtiger Platzregen das Vogelnest hier rein waschen, damit der Ring sogleich hell und schimmernd in die Augen falle; da mußte die gnädige Herrschaft eben auf dem Schlosse anwesend, und durch Gottes Leitung bey dem Umhauen des Baumes selbst gegenwärtig seyn; da mußten die fröhlichen, unschuldigen Knaben, die jungen Grafen, denen es nicht einfallen konnte, den Fund zu verheimlichen, den Ring zuerst entdecken; da mußte selbst Jettchen, die falsche Anklägerin, die erste seyn, die Mariens Unschuld mit einem lauten Schrey gleichsam laut ausrief. Solche wunderbare Geschichten haben sich schon öfters zugetragen. Gott — der zwar erst in jener Welt alle alten Prozesse noch einmal neu wieder aufnehmen und einem Jeden sein Recht nach der Wahrheit sprechen wird, sey's nun zum Leben oder zum Tod — Gott läßt zu Zeiten doch schon auf dieser Welt so etwas geschehen, damit die Menschen aufblicken zu Ihm, dem großen Richter da oben, den niemand täuschen kann, und damit sie bey den mancherley Ungerechtigkeiten, die hier auf Erden vorgehen, den Glauben nicht verlieren — an eine ewige, allwaltende, allvergeltende Gerechtigkeit!"

„So sprach der Amtmann mit großem Nachdruck, und die Leute hörten ihm sehr aufmerksam zu, gaben ihm Recht, und gingen nachdenkend

auseinander. — Und dieß, liebe Marie, ist die Geschichte, wie der Ring wieder zum Vorschein kam.“

Unter dieser Erzählung hatten Amalia und Marie die Pforte des alten Schlosses erreicht.

Achtzehntes Kapitel.

Wie edle Menschen das Unrecht vergüten.

Der Graf, die Gräfin und die übrigen Herrschaften waren indessen in dem großen Saale des Schlosses, der nach dem Geschmacke des Alterthums sehr prächtig ausgeziert war, versammelt. Alle Wände des Saales waren nach altdeutscher Kunst und Art mit Tapeten bekleidet, auf denen ganze Jagden mit einer Menge von Jägern, von Pferden und Hunden, Hirschen und Wildschweinen sehr künstlich eingewirkt waren. Die Farben sahen, ungeachtet ihres Alters, noch sehr frisch und lebhaft aus, und wer nur, besonders bey Nacht, wann die herab hängenden kristallenen Leuchter mit ihren vielen Kerzen brannten, hinein trat, glaubte in einen Wald zu kommen.

Der würdige Pfarrer war längst in dem Saale angelangt, und die ganze Gesellschaft hatte seine Erzählung von Jakob und Marie mit der größten Theilnahme angehört. Er hatte die Geschichte des frommen Greises so herzlich und rührend erzählt, hatte von der edlen Denkart und dem ganzen Betragen des guten Mannes während seines Aufenthaltes auf dem Tannenhofe ein so rührendes schönes Gemählde entworfen, hatte besonders die unwandelbare Verehrung, Liebe und Anhänglichkeit des alten Dieners an seine Herrschaft, die blos durch die seltsamsten, unbegreiflichsten Umstände genöthiget gewesen wäre, ihn und seine Tochter zu mißkennen, in ein so helles Licht gesetzt, hatte von Mariens unaussprechlicher Liebe gegen ihren Vater, von ihrer kindlichen Sorgfalt für ihn, ihrer unermüdeten Thätigkeit, ihrer Frömmigkeit, Geduld und Bescheidenheit so viele schöne Beyspiele angeführt, daß allen, die ihm zuhörten, die hellen Thränen in den Augen standen, die edle Frau Gräfin, Amaliens Mutter aber, sich nicht mehr halten konnte, recht von Herzen zu weinen.

In diesem Augenblicke trat die Gräfin Amalia, an der einen Hand Marien und in der andern das Blumenkörbchen, in den hell erleuchteten Saal. Alle eilten ihnen entgegen; alle über-

häuften Marien mit den freundlichsten Begrüßungen.

Der Graf nahm sie liebreich bey der Hand und sprach: „Armes, gutes Kind! Wie blaß und abgezehrt du aussiehst! Unser unweises Benehmen hat deine Wangen so gebleicht, und deiner jugendlichen glatten Stirne die frühen Furchen eingegraben. Verzeih uns! wir wollen alles thun, die verschwundenen Rosen deiner Wangen von neuem aufblühen zu machen. Wir haben dich aus deiner väterlichen Wohnung vertrieben; aber sie soll von nun an dein Eigenthum seyn. Sieh, das kleine, niedliche Haus zu Eichburg, und den schönen Garten dabey, wovon dein Vater nur die Nutznießung hatte, schenke ich dir hiemit, und mein Sekretär soll heute noch die Schenkungsakte aufsetzen, und Amalia sie dir überreichen.“

Die Gemahlin des Grafen, Amaliens Mutter, küßte Marien, schloß sie in ihre Arme, nannte sie ihre Tochter, und zog dann den funkelnden Ring, wegen dessen Marie so vieles hatte leiden müssen, und den die Frau Gräfin, kurz bevor Marie hereinkam, aus dem Schmuckkästchen genommen und angesteckt hatte, vom Finger, und sprach: „Sieh, liebes Kind! Deine Unschuld und Tugend sind zwar ein köstlicheres Kleinod, als der große, helle Diamant in Mitte

dieses Ringes. Obgleich du indeß an bessern Schätzen reich bist, so verschmähe dennoch diesen Edelstein nicht — als einen kleinen Ersatz für das Unrecht, das dir geschehen, und als ein Pfand meiner wahrhaft mütterlichen Zärtlichkeit gegen dich! Da der Ring dein künftiger Brautschmuck nicht seyn kann, so soll er zu deinem künftigen Brautschatze bestimmt seyn. Kommt einmal jene Zeit, daß du einen Brautschatz nöthig haben wirst, so werde ich den Ring nach seinem vollen Werthe wieder einlösen!" — und mit diesen Worten steckte die Gräfin den Ring an Mariens Finger.

Marie weinte die süßesten Thränen, wie sie kurz vorhin die bittersten geweint hatte; sie war von so vieler Güte ganz betäubt; sie unterlag beynahe darunter, wie unter einer schweren Last. Sie konnte nicht reden, mußte nur weinen, wollte nicht nehmen.

Einer der fremden Herren sagte: „Nimm du, armes Kind, immer, was reiche Großmuth dir giebt. Gott hat den verehrungswürdigen Herrn Grafen und die liebenswürdige Frau Gräfin mit großen Reichthümern gesegnet; Er hat ihnen aber auch, was noch weit mehr ist, ein großes Herz gegeben, diese Reichthümer auf die beste Art zu verwenden.

„O nicht doch, sagte die Gräfin, Sie schmeicheln uns, Herr Baron. Es ist dieses keine Handlung der Großmuth. Wir haben der Welt ein Beyspiel von einer schreyenden Ungerechtigkeit gegeben, an die ich lebenslänglich mit Betrübniß und Beschämung denken werde; es ist uns zu unserer Beruhigung schlechterdings nothwendig, den begangenen Fehler wenigstens in etwas wieder gut zu machen. Auf Verdienst können wir hier gar keine Ansprüche machen; wir erfüllen blos eine Pflicht der Gerechtigkeit.“

Die bescheidene, anspruchslose Marie stand — und hielt den Ring, den sie wieder abgenommen hatte, in ihrer zitternden Hand; sie blickte mit ihren thränenvollen Augen den Herrn Pfarrer an, als wollte sie ihn fragen, was sie thun solle.

Der würdige Pfarrer sprach: „Ja, Marie, du mußt den Ring behalten. Der Herr Graf und die Frau Gräfin denken zu edel, denselben wieder zurück zu nehmen. Da diese Begebenheit ein ganz außerordentliches Beyspiel ist, wie ein Verdacht, der vollkommene Gewißheit scheint, dennoch täuschen könne; so laß du, liebe Tochter, diese Begebenheit immerhin auch ein außerordentliches Beyspiel seyn, wie edle Menschen ihre begangenen Uebereilungen schön und herrlich wieder vergüten. — Sieh, gutes Kind, Gott vergilt dir

deine kindliche Liebe gegen deinen Vater; wer seine Aeltern aufrichtig ehrt, dem muß es nach Gottes Verheißung ja wohl gehen. Gott bedient sich der wohlthätigen Hände des Herrn Grafen und der Frau Gräfin, dir deine überstandenen Leiden zu vergüten. Nimm also diese reiche Gabe mit Dank an — und da du im Unglücke dich so gottergeben, sanftmüthig und geduldig betrugest, so bleibt dir jetzt nichts mehr zu thun übrig, als dich nun auch im Glücke eben so dankbar gegen Gott, und eben so wohlwollend und bescheiden gegen die Menschen zu benehmen.“

Marie steckte den Ring mit Dankesthränen an den Finger. Sie vermochte nicht ihren Dank auszudrücken.

Amalia, die mit dem Blumenkörbchen in der Hand neben Marie stand, war hoch erfreut, daß ihre Aeltern so edelmüthig handelten. Aus ihren Blicken strahlte das reinste Wohlgefallen gegen Marie. Der Pfarrer, der es nur zu oft wahrnehmen mußte, wie scheel die Kinder sehen, wenn Aeltern andern Menschen Wohlthaten erweisen, war von Amaliens uneigennütziger Güte noch besonders gerührt. „Gott, sprach er, wolle dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin ihren Edelmuth lohnen, und das, was Sie an einer armen Waise thun, Ihnen an Ihrer eigenen lie-

benswürdigen Tochter, die so edel als Ihre Aeltern gesinnt ist, mit hundertfältigem Segen vergelten.“

„Und das wird Er auch; denn was wir von zeitlichen Gütern zum Besten unsrer leidenden Mitmenschen verwenden, ist lauter Gewinn. Es wird uns nicht nur in dieser Welt belohnt; es ist ein Kapital, das für eine bessere Welt angelegt wird, und keiner Gefahr mehr ausgesetzt ist, verloren zu gehen. Dort wird es uns dereinst reichliche Zinsen tragen.“

Neunzehntes Kapitel.

Noch eine denkwürdige Nachricht zu dieser Geschichte.

Die Frau Gräfin befahl nun die Abendmahlzeit aufzutragen, bath den Herrn Pfarrer bey der Tafel zu bleiben, und sagte, Marie müsse auch mitspeisen. Während des Tischgebethes — welcher schöne Gebrauch damals auch bey höheren Ständen allgemein herrschte — hatte Marie eine ganz eigne rührende Empfindung. „Mein Gott, dachte sie, wie wehe that es mir und wie

kleinmüthig ward ich, als ich auf dem Tannenhofe nach vollbrachter Tagesarbeit ohne Abendessen fortgeschickt wurde — und wie hätte ich denken können, daß zu jener Stunde bereits hier in diesem Schlosse unter diesen edlen Menschen mir eine Mahlzeit bereitet werde. Wie danke ich Dir, lieber Vater im Himmel, für deine gütige Vorsorge! Ach, verzeih mir meine Kleinmuth und gieb mir deine Gnade, im Vertrauen auf Dich nie mehr zu wanken."

Marien wurde ihr Platz zwischen der Frau Gräfin und der Gräfin Amalia angewiesen. Sie weigerte sich mit jungfräulicher Schüchternheit, diese Ehrenstelle einzunehmen. Allein die Frau Gräfin sagte freundlich: Da du, unsere — nicht verlorene, sondern verstoßene — Tochter, wieder gefunden bist, so ist es ja billig eine Freudenmahlzeit zu halten, und dabey gebührt dir mit Recht die erste Stelle." Sie nahm Marien bey der Hand, und führte sie an den ihr bestimmten Platz.

Während des Speisens war beynahe von nichts anderm, als von Mariens Geschichte die Rede. Der Graf hatte den alten, redlichen Jäger Anton, als einen forstverständigen Mann, mitgebracht. Der treue Diener half, mehr aus Neigung als auf Befehl, allemal seine Herrschaft bey der Tafel bedienen. Diesen Abend stand er

aber fast immer hinter Mariens Sessel, und wischte sich eine Thräne nach der andern aus den Augen. Sein Alter hatte ihm eine Art von Recht erworben, hie und da ein Wörtchen mitzusprechen.

„Nicht wahr, Jungfer Marie, sprach er einmal, es traf doch ein, was ich Ihr und Ihrem Vater dort am Gränzsteine im Walde sagte: Ehrlich währt am längsten; und: Wer auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht. Nun fehlt nichts mehr, als Eines. Ihr Vater, mein alter ehrlicher Jugendfreund, hätte diesen Freudentag auch noch erleben sollen! Der gute Jakob, wie der sich gefreut hätte, sein Kind, das ihm seit dem Tode seiner Frau das Liebste auf Erden war, als unschuldig anerkannt und so geehrt zu sehen! Ich meyne nicht, daß ich es aus dem Kopfe bringen kann, der liebe Gott hätte ihm doch noch die wenigen Monate schenken sollen: Wenn Er ihn dann gleich an dem heutigen Abende vor Freude hätte sterben lassen, so wollte ich mich gern darein gegeben haben. Wenn er diese Freude nur noch erlebt hätte!“

„Ich lobe Eure Empfindung, guter, alter Mann, sprach der Pfarrer; denn sie macht Eurem Herzen wahrlich Ehre. Allein wir müssen unsere Blicke nie blos auf dieses Leben hier unter dem Monde beschränken, das nur den kleinsten und, ich darf es sagen, gerade den armselig-

sten Theil unserer ganzen Dauer ausmacht. Diese Welt ist nur der Vorplatz einer andern Welt. Dieses Erdeleben nur Vorbereitung auf ein zweytes, besseres Leben im Himmel. Betrachten wir nun das Leben eines Menschen, abgerissen von seiner künftigen Bestimmung, so müssen uns nothwendig Dinge darin aufstoßen, die sich mit der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes nicht reimen lassen. Richten wir aber unsere Blicke aufwärts zum Himmel, so öffnen sich uns Aussichten, die uns über alles, was in diesem Leben ungleich und widersprechend ist, beruhigen müssen."

„So ist es auch mit der Geschichte Jakobs und Mariens. Dem guten Kinde hier werden die erduldeten Leiden von der edelsten Großmuth herrlich vergütet. Der alte, vortreffliche Vater hingegen mußte sterben, von seiner edelmüthigen, geliebten Herrschaft, durch eine seltene Schickung, ganz mißkannt und ins Elend verstoßen; ja er mußte — was seinem Vaterherzen am allerschwersten fiel — sein Kind in der tiefsten Armuth in dieser Welt zurück lassen. Wenn es nun kein anderes Leben gäbe, so müßte eine solche Ungleichheit in Vergütung erduldeter Leiden uns als eine schreyende Ungerechtigkeit erscheinen, und jedes Menschenherz empören, wie das der gute Greis hier sehr richtig fühlt."

„Allein es giebt ein besseres Leben; es giebt — o wohl uns armen Menschen! — einen Himmel, wo das schöne große Ziel aller unserer Leiden erst vollkommen erreicht wird. Und dort im Himmel werden dem guten Manne seine Leiden und sein unverdientes Elend schöner und herrlicher vergütet, als sie seiner Tochter hier auf Erden ersetzt werden. Dort genießt er jetzt reinere Freuden, ja eine Seligkeit, eine Herrlichkeit, gegen die diese prächtige Freudenmahlzeit in diesem schimmernden Saale nicht einmal ein Schatten ist.“

„Ja noch mehr! Ich weiß es zwar nicht — allein mein Herz sagt es mir, und in vielen Fällen verdient das Herz mehr Glauben, als der Kopf — mein Herz sagt es mir, daß der fromme Greis, der ja sein Vaterherz mit in den Himmel nahm, an diesem Freudenabende vielleicht mehr Antheil hat, als wir denken. Da ich alle die edlen Gäste an der Tafel hier so gerührt sehe, so muß ich doch noch Eines erzählen, das ich unter andern Umständen vielleicht verschwiegen hätte.“

„Eines Morgens kam ich an das Krankenbett des frommen Greises. So groß sein Vertrauen auf Gottes Vorsicht immer war; so konnte er sich doch nie aller schmerzlichen Sorgen um das künftige Schicksal seiner geliebten Tochter ganz entschlagen. An jenem Morgen aber fand

ich ihn ungemein fröhlich. Heiter lächelnd both er mir die Hand aus dem Bette, und sagte: „Nun, Herr Pfarrer, ist mir auch der letzte Stein vom Herzen — die Sorge für meine Toch= ter; nun bin ich ganz ruhig. Diese Nacht konn= te ich bethen, wie fast noch nie in meinem Leben — und eine noch nie gefühlte Ruhe, ein himm= lischer Trost goß sich in mein Herz aus. Ich habe den frommen Glauben, mein Gebeth sey erhört. Getrost schließe ich nun meine Augen — denn ich weiß, die Unschuld meiner Tochter wer= de noch entdeckt werden, und der edle Graf wer= de die Vatersorge für dieselbe übernehmen, und die vortreffliche Gräfin Mutterstelle an ihr ver= treten.“ So sprach der fromme Greis am Mor= gen nach jener Nacht — und nun vernahm ich erst diesen Abend aus den Gesprächen während der Tafel mit Erstaunen, daß gerade in jener Nacht der gewaltige Sturmwind den großen, al= ten Baum in dem Schloßgarten beugte, und so= mit den versteckten Edelstein und Mariens ver= kannte Unschuld an den Tag brachte. So ward sein frommes Gebeth damals schon erhört. Und so hat wohl der verklärte Geist des frommen Greises am Throne Desjenigen, der alle mensch= lichen Schicksale lenkt, sein Gebeth fortgesetzt, hat die Errettung seines armen Kindes, dessen Jammer bereits auf das Höchste gestiegen war,

beschleuniget, hat uns allen diesen seligen, göttlich-schönen Abend bereitet. — Und wie sollte nun ihm allein, den doch das Schicksal seiner Tochter am nächsten angeht, die glückliche Wendung desselben ganz und gar unbekannt bleiben? Es ist wenigstens mir ein tröstlicher Gedanke, daß er auch dort, jenseits des Grabes um das Glück seines innig geliebten Kindes wisse, und unsere Freuden theile. Dem sey aber, wie ihm wolle, so bleibt doch dieß gewiß, daß jenes nächtliche Gebeth des frommen Greises und die Erhörung desselben über diese ganze Geschichte das freundlichste, schönste Licht verbreitete und ihr gleichsam die Krone aufsetzte. Die ganze Geschichte erscheint nun erst in vollem Glanze als ein Werk der göttlichen Vorsehung."

„Nein, fuhr der Pfarrer mit sichtbarer Rührung fort, kein bloßes Ungefähr hat uns hier zusammen gebracht; kein blinder Zufall hat uns diese Stunde schöner Rührung und edler Empfindung bereitet. Gottes Güte, Gottes heilige Vorsehung ist es, die mich, einen ganz Fremden, in den Kreis dieser edlen Menschen einführte — um von ihr zu zeugen, da mir der Sterbende einen Umstand vertraute, der uns in eine der geheimsten Tiefen dieser Geschichte hineinblicken läßt."

„Möchte uns diese Geschichte ein Beweis seyn, daß Gott, der die Gefühle der zärtlichsten

Liebe in die Herzen aller Väter und Mütter legte, noch eine unendlich größere Liebe gegen alle seine Menschen habe, und zärtlicher für sie sorge, als Väter und Mütter auf Erden nur immer für ihre Kinder sorgen können. Möchten wir alle in dem erfreuenden Glauben, daß ein großes Vaterherz dort oben für uns alle schlage, leben und sterben. Denn dieser Glaube ist doch in Noth und Tod, gegen die kein Stand auf Erden ein Privilegium hat, gegen die kein Ordensstern und keine Krone schützen kann, unser einziger Trost.“

„Dieß ist auch mein Glaube, lieber Herr Pfarrer!“ sagte die Frau Gräfin, indem sie aufstand und ihm die Hand both. Alle übrigen stimmten mit ein, und standen auch auf. „Es ist bereits ziemlich spät, sagte jetzt die Frau Gräfin, und da wir morgen sehr frühe aufbrechen, so wollen wir nun noch ein wenig ruhen — und sogleich aus einander gehen, um die schönen Empfindungen, die der Herr Pfarrer in uns erregte, durch nichts mehr zu zerstreuen. Denn besser können wir den heutigen Tag unmöglich beschließen.“ Alle gingen gerührt aus einander.

Zwan=

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Besuch auf dem Tannenhofe.

Des folgenden Tages mit anbrechender Morgenröthe waren schon alle im Schlosse geschäftig, sich zur Abreise fertig zu machen; am emsigsten aber waren Gräfin Amalia und das anwesende fremde Fräulein um Marie beschäftigt.

Marie hatte sich zu Eichburg so gekleidet, wie es bey den Töchtern herrschaftlicher Diener damals gebräuchlich war; da sie aber während ihres Aufenthaltes auf dem Tannenhofe sich nach und nach neue Kleidungsstücke anschaffen mußte, so wollte sie durch eine bessere Tracht die Augen der Leute nicht auf sich ziehen; sie trug sich daher jetzt beynahe ganz so, wie die Landmädchen jener Gegend. Das fremde Fräulein, das mit Marie von einem Alter und von einer Größe war, schenkte ihr nun auf Amaliens Bitte einen vollkommen, beynahe noch ganz neuen, sehr schönen Anzug. Marie nahm Anstand, das schöne Kleid zu tragen.

Allein Gräfin Amalia sagte: „Nur keine lange Bedenklichkeiten; du mußt es sogleich anziehen. Du bleibst von nun an als meine Freundin und Gesellschafterin beständig bey mir; und da mußt du doch anders gekleidet seyn. Auch ist es am Besten, daß du dich sogleich hier umkleidest; so macht es am wenigsten Aufsehen!“

Beyde Frauenzimmer wetteiferten nun, Marien recht heraus zu putzen, nahmen sie dann in ihre Mitte, und führten sie in den großen Saal, wo das Frühstück schon bereit stand. Jedermann stutzte zuerst über das dritte fremde Frauenzimmer — bald aber erkannten sie Marien, begrüßten sie alle mit frohem Jubel, und gaben dieser vortheilhaften Veränderung, wie sie diese Umkleidung nannten, ihren Beyfall.

Nach dem Frühstücke stieg man sogleich ein, und Marie mußte sich neben Amalia zu dem Grafen und der Gräfin in den Wagen setzen. Der Graf befahl, über den Tannenhof zu fahren, weil er die guten Landleut, die Marien und ihren Vater so gütig aufgenommen hatten, wollte kennen lernen. Unterwegs erkundigte er sich sorgfältig nach ihnen, und Marie verhehlte es nicht, daß die Lage derselben sehr traurig sey, und daß sie für ihre alten Tage wenig gute Stunden mehr hoffen könnten.

Die Ankunft der Kutsche machte auf dem Tannenhofe kein geringes Aufsehen; denn seit der Hof stand, war vielleicht keine Kutsche, am allerwenigsten aber eine so prächtige, dahin gekommen.

Die junge Bäuerin kam, als die Kutsche vor der Hausthüre hielt, eilends aus dem Hause gesprungen. „Ich muß doch, sagte sie, dem vornehmen fremden Herrn nebst Frau Gemahlin und zwey Fräulein Töchter aussteigen helfen.“ Als sie aber dem einen vermeynten gnädigen Fräulein die Hand both, erkannte sie in ihr plötzlich — Marien. „Was Henkers soll dieß seyn?“ rief sie in ihrer rohen Mundart, ließ, als hätte sie eine Schlange angefaßt, Mariens Hand augenblicklich los, fuhr zehn Schritte weit zurück, und wurde bald bleich und bald roth.

Der alte Bauer arbeitete eben in dem Garten. Der Graf, die Gräfin und Amalia eilten zu ihm hin, reichten ihm die Hand, lobten seine Wohlthätigkeit gegen Marie und ihren Vater, und dankten ihm dafür in den gütigsten Ausdrücken. „Ach, sagte der brave Bauer, ich habe dem guten Manne mehr zu danken, als er mir. Mit ihm kam der Segen unter mein Dach, und wenn ich nur in allen Stücken seinem Rathe gefolgt hätte, so stünde es jetzt viel besser mit mir.

Seit er todt ist, habe ich fast keine Freude mehr, als den Garten hier. Und auch dieß habe ich seinem klugen Rathe zu danken, daß ich mir das Stücklein Land da noch vorbehielt, so wie ich auch die Kunst, es zu bauen, ihm abgelernt habe. Da arbeite ich denn so, seitdem mir der Pflug zu schwer wird, und suche unter den Kräutern und Blumen den Frieden, den ich in meinem Hause nicht mehr finde.“

Indeß hatte Marie die alte Bäuerin in dem kleinen Stübchen aufgesucht, und führte sie an der Hand herbey, indem sie ihr beständig zuredete, sich nicht zu scheuen. Denn die gute Frau hatte in ihrem Leben noch mit keiner so vornehmen Herrschaft gesprochen. Sie kam nur sehr schüchtern und furchtsam näher. Auch sie wurde mit Lobeserhebungen und Danksagungen überhäuft.

Die beyden guten alten Leute standen ganz beschämt da, und weinten vor Freude, wie Kinder. „Hab' ich's nicht gesagt, sprach der alte Mann zu Marie, es werde dir wegen deiner kindlichen Liebe gegen deinen Vater noch wohl gehen. Sieh, nun ist meine Vorhersagung eingetroffen.“ Und die alte Bäuerin, die indeß Muth bekam, sagte, indem sie den Zeug von Mariens schönem Kleide zwischen den Fingern prüfte: „Ja, ja, dein Vater hatte doch Recht mit sei-

nem Sprüchlein: Der die Blumen kleidet, werde auch für dich sorgen.“

Die junge Bäuerin aber stand in einiger Entfernung und sagte für sich selbst: „Hm! Hm! Was man nicht alles erleben muß. Da ist das elende Bettelmädchen gar noch ein hochadeliches Fräulein geworden. Je nun, wer hätte das gedacht? Jetzt darf unser eines freylich nicht mehr neben sie hinstehen. Aber man weiß doch noch, wer sie ist, und daß sie gestern Abends mit ihrem Bündelein unter dem Arm dort die Steige hinauf ging, das Land auf und ab zu betteln.“

Der Graf vernahm zwar die lästernde Rede des Weibes nicht; er hatte aber schon an dem Anblicke ihrer höhnischen, verzerrten Mienen genug. „Das ist ja ein ganz abscheuliches Geschöpf!“ sagte er, und ging in dem Garten ein Paar Male nachdenkend auf und ab.

„Hört, guter alter Vater, sagte jetzt der Graf, indem er auf einmal bey dem alten Bauern stehen blieb, ich habe Euch einen Vorschlag zu machen. Das kleine Gütchen zu Eichburg, das Mariens Vater baute, habe ich hier seiner Tochter geschenkt. Allein Marie wird so bald noch keine eigene Wirthschaft anfangen. Wie wäre es, wenn Ihr dahin ziehen würdet? Es wird Euch gewiß gefallen, und ich weiß es schon zum voraus, daß Marie kein Pachtgeld

von Euch verlangen wird. Dort könnet Ihr nach Herzensluſt den Kräutern und Blumen abwarten, und werdet noch obendrein in der artigen Wohnung Ruhe und Frieden für Eure alten Tage finden.“

Die Gemahlin des Grafen, Gräfin Amalia und Marie redeten alle den alten Leuten zu, es ſo zu machen. Es wäre aber nicht ſo viel Zuredens nöthig geweſen; ſie waren über den Antrag ſo froh, als hätte man ihnen die Erlöſung aus der Hölle angekündet.

Jetzt kam der junge Bauer vom Felde heim; denn er war ſehr neugierig, was in aller Welt doch die Kutſche mit den vier prächtigen Schimmeln auf ſeinem Hofe wolle. Als er vernahm, was man vorhabe, bedachte er ſich nicht lange, einzuwilligen, ſo hart es ihm auch fiel, ſeine alten Aeltern fortziehen zu laſſen. Es war bisher ſein größtes Leiden, daß ſie von ihrer eigenen Schwiegertochter ſo geplagt wurden, und es gewährte ihm einen großen Troſt, daß es ihnen nun beſſer gehen werde.

Die junge Bäuerin aber ſchob ſo zu ſagen mit beyden Händen, die alten Schwiegerältern recht gewiß aus dem Hauſe zu bringen. Sie wollte recht höflich thun und ſagte — da ſie den Herrn Grafen von Marie eben Exzellenz nennen gehört — mit einer tiefen Verbeugung: „Das

ist ja eine erschrecklich große Gnade von dem Herrn Exzellenz da; es wäre eine Grobheit, wenn man sie nicht annehmen thäte! Das thäte ihn gewiß ganz grausam verdrießen, und seine Frau Exzellenzinn da könnte gar denken, die Leute da sind gröber als die eichenen Klötze. Nein, das ist einmal ein unerhörtes Glück!"

„Nun, das freut mich, sagte der junge Bauer, daß du das einsiehest. Ich sagte immer: Wohlthätigkeit gegen ehrliebende und tugendhafte Arme bringt Glück und Segen in das Haus! Du wolltest es aber nicht glauben. Jetzt behalte ich doch auch einmal Recht."

Die junge Bäuerin ward vor Zorn so roth wie ein gesottener Krebs. Indeß getraute sie sich doch nicht, ihren Zorn vor der gnädigen Herrschaft in Worte ausbrechen zu lassen. Sie warf aber dem jungen Manne einen Blick zu, als wenn sie ihn damit hätte durchstechen wollen.

Der Graf versprach, daß er die alten Leute, sobald die nöthigen Anstalten gemacht seyn würden, werde abholen lassen — und somit stieg er mit seiner Reisegesellschaft wieder in den Wagen und fuhr weiter.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Was sich auf dem Tannenhofe noch weiter begab.

Der edle Graf hielt sein Wort genau; noch in dem Herbste kam eine Kutsche von Eichburg auf dem Tannenhofe an, die guten alten Leute abzuholen. Der Sohn weinte heiße Thränen, seine guten Aeltern zu verlieren; die Schwiegertochter aber, die jeden Tag und jede Stunde gezählt hatte, bis sie abreisen würden, empfand die größte Freude, ihrer endlich einmal los zu werden. Diese Freude wurde ihr aber sehr verbittert. Denn der Kutscher überreichte ihr eine Signatur, in der geschrieben stand, daß sie alles dasjenige, was den Schwiegerältern zu ihrem Lebensunterhalte ausgedungen sey, die Naturalien nach laufenden Preisen zu Geld angeschlagen, in guten und gangbaren Münzsorten jedes Quartal bey Vermeidung eines Exekutionsbothen an das nächste fürstliche Rentamt zu bezahlen habe. Hierüber ward sie schrecklich böse und fluchte und tobte. „Da kommen wir ja von dem Regen in

die Traufe, sagte sie; wenn sie da geblieben wären, hätten sie uns nicht halb so viel gekostet.“ Der Sohn war aber sehr erfreut, daß er auf diese Art gegen den Willen seines Weibes seinen alten Aeltern noch Gutes thun könne, nur durfte er seine Freude sich nicht merken lassen.

Die guten Aeltern setzten sich am folgenden Morgen in die Kutsche und fuhren von den lauten Segenswünschen ihres Sohnes und den heimlichen Verwünschungen ihrer Schwiegertochter begleitet ab; dem bösen Weibe ging es aber noch so, wie sie es an ihren Schwiegerältern verdient hatte, und wie es dem Geize und der Unmenschlichkeit allemal geht. Sie hatte ihr Geld bey einem Kaufmanne angelegt, der eine neue Fabrik errichtete und für das Hundert zehn Gulden Zins zu geben versprach. Die Zinse wurden jährlich zum Kapitale geschlagen und trugen wieder Zinse, die abermal verzinst wurden. Die Bäuerin wähnte sich sehr glücklich und kannte kein größeres Vergnügen in der Welt, als ihrem Manne vorzurechnen, wie viel all das Geld in zehn, und wie viel es in zwanzig Jahren ausmachen werde. Allein sie wurde bald sehr unsanft aus ihren goldenen Träumen aufgeschreckt. Das Unternehmen des Kaufmanns mißlang, und es wurde der Gant gegen ihn erklärt. Das war ein Donnerschlag für die Bäuerin. Sie hatte von dem Augenblicke

an, da sie das hörte, keine ruhige Stunde mehr. Sie war bey Tage fast immer auf der Strasse, bald zum Advokaten und bald zum Gericht; und zu Nacht konnte sie vor lauter Sinnen, Ueberlegen und hin und her Denken kein Auge mehr schließen. Endlich erhielt sie anstatt ihrer zehn tausend Gulden noch einige hundert. Nun wollte sie gar verzweifeln; das Leben war ihr verhaßt und sie wünschte sich den Tod. Wirklich entkräftete sie der beständige nagende Kummer so sehr, daß sie in ein sehr hartnäckiges Fieber verfiel. Ihr Mann wollte ihr den Arzt aus dem nächsten Städtchen holen; allein sie gab es nicht zu. „Er konnte dem alten Jakob nicht helfen, sagte sie; so wird er mir wohl auch nicht helfen können. Der Scharfrichter von Buchdorf versteht es viel besser.“ Das redete aber nur der Geiz aus ihr. Denn sie glaubte bey dem Scharfrichter etwa ein Paar Gulden weniger bezahlen zu dürfen. Der Bauer widersetzte sich diesmal in allem Ernste und brauchte den Doktor; allein die Bäuerin warf voll Zorns sogleich das erste Arzneyglas uneröffnet zum Fenster hinaus, und ließ den Scharfrichter heimlich rufen. Seine berühmten Tropfen stillten ihr auch wirklich das Fieber! zogen ihr aber, da ihnen Gift beygemischt war, anstatt des Fiebers die Auszehrung zu.

Der Herr Pfarrer von Erlenbrunn besuchte sie in ihrer Krankheit, und redete ihr auf das liebreichste zu, sich zu bessern, ihren Sinn zu ändern, und ihr Herz von den irdischen Dingen ab und zu Gott hin zu wenden. Allein darüber ward sie sehr aufgebracht. Sie schaute den wohlmeynenden Pfarrer mit weit aufgesperrten Augen an und sagte: „Ich weiß gar nicht, was der Herr Pfarrer mit seiner Bußpredigt will. Mit dem Kaufmanne, der uns um das Geld betrog, da dürfte er so sprechen; ja, da ließ ichs gelten. Aber ich, meynte ich, wäre gut genug, so wie ich bin. Ich habe, so lange ich ausgehen konnte, den sonntäglichen Gottesdienst nie versäumt und auch daheim meine täglichen Gebethe nie unterlassen; ich habe in meinem Leben nichts gethan, als gearbeitet und gespart und mich als ein treffliches Muster von der löblichsten aller Tugenden, der Häuslichkeit, betragen; kein Mensch in der Welt kann mir etwas Schlechtes nachsagen, und kein Armer, der vor meine Thüre kam, kann behaupten, daß ich ihn leer gehen ließ. Nun möchte ich doch wissen, wie man anders seyn kann? Ich hätte gemeint, der Herr Pfarrer hielte mich für eine der frömmsten und tugendhaftesten Personen in der ganzen Pfarrey.“

Der würdige Pfarrer sah sich genöthiget, nachdrücklicher mit ihr zu sprechen, um sie zur

Besserung zu bewegen. Er zeigte ihr ausführlich und handgreiflich, daß sie noch das Geld über alles liebe, und daß dieser Geiz, den sie irrig mit der allerdings sehr löblichen Tugend der Sparsamkeit verwechsle, eine wahre Abgötterey sey; daß der rohe Zorn, von dem sie sich beherrschen lasse, unter die abscheulichsten Laster gehöre, Sanftmuth und Geduld aber, diese liebenswürdigen und unumgänglich nöthigen Tugenden, ihr gänzlich fehlten; daß sie aus Geiz und Zorn ihrem Manne unzählige traurige Stunden gemacht, die arme Waise Marie grausam verstossen, und sogar ihre alten Schwiegerältern, die sie doch wie ihre eigene Aeltern hätte ehren und lieben sollen, aus dem Hause vertrieben habe; daß sie bey ihrem großen Vermögen mit dem Stücklein Brod oder der Hand voll Mehl, die sie hie und da einem Armen, oft nur um seiner los zu werden, aus dem Fenster reichte, die wichtige Pflicht der Wohlthätigkeit keineswegs erfüllt habe; daß sie im Gegentheile diese fromme Pflicht verachtet und sogar den würdigsten und bemitleidenswerthesten Hausarmen niemals mit einem Metzen Getreide aus der Noth geholfen, wiewohl sie deren tausende auf dem Kornboden liegen hatte; daß ihre Gaben, wenn für Abgebrannte oder andere Verunglückte gesammelt wurde, immer die kleinsten und unbedeutendsten ge-

wesen; daß sie durch ihren sündhaften Wucher sich um ihr großes Vermögen, mit dem sie so viel Gutes hätte stiften können gebracht und sich selbst das Leben abgekürzt habe; daß ihr gerade die Hauptsache des Christenthums, die Liebe gegen Gott und die Menschen fehle; daß ihr Kirchengehen, so heilig die Pflicht auch sey, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, für sie nicht verdienstlich seyn könne, da sie dadurch nicht besser geworden, und daß ihr Gebeth, da es aus einem liebeleeren Herzen komme, unmöglich das rechte Gebeth seyn könne — —".

Allein sie ließ den eifrigen Pfarrer nicht mehr ausreden; sie fing an zu heulen und zu schreyen: „Ich bin doch die unglücklichste Person auf Erden, sagte sie; mich mag doch auf der ganzen Welt kein Mensch leiden; aber von meinem eigenen Seelsorger hätte ich es doch nicht geglaubt, daß er auch so feindselig gegen mich seyn könnte. Ich habe ihm doch nichts zu Leid gethan, daß er mir so abgeneigt ist und mich für so schlecht hält."

Der gute Pfarrer nahm betrübt Hut und Stock und ging. „Ach, sagte er, wie hart ist es doch, daß ein Mensch, dessen Herz am Irdischen hängt, Sinn und Gefühl für das Himmlische erlange. Wie fern ist er vom Reiche Gottes — von der wahren Frömmigkeit und der ächt-

ten Tugend. Mit einigen auswendig daher gesprochenen Worten glaubt er sich mit Gott abzufinden, und mit einigen hingeworfenen Brosamen seines Ueberflusses sich aller Pflichten gegen seine Mitmenschen zu entledigen. Indeß bleibt sein Herz ungebessert; ja er hält in seiner Verblendung wohl gar seine Laster noch für Tugenden!“

„Ach, sagte er, indem er eben an dem Garten vorbey ging und einen Blick hinein warf, wie sehr betrügen sich diejenigen, die da meynen, um glücklich zu seyn, brauche man nichts, als recht viel Geld. Diese reiche Bäuerin hatte bey all ihrem Geld und Gute in ihrem Leben keine so frohe Stunde, als die arme Marie hier unter den Blumen dieses Gärtchens ihrer tausende hatte.“

Die Bäuerin mußte indeß noch sehr vieles leiden. Sie hustete ganze Nächte hindurch, getraute sich aus Geiz kaum einen Tropfen Wein oder einen Löffel voll Fleischbrühe zu kosten, und hatte bey allen ihren Leiden keinen wahren Trost, keine Kraft zur Geduld und zur Ergebung in den göttlichen Willen. Der Herr Pfarrer gab sich noch alle erdenkliche Mühe, sie auf bessere Wege zu bringen. Sie wurde in ihren letzten Lebenstagen auch etwas milder, und zeigte Reue; allein er zweifelte dennoch, nicht ohne Grund, ob

sie sich wahrhaft gebessert habe. Endlich starb sie in ihren schönsten Lebensjahren als ein trauriges Opfer ihres Geizes, und als ein augenscheinliches Beyspiel, daß die zeitlichen Güter den Menschen nicht glücklich, wohl aber recht unglücklich machen können.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Noch eine sehr traurige Begebenheit.

Die gräfliche Familie hatte Marien mit in die Residenzstadt genommen. Eines Morgens kam ein alter Geistlicher mit eisgrauen Haaren in den gräflichen Hof, ließ sich zu Marien führen, und sagte ihr, daß er einen Auftrag an sie habe. Eine sehr kranke Person, die ihrem Tode nahe sey, wünsche vor ihrem Hinscheiden sie noch zu sprechen, indem sie sonst nicht ruhig sterben könne; wer sie eigentlich sey, wolle sie Marien selbst entdecken. Marie war über diesen Antrag sehr befremdet; sie fragte die Frau Gräfin um Rath, was sie thun solle. Die Gräfin kannte den Geistlichen als einen sehr frommen und ver-

ständigen Mann, und hieß sie gehen. Auf Verlangen des Geistlichen ging der alte Anton mit.

Marie mußte sehr weit gehen, bis in den abgelegensten Theil der Vorstadt. Endlich kam sie an ein Haus in einer engen Seitengasse, das ein sehr düsteres Aussehen hatte. Hier mußte sie fünf Stiegen steigen, von denen die zwey letzten so dunkel, schmal und baufällig waren, daß es Marie ganz bange wurde. Nun blieb der Geistliche bey einer alten Thüre, die blos aus rohen Brettern zusammen genagelt war, stehen und sagte: „Hier! — doch warten Sie noch ein wenig; Sie werden das da sehr nothwendig haben.“ Er tröpfelte ihr etwas Melissengeist auf ihr Taschentuch und öffnete dann die Thüre.

Marie trat in ein Dachstübchen, das nicht armseliger hätte seyn können. Das trübe kleine Fenster war häufig mit Papier verpappt; eine elende Bettstadt, ein noch elenderes Bett, wenn es je ein Bett zu nennen war, und ein zerbrochener Stuhl daneben, auf dem ein steinerner Wasserkrug ohne Deckel und Handhebe stand, machten die ganze Einrichtung aus. Aber die Kranke in dem Bette war erst recht ein Gegenstand des Entsetzens. Marie glaubte ein Todtengerippe zu sehen, das sich bewegte, mit einer

gräß-

gräßlichen, röchelnden Stimme zu reden anfing, und ihr die dürre Hand entgegen streckte. Marie zitterte an allen Gliedern. Mit Mühe verstand sie endlich aus den hohlen, mit vieler Anstrengung hervorgebrachten Worten so viel, diese entsetzliche Gestalt sey — Jettchen; Jettchen, die damals, als sie noch im Schlosse zu Eichburg war, schöner blühte, als eine Rose.

Die Unglückliche hatte von dem Geistlichen vernommen, Marie sey mit der Herrschaft wirklich in der Stadt, und hatte sie rufen lassen, um sie wegen der Geschichte mit dem Ringe um Verzeihung zu bitten. Ihren Namen wollte sie vorher nicht nennen lassen, weil sie fürchtete, Marie möchte sonst aus Haß gegen sie nicht kommen.

Die gutherzige Marie brach in einen Strom von Thränen aus, und erschöpfte sich in Versicherungen, daß alles, alles längst verziehen sey, und daß sie nichts fühle, als das innigste, schmerzlichste Mitleid. Marie wollte die Unglückliche, zum Zeichen, daß sie ihr ganz verziehen habe, umarmen und küssen. Allein der Geistliche schrie laut auf: „Zurück!“ und streckte den Arm aus, Marien abzuhalten. „Um Gottes willen, sagte er, was wollen Sie machen! Das Gift dieser Krankheit ist ansteckend.“ „Was ist es

denn für eine Krankheit?“ — sagte die unschuldige Marie erschrocken. Der Geistliche blickte zur Erde und schwieg; allein die Kranke forderte ihn auf, kein Geheimniß daraus zu machen, wie sie so unglücklich geworden, indem ihr Unglück andern zur Warnung dienen könne.

Der Geistliche sprach hierauf, Marien wehmüthig anblickend: „Ach, mein liebes Kind, diese Krankheit ist die Folge schändlicher Ausschweifungen. So fürchterlich kann die Unzucht die schönste Gestalt verwüsten; dieser schreckliche Tod ist die Folge eines unzüchtigen Lebens! Sie sind noch jung, meine Tochter! Viele werden Ihnen sagen, daß Sie schön seyen; Sie werden oft sehr leichtfertig reden, und über das Laster scherzen und es entschuldigen hören; Sie werden der bösen Beyspiele nicht wenige sehen. Die Verführung wird, gleich einer giftigen Schlange, auch Ihnen nachstellen! — Denken Sie daher Ihr Lebenlang an dieses Beyspiel hier. Sie sehen da, wie elend die Sünde mache. Das Andenken dieses Schreckenanblicks kann Sie bewahren. O könnte ich nur alle Töchter dieser Stadt, die in Ihrem Alter sind, hieher führen — sie zu warnen. Könnte ich besonders jenen Bösewichtern, die unter dem Scheine der Freundschaft, der Liebe, des Wohlwollens, der Freude dieses einst auch unschuldige Mädchen verführten, und es so

gräßlich hinrichteten, diese entsetzliche Gestalt zeigen! Es giebt Leute, die uns Geistliche unweise nennen, und uns vorwerfen, wir predigen Freudenhaß; allein eine solche Freude, die ein solches Ende nimmt, kann ich nun einmal nicht liebenswürdig finden, und wehe dem, der, unschuldige Geschöpfe zu betrügen, solchen nichtswürdigen Vergnügungen eine Lobrede hält.“

Jettchen hatte schon früher, da sie mit der Herrschaft in der Residenzstadt war, sich heimlich in verbothene Bekanntschaften mit schlechten Menschen eingelassen. Als sie aus Eichburg verwiesen wurde, ging sie wieder dahin, ward ganz verführt, lebte eine Zeit in lauter Lustbarkeiten, erschien in prächtigen Kleidern, die sie auf eine unerlaubte Art erwarb, und zog sich diese Krankheit zu. Ihre Kleider, die ihr ganzes Vermögen ausmachten, hatte sie während ihrer Krankheit für den zehnten Theil des Geldes, das sie dafür ausgelegt, wieder verkauft und mußte nun, von allen ihren ehemaligen Freunden verlassen, im tiefsten Elende schmachten. Alles dieses bekannte sie unter heißen Thränen selbst.

„Ach, sagte sie, ich bin eine große Sünderin; ich habe mein Schicksal verdient. Daß ich nicht mehr an Gott denken, nichts Gutes mehr hören, die Stimme meines Gewissens nicht mehr

achten mochte; daß ich nichts mehr als Putz, Schmeicheleyen und Vergnügungen liebte, war der Anfang alles meines Elendes, und hat mich an Ende so weit gebracht.“ — „O, rief sie lautweinend und mit hohler, heißerer Stimme, wenn nur in der andern Welt nicht noch ein größerer Jammer auf mich wartet! Doch, da Sie, edle Marie, die ich so sehr, so entsetzlich beleidigte, mir verziehen haben, so hoffe ich, Gott werde mir auch verzeihen!“

Marie ging sehr bestürzt nach Hause; sie konnte vor Entsetzen, Eckel und Mitleiden nicht zu Mittag essen. Immer schwebte ihr die gräßliche Gestalt vor Augen, immer klang die widerliche Stimme in ihren Ohren. Sie mußte nur immer bey sich selbst sagen: „Diese entsetzliche Gestalt — war einst Jettchen, das schöne Jettchen!“ und sie wiederholte diese Worte den Tag über fast beständig. Dabey dachte sie an ihr blühendes Aepfelbäumchen, das einst der Reifen verwüstet hatte. Alles, was ihr Vater ihr damals und noch auf seinem — freylich viel tröstlicherem! — Sterbebette gesagt hatte, kam ihr wieder zu Sinne, und sie gelobte es Gott in ihrem Herzen aufs neue heilig an, immer rein und untadelhaft zu leben. —

Sie bath indeß die Frau Gräfin für Jettchen. Diese schickte ihr einen Arzt, Speisen,

Leinewand, und was sie sonst nöthig hatte. Allein nachdem Jettchen noch die schrecklichsten Schmerzen geduldet, und wegen ihres gräßlichen Anblicks und des Verwesungsgeruches bey noch lebendigem Leibe fast kein Mensch mehr sich ihrem Bette nähern konnte, starb sie im drey und zwanzigsten Jahre ihres Alters!

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Noch eine freudige Begebenheit.

——

Im nächsten Frühlinge, da bereits alles grünte und blüthe, begab sich der Graf mit seiner Gemahlin und Tochter nach Eichburg; auch Marie mußte mitreisen, und nahm in dem Wagen ihren gewöhnlichen Platz neben Amalia ein. Als die Reisegesellschaft Abends Eichburg näher kam, und Marie nun im Glanze der untergehenden Sonne den Kirchthurm, das gräfliche Schloß und ihr väterliches Haus von Ferne erblickte, ward sie sehr gerührt, und sie konnte die Thränen nicht zurück halten. „Ach, sagte sie, damals, als ich Eichburg verließ, hätte ich wohl nicht gedacht, daß ich so wieder zurück kommen

würde! Wie wunderbar weiß Gott doch alle Dinge zu lenken, und wie gütig ist Er!“

Als der gräfliche Wagen vor dem Schloßthore ankam, standen die Beamten und alle die übrigen Diener des Grafen bereit, die Herrschaft zu bewillkommen. Auch Marie ward sehr freundlich begrüßt, und alle bezeugten ihre Freude, sie wieder zu sehen und wünschten ihr Glück, daß ihre Unschuld an den Tag gekommen. Der alte Amtmann aber nahm sie mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit bey der Hand, bath sie vor allen Anwesenden um Verzeihung, bezeugte dem Grafen und der Frau Gräfin für die edelmüthige Vergütung des zugefügten Unrechts seinen Dank, und versicherte, auch er, auf den die größte Schuld falle, werde sich bestreben, diese Schuld nach Kräften abzutragen.

Marie stand am andern Tage sehr früh auf. Die Freude und der herrliche Maymorgen, der ihr hier auf dem Lande wieder so recht in das Fenster schien, hatten sie so frühe geweckt. Sie eilte ihre väterliche Wohnung und ihren Garten zu besuchen. Unterwegs begegneten ihr lauter freundliche Gesichter; manche jungen Leute, denen sie als Kinder Blumen geschenkt hatte, waren so herangewachsen, daß Marie sich darüber wundern mußte. An der Gartenthüre kamen ihr der Bauer und die Bäuerin entgegen, grüßten sie

liebreich und erzählten ihr, wie zufrieden und vergnügt sie hier lebten.

„Einst, sprach der Bauer mit Freudenthränen in den Augen, da Sie ohne Herberge waren, nahmen wir Sie unter unser Dach auf; und jetzt, da wir gleichsam aus unserer Wohnung vertrieben wurden, geben Sie uns für unsere alten Tage diesen freundlichen Aufenthalt.“

„Ja, ja, sagte die Bäuerin: Es ist doch immer gut, freundlich und dienstfertig gegen Andere zu seyn; man weiß nicht, wie sie uns wieder dienen können.“ „Nun, nun, sprach der Bauer; daran dachten wir damals nicht, und thaten es auch nicht deßwegen. Indeß bleibt es immer ein wahres Wort: „Seyd barmherzig, und ihr werdet Barmherzigkeit erlangen.“

Marie ging in das Haus; die Wohnstube, die Stelle, wo ehemals ihr Vater saß, weckte wehmüthige Erinnerungen in ihr. Sie ging in dem Garten umher. Jeden Baum, den ihr Vater gepflanzt hatte, begrüßte sie, wie einen alten Bekannten; besonders aber verweilte sie bey dem Aepfelbäumchen, das eben jetzt in der schönsten Blüthe stand. „Ach, sagte sie, wie kurz ist das Daseyn des Menschen hier auf Erden! Er geht fort, und Bäume und Sträuche überleben ihn!“

Sie setzte sich in die Laube, in der sie mit ihrem Vater so manche selige Stunde zugebracht hatte. Es war ihr, indem sie in dem Garten umher blickte, den er im Schweiße seines Angesichts gebaut hatte — als sähe sie ihn noch stehen und gehen. Sie weihte seinem Andenken eine fromme Thräne; sie konnte aber mit Ruhe, mit getröstetem Herzen daran denken, daß er sich in schöneren Gegenden befinde, und dort einärnte, was er hier äussäete. —

Marie kam jeden Frühling auf einige Wochen nach Eichburg, und lebte hier an der Seite Amaliens, von jedermann geehrt und geliebt, immer sehr frohe Tage. Eines Morgens saß sie mit Amalia an dem Arbeitstischchen, und beyde waren sehr beschäftigt, ein Kleid fertig zu machen. Da trat ganz unvermuthet der Herr Amtmann — und zwar, wiewohl es Werktag war, im scharlachrothen Festkleide und mit frischgepuderter Perücke — sehr feyerlich in das Zimmer. Amalia und Marie schauten einander verwundert an, was dieß zu bedeuten habe. Der Amtmann bezeugte erst Amalien seinen Respekt, und sagte dann, daß er Jungfer Marien einen Antrag von großer Wichtigkeit zu machen habe.

Sein Sohn Friederich, fing er nun zu Marien gewandt an, der ihm durch die Gnade Seiner Exzellenz, des Herrn Grafen, in dem Amte

adjun-

adjungirt und sein bestimmter Nachfolger sey, habe ihm gestern eröffnet, daß er, wegen ihres edlen Herzens und ihrer vortrefflichen Eigenschaften eine Neigung zu Jungfer Marien habe, und sich glücklich schätzen würde, sie zu ehelichen. Als ein guter Sohn habe er ihr von seiner Neigung und Absicht nichts sagen wollen, bis er sich zuvor der väterlichen Einwilligung, um die er hiemit bitte, versichert habe. Diese Einwilligung habe ihm der Vater sogleich mit Freuden und von ganzem Herzen gegeben, und es übernommen, als Vater den Brautwerber für den geliebten Sohn zu machen, und um Mariens Hand zu bitten. Diese ihr angetragene Verbindung, fügte er noch mit einer Thräne im Auge bey, wäre ihm, dem Vater, um so angenehmer, da er das Unrecht, das er einst Marien zufügte und das ihm schon manche schwere Stunde gemacht habe, auf diese Art einiger Maaßen wieder gut machen könne. Er hoffe, Jungfer Marie werde keine Abneigung gegen seinen Sohn hegen, am allerwenigsten aber das Unrecht, das ihr der Vater, lediglich aus Irrthum und vielleicht zu großem Eifer für Handhabung der heiligen Gerechtigkeit zufügte, einen Grund seyn lassen, den gemachten Antrag abzuweisen. Er schwieg — und wartete auf Mariens Antwort.

Marie war über den Antrag sehr betroffen. Sie wußte nicht sogleich, was sie sagen sollte, und wurde ein über das andere Mal glühend roth. Der Sohn des Amtmannes war ein sehr vortrefflicher junger Mann; er hatte seine Studien mit ganz ungemeinem Beyfalle vollendet, und sowohl auf der Universität, als während er bey der fürstlichen Regierung sich in Geschäften übte, ganz ausnehmende Kenntnisse erworben; seine Sitten waren durchaus untadelich; er hatte das edelste Herz, ein sehr feines, liebenswürdiges Betragen und überdieß noch eine sehr schöne Gestalt. Er hatte Marien, seit sie wieder nach Eichburg gekommen war, in dem gräflichen Schloßgarten, in den sie mit der Herrschaft gewöhnlich nach Tische herab kam, einige Male gesprochen, und ihr eine ganz vorzügliche Hochachtung und Aufmerksamkeit bewiesen. Marie ahnete auch wohl, daß er eine Neigung zu ihr habe; es war ihr auch der Gedanke zu Sinn gekommen, daß sie mit ihm sehr glücklich seyn würde. Allein sie gab diesem Gedanken kein Gehör; sie war so bescheiden, und glaubte ihre Wünsche nicht so hoch erheben zu dürfen. Sie war deßhalb sehr auf der Huth, in ihrem Herzen eine Neigung aufkeimen zu lassen, die zu nichts diente, als sie unruhig zu machen, und sie vermied es von dieser Zeit an sehr sorgfältig,

mit Friderich in dem herrschaftlichen Garten zusammen zu treffen. Obgleich nun der Antrag, der ihr jetzt gemacht wurde, ihren geheimsten Wünschen gemäß war, so konnte sie doch unmöglich sich sogleich erklären. Sie stammelte mit jungfräulicher Sittsamkeit und mit erröthenden Wangen, daß sie durch den ehrenvollen Antrag überrascht sey — daß sie um Bedenkzeit bitte — daß sie mit dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin, die bisher Vater- und Mutter-Stelle an ihr vertreten, zuvor noch sprechen müsse. —

Dieses war dem klugen Amtmann schon genug; er entfernte sich sehr vergnügt. Er zweifelte gar nicht, daß diese Verbindung dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin sehr angenehm seyn würde. Er ging sogleich zu ihnen; sie hatten beyde eine hohe Freude.

Der Graf sagte: „Sie bringen uns in der That eine sehr erfreuliche Nachricht, mein lieber Herr Amtmann! Meine Gemahlin und ich haben schon oft unter vier Augen davon gesprochen, daß der treffliche Friderich und die liebenswürdige Marie sich sehr wohl für einander schicken würden. Allein wir hütheten uns sehr, etwas davon merken zu lassen. Wir fürchteten, man möchte unsern Wunsch — für so etwas von einem Befehl ansehen; und in Heirathsachen ist uns al-

les, was auch nur von Ferne einem Zwang ähnlich ist, in der Seele verhaßt. — Jetzt ist es uns aber um so angenehmer, daß unsere Wünsche ohne unser Zuthun erfüllt werden.“

Die Frau Gräfin sprach: „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, Herr Amtmann! Sie erhalten in Marien die beste Schwiegertochter und Ihr Sohn die beste Ehegattin. Marie ist in der Schule früher Leiden gebildet, und das ist die allerbeste Schule. Alle Ecken, die sich wohl auch in der Gemüthsart sehr trefflicher Menschen finden, werden am besten durch Leiden abgeschliffen. Marie ist von Herzen demüthig. Sie ward durch Schmeicheley nicht verwöhnt; sie ist die bescheidenste und anspruchloseste Seele, die ich kenne; sanft, wohlwollend, und — was die Wurzel alles Guten ist — von ganzem Herzen fromm. Auch ward sie von Kindheit an zur Arbeit gewöhnt, und da sie alle häuslichen und ländlichen Arbeiten selbst verrichtete, so verstehet sie es sehr gut, einem Hauswesen vorzustehen. Das, was man feine Sitten und gute Lebensart nennt, hat sie sich in der Hauptstadt, ohne Nachtheil ihrer Tugend, in kurzer Zeit eigen gemacht. Unschuld und Schönheit sind in ihr sehr lieblich vereinigt. Sie ist in jeder Hinsicht das Muster eines vollkommenen Frauenzimmers. Ihr Sohn wird mit Marien sehr glücklich seyn!“

Die Frau Gräfin fing nun, da sie Mariens Einwilligung als gewiß annahm, sogleich an, sehr angelegentlich von den Anstalten zur Hochzeit zu sprechen. „Ich werde alles dazu beytragen, sagte sie, die Hochzeit recht feyerlich zu machen. Die Mahlzeit werde ich hier im Schlosse geben, und auch auf die Ausfertigung und den Brautputz Bedacht nehmen.“ „Sieh, sieh, setzte sie lächelnd bey, jetzt kann Marie doch noch den Ring als Brautring tragen. Wer hätte das gedacht!“ Auch wurde noch verabredet, mit Erlaubniß des Pfarrers von Eichburg den Pfarrer von Erlenbrunn einzuladen, damit er Mariens eheliche Verbindung einsegne. „Dieß wird der Braut eine ganz unerwartete Freude machen, sagte die Frau Gräfin, und auch der edle Pfarrer, der an ihrem Unglücke so vielen Antheil nahm, wird sich freuen, nun ein Zeuge ihres Glückes zu seyn.“

Der Hochzeittag war einer der feyerlichsten Tage, die man in Eichburg je erlebt hatte. Die ganze gräfliche Familie begab sich zur bestimmten Stunde in die Kirche, wo sich bereits aus der ganzen Grafschaft Eichburg eine unzählige Menge Menschen eingefunden hatte. Wer nicht mußte, war sicher nicht zu Hause geblieben; es war in den Augen der Leute etwas gar zu Außerordentliches, daß ein armes Mädchen, die ehemals

in Ketten und Banden lag, zu solchen Ehren gekommen.

Amalia begleitete, jungfräulich bekränzt, ihre Freundin zur Kirche. Sie glaubte dadurch ihrem Range nichts zu vergeben, und von ihrem Ansehen nichts zu verlieren; in der That gewann sie vielmehr dadurch bey allem Volke an Liebenswürdigkeit, und jedermann schätzte sie wegen ihrer Leutseligkeit und Herablassung nur um so höher.

Marie stand in ihrem Kranze von weißen und rothen Rosen, und in einem veilchenblauen Kleide, mit einem Angesichte, das lieblicher als alle Rosen blühte, und mit bescheiden niedergeschlagenen Augen, schön wie ein Engel, neben dem wohlgebildeten Bräutigam von hoher, edler Gestalt, am Altare. Aller Augen waren auf sie gerichtet.

Der alte Jäger Anton stand seitwärts am Altare, nicht weit von dem Brautpaare. Da er die so unbeschreiblich schön blühende Braut erblickte, fiel ihm Jettchens schreckliche Gestalt auf ihrem Sterbebette ein. „O Gott, sagte er, wenn nur alle, die hier zugegen sind, Jettchen gesehen hätten, um sie mit Marie hier in Gedanken zu vergleichen. Sie würden dann einsehen, wohin

die verschiedenen Wege, auf denen diese zwey Mädchen wandelten, am Ende führen."

Der würdige Pfarrer von Erlenbrunn hielt vor der heiligen Handlung eine sehr schöne Anrede an das versammelte Volk. Er stellte die denkwürdige Geschichte der Braut und ihres verklärten Vaters zuerst kurz dar, und pries dann Gottes heilige Vorsehung, die uns Menschen auf Erden durch Leiden bildet, uns durch Leiden vor manchem Abwege bewahrt, uns in der Frömmigkeit, im Vertrauen, in der Demuth, in der Geduld übt, uns auf die Freude, die sie uns auf Erden zudachte, vorbereitet, und — was das vorzüglichste ist — uns durch Leiden für den Himmel erzieht, und uns ewiger Freuden fähig und werth macht. Er ermahnte die Aeltern, ihre Kinder gut zu erziehen, ihnen Ehrfurcht vor Gott, Liebe zum Guten und Abscheu vor dem Bösen einzuflößen, indem eine gute Erziehung das beste Erbtheil sey, das sie ihnen hinterlassen können. Er redete der Jugend recht an das Herz, fromm zu leben, die Aeltern zu ehren, die Unschuld als die schönste Tugendblüthe des jugendlichen Alters zu bewahren und in allem Gottes Gebothe heilig zu beobachten, indem sie gleichsam eine Hand am Scheide-Wege seyen, die uns hindeute, wohin wir gehen müssen, um zu Glück und Heil zu gelangen.

Das Hochzeitmal, das in dem großen Saale des gräflichen Schlosses gegeben wurde, war sehr prächtig. Anstatt des silbernen Aufsatzes aber, der sonst die Mitte der Tafel einnahm, erblickte man zur allgemeinen Freude der Gäste — das Blumenkörbchen. Amalia hatte es heimlich mit den schönsten Blumen gefüllt, und es dahin stellen lassen.

„Das ist, sprach der Herr Pfarrer von Erlenbrunn, in der That ein sehr schöner, lieblicher Gedanke, die Brauttafel mit diesem Blumenkörbchen zu zieren. Ein solches Körbchen voll Blumen, das wirklich eine Tafel mehr ziert als Gold und Silber, ist überhaupt schon ein sehr erfreulicher Anblick. Nicht nur können wir auf Erden nicht leicht etwas Schöneres sehen; es muß auch ein frommes Gemüth mit frommer Rührung erfüllen, und es zum Himmel erheben. Es ist gleichsam vollgedrängt von Beweisen der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes; denn Gott ist es ja, der jeder Blume Gestalt, Farbe und Wohlgeruch gab, und sie schöner schmückte, als je der größte König in aller seiner Pracht gekleidet war.“

„Allein dieses Blumenkörbchen steht als ein ganz besonderer Beweis der göttlichen Vorsehung hier auf der Tafel; denn Gott bediente sich ja desselben, die Schicksale der Braut wunderbar

zu lenken und uns allen das heutige Freudenfest zu bereiten. Er, dessen Freundlichkeit wir mit Recht im Purpur der Rose, dem Atlaßglanze der Lilie, der ganz eignen blauen Farbe des Veilchens bewundern — offenbart sich uns noch freundlicher und liebreicher in den Schicksalen unsers Lebens, indem er sich oft eines geringfügigen Dinges bedienet, uns vor Leiden zu bewahren, uns aus Nöthen zu erretten, uns vom Bösen zurück zu schrecken, uns einen mächtigen Antrieb zum Guten zu geben; indem Er oft den unbedeutendsten Vorfall den Anfang einer ganzen Reihe wichtiger Begebenheiten werden läßt, die verschiedensten scheinbaren Vorfälle zu Einem Ziele lenkt, so daß jedes Menschenleben, wenn wir es — was wohl erst jenseits geschehen wird — mit einem Blicke übersehen, als ein schön geordnetes Ganze, als ein Wunder seiner Allmacht, Weisheit und Güte erscheinen wird."

„Ich denke, die fromme Braut werde das Körbchen als ein Familienstück aufbewahren, und es nie anders als mit dem innigsten Dankgefühle gegen Gott betrachten. Mögen noch viele frohe Familienfeste Ihr Gelegenheit geben, es mit Blumen zu füllen; ja möge das Körbchen, mit Blumen gefüllt, heute über fünfzig Jahre zum zweyten Male Ihre hochzeitliche Tafel zieren."

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Jakobs Denkmahl.

Das Denkmahl des seligen Jakobs, das Amalia am Grabe des guten Mannes Marien versprochen hatte, war indeß auch fertig geworden. Es war sehr einfach und sehr schön aus weißem Marmor gearbeitet, und mit einer goldenen Inschrift geziert. Die Inschrift enthielt außer dem Namen, dem Stande, dem Alter des edlen Gärtners und Korbmachers, blos die Worte Jesu, die allerdings verdienen mit goldenen Buchstaben geschrieben zu werden: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an Mich glaubt, der wird leben, ob er gleich gestorben wäre.“ Unter diesen Worten war das Blumenkörbchen, durch das Gott Marien am Grabe ihres Vaters aus ihrem großen Leiden errettet hatte, sehr kunstreich in erhabener Arbeit abgebildet. Amalia hatte das Körbchen, nachdem Marie es zuvor mit den schönsten Blumen füllte, abgezeichnet, und die sehr gelungene Zeichnung dem Künstler mitgetheilt. Unter dem Blumenkörbchen war noch der denkwürdige Ausspruch der heiligen Schrift zu lesen: „Alle Herrlichkeit des Menschen ist wie eine Blume des Grases, die bald abfällt; aber das Wort des Herrn bleibet in

Ewigkeit.“ Oben auf dem Denkmahle erhob sich ein einfaches, im Feuer vergoldetes Kreuz.

Der erfreute Pfarrer von Erlenbrunn ließ das schöne Denkmahl auf das Grab setzen. Es nahm sich, von dem dunkeln Schatten der Tannen gehoben, ungemein schön aus; und wann erst der Rosenstock auf dem Grabe blühte, und dann einige grüne Zweige mit halb und ganz aufgeblühten Rosen, jedoch ohne die goldene Inschrift zu bedecken, sich über den blendendweißen Marmor herab beugten, so konnte man nichts Schöneres sehen. Das Denkmahl war die schönste Zierde des ländlichen Kirchhofes, und die größte Denkwürdigkeit des Dorfes. So oft der gute Pfarrer fremde Gäste bekam, führte er sie allzeit zu dem Grabmahle. Wenn dann etwa ein oder der andere sagte, es sey ein artiger Gedanke, einem Manne, der Gärtner und Korbmacher zugleich war, ein Körbchen mit Blumen auf den Grabstein zu setzen, so sagte der Pfarrer: „O, es ist noch mehr, als blos ein artiger Einfall. Das Blumenkörbchen hat noch eine schönere Bedeutung, und die Landleute nennen es mit Recht das Wahrzeichen einer sehr rührenden Geschichte. Denn der Boden hier, auf dem wir stehen, ward mit mancher heißen Thräne benetzt.“ Er erzählte dann allemal den horchenden Fremden die Geschichte des Blumenkörbchens, und die meisten verließen die Grabstätte des frommen Mannes mit solchen Empfindungen und Entschlüssen, daß nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, als die Leser und Leserinnen möchten dieses Büchlein mit ähnlichen Empfindungen und Vorsätzen aus der Hand legen.

Bey Philipp Krüll in Landshut ist zu haben:

Adelhaid, Königs-Tochter von Burgund, nachherige Gemahlin des Kaisers Otto des Großen; eine erbauliche und merkwürd. Geschichte aus dem 10ten Jahrh. neu erzählt und mit nützl. Sittenlehren begleitet. m. Kupf. 8. 827. 24 kr. 6 gr.

der Alte von den Bergen; eine Erzählung für Kinder. 5te Auflage. 8. 826. 9 kr. 3 gr.

Blüthen, dem blühenden Alter gewidmet, von dem Verfasser der Ostereyer. 2te verb. u. verm. Aufl. 8. 826. 24 kr. 6 gr.

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde, von dem Verfasser der Ostereyer. 3 Bdchn. 12. 821-26. 27 kr. gr. 12. 36 kr. 9 gr.

— — kleine lehrreiche, für Kinder; ein Lesebüchlein f. Volksschulen, von dem Verfasser der bibl. Geschichte. 2 Bdchn. 12. 826-27. netto 15 kr. 5 gr.

Eustachius; eine Geschichte der christl. Vorzeit, neu erzählt für die Christen unserer Zeit v. d. Verf. der Genovefa. m. K. 8. 828. 30 kr. 8 gr.

Fabeln für unsere Zeiten und Sitten. 2 Bdchn. 821. 1 fl. 16 gr.

Fidelis von Sigmaringen; eine merkwürdige und lehrreiche Geschichte späterer Zeiten, neu erzählt für alle fromme Christen v. d. Verf. der Itha von Toggenburg; m. K. 3te Aufl. 8. 826. 24 kr. 6 gr.

Genovefa; eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums; neu erzählt für alle gute Menschen, besonders für Mütter und Kinder; mit K. 4te rechtmäßige Auflage. 8. 825. 24 kr. 6 gr.

Geschichte, biblische, für Kinder. 3 Thle. 8. 825-26. netto 1 fl. 9 kr. 18 gr.

— — dieselbe im Auszug. 2 Thle. 8. 827. netto 30 kr. 8 gr.

Hirlanda, Herzogin von Bretagne; oder der Sieg der Unschuld; eine erbauliche und lehrreiche Geschichte des Alterthums; neu erzählt für Junge und Alte v. d. Verf. der Itha von Toggenburg. m. K. 5te rechtmäß. Aufl. 8. 827. 20 kr. 5 gr.

Abschrift

M — 31/6 18/7

Schmid

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Gesammelte Jugend- und Kinder-Schriften

Bd.: 3.

Grätz 1832

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 225 -3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279492-5